Geschichte

der

Reformation in Europa

zu den Zeiten Calvin's

von

J. H. Merle d'Aubigné.

Les choses de petite durée ont coutume de devenir fanées, quand elles ont passé leur temps. Au règne de Christ, il n'y a que le nouvel homme qui soit florissant, qui ait de la vigueur, et dont il faille faire cas.

CALVIN.

Einzig rechtmäßige deutsche Ausgabe.

Dritter Band.

Frankreich, Schweiz, Genf.

Elberfeld.
Verlag von R. L. Friderichs,
1865.

Inhalts-Verzeichniß.

Viertes Buch.

Ungünstige Zeiten für die Reformation in Frankreich.

Fünftes Buch.

Die Kämpfe der Reformation.

Geschichte

der

Reformation

in

Europa

zu den

Zeiten Calvin's.

Viertes Buch.

Ungünstige Zeiten für die Reformation in Frankreich.

Erstes Kapitel.

Der Flüchtling Calvin in seinem Zufluchtsort zu Angoulême.

Die Religion verlangt Freiheit. Religiöse Ueberzeugungen haben weder dem Louvre noch dem Vatikan Rechenschaft zu geben. Das Gewissen steht nur unter Gott, und jede menschliche Gewalt, die sich in dies Gebiet eindrängt, die sich anmaßt, hier Vorschriften zu machen, frevelt gegen den einzig rechtmäßigen Herrn und König. Schon vom Standpunkte menschlicher Philosophie muß jede religiöse Verfolgung verdammt werden, wie viel mehr noch dem göttlichen Rechte gegenüber. Waffengewalt im Allerheiligsten ist eine Beleidigung der höchsten Majestät. Eine Regierung, die Verfolgungen anordnet, ist nicht nur illiberal, sie ist geradezu gottlos. Zwischen die Seele und ihren Gott darf sich kein Sterblicher stellen; wo diese sich begegnen, ist eine heilige Stätte. Bleib fern, o Welt, und laß die Seele dem, dem sie allein gehört.

Solche Gedanken bewegen uns, wenn wir uns einem Zeitraum nähern, in welchem Frankreich der Schauplatz eines fanatischen Verfolgungseifers wurde, in welchem Schaffotte sich in den Straßen von Paris erhoben, ja eine königliche Procession die schrecklichsten Strafen mit Enthusiasmus begrüßte.

Die Rechte des Gewissens, auf welche wir uns berufen, sind nicht neu; sie stammen nicht erst aus unserm, nicht aus dem sechszehnten Jahrhundert. Der Heiland hat sie gegründet, da er sprach: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist.“ Seitdem haben fort und fort muthige Stimmen sie verkündigt. Sprachen doch schon die Märtyrer dreier Jahrhunderte zu den heidnischen Kaisern:

„Streitet es nicht wider die Religion, wenn man mir nicht erlaubt, den Gott, an den ich glaube, zu verehren, wenn man mich zwingt, einen andern anzubeten, an den ich nicht glauben kann [1])?“ Im vierten Jahrhundert rufen ein Athanasius, ein Hilarius den arianischen Fürsten entgegen: „Der Satan braucht Gewalt, er sprengt die Thüren mit der Axt....; aber die Wahrheit bedient sich keiner andern Waffen als der Ueberzeugung [2]).“ Und später, als die Barbaren mit roher Gewalt die Kirche unterdrücken wollten, da erhebt selbst die lange Zeit fügsame Geistlichkeit laut ihre Stimme und erklärt, daß die christliche Lehre nicht unter der Herrschaft des weltlichen Schwertes stehe.

Als daher in den blutigen Tagen der Reformation Roms Macht sich in einigen Gegenden mit der der Fürsten verband, um den Seelen Gewalt anzuthun und sie mit Zwang den Gesetzen der Kirche zu unterwerfen, beriefen sich die Evangelischen, wenn sie die Freiheit der Religion beanspruchten, nur auf jenes Wort Christi, welches die Kirche einst selbst geltend gemacht hatte. Doch wie wunderbar! So groß und herrlich die Kirche dies Wort gefunden hatte, als es zu ihrer Vertheidigung diente, jetzt fand sie es gottlos, als man es anführte, um ihren Verfolgungen zu entgehen. Aber solchen Inkonsequenzen begegnen wir häufig in der Geschichte des gefallenen Menschengeschlechtes, und die Erinnerung thut noth, wie schmerzlich sie auch sei. In der katholischen Christenheit haben viele edle Glieder stets mit Abscheu sich abgewandt von jenen schrecklichen Strafen, durch welche man unsere Väter zur Verleugnung ihres Glaubens zu zwingen hoffte. Heutzutage gibt es deren noch mehr, die mit ihnen übereinstimmen, denn die Gesetze der religiösen Freiheit finden mehr und mehr Eingang bei den Völkern. Aber die Zeit, der wir angehören, darf es nicht vergessen, daß die Reformation erst nach zwei Jahrhunderten der blutigsten Verfolgung in der Welt festen Boden gewann. Als in der Bartholomäusnacht das Blut in der Hauptstadt der Valois floß, als die Mörder ihre wilde Wuth an dem Leichnam des edelsten und größten Mannes in Frankreich, des Admirals Coligny, ausließen, da herrschte unendliche Begeisterung in Rom, und die heilige

---

[1]) Adimere libertatem religionis, interdicere optionem divinitatis, etc. (Tertullianus, Apol., cap. XXIV.)

[2]) Athanasius, Hist. Arian., §. 3.

Stadt widerhallte von den Ausbrüchen einer grauenhaften Freude [1]). Ja, um den Ruhm der Ermordung der Hugenotten zu verewigen, ließ der Papst zum Andenken dieser Greuelthat eine Medaille schlagen, welche die Ermordung darstellte, mit der Inschrift: Hugonotorum strages. Mit eignen Augen haben wir gesehen, daß die päpstlichen Beamten diese Münze an die Fremden verkaufen, welche irgend ein Andenken an Rom mitzunehmen wünschen. Jene Zeiten liegen hinter uns; mildere Sitten haben Eingang gefunden, aber es ist die Aufgabe des Protestantismus, der Welt in's Gedächtniß zu rufen, welchen Gebrauch der päpstliche Stuhl, selbst nach den Zeiten des Mittelalters in den katholischen Ländern von jener Herrschaft gemacht hat, auf die er stets pocht, und die er mit aller Gewalt wieder an sich zu bringen trachtet. Der Widerstand gegen diese tyrannische Herrschaft hat der Reformation Ströme des reinsten Blutes gekostet, und dieses Blut berechtigt uns, gegen Roms Uebermacht zu protestiren.

Bevor wir aber die Schreckensscenen schildern, durch welche Paris um diese Zeit befleckt wurde, müssen wir den später so berühmt gewordenen jungen Gelehrten auf seiner Flucht begleiten, der damals das Opfer einer andern Verfolgung war. —

Wir haben gesehen, wie Calvin am Allerheiligentage, an welchem die Universität den Anfang des akademischen Jahres feierte, durch den Mund seines Freundes, des Rektors Cop, vor der Sorbonne und einer zahlreichen Zuhörerschaft die erhabenen Lehren des Evangeliums verkündigt hatte. Die Universität, die Mönche und Priester waren erregt, empört, außer sich; das Parlament war dazwischen getreten; Calvin und Cop hatten fliehen müssen.

Dieser Mann, welcher das Banner des Evangeliums mit fester Hand aufzurichten berufen war, dessen Lehre später viele Völker erleuchten, dessen Wort ganz Frankreich erschüttern sollte, der alljährlich 30 bis 40 Boten des Evangeliums aus Genf dorthin schickte, und dessen Briefe alle Kirchen im Glauben befestigten, dieser Mann wurde in seiner Jugend vom Criminalrichter und seinen Schergen verfolgt; in fremde Kleider

---

[1]) »Quis autem *optabilior* ad te nuncius adferri poterat, aut nos ipsi quod *felicius* optare poteramus principium pontificatus tui, quam ut primis illis mensibus *tetram illam caliginem*, quasi exorto sole, *discussam cerneremus*.« (Harangue de Muret à Grégoire XIII, Mureti Orat., XXII.)

gehüllt, hatte er sein Heil in der Flucht suchen müssen. Es war im Anfang des Novembers, als er sich auf einsamen Pfaden am linken Ufer der Seine befand, stets rechts und links um sich schauend, ob man seine Spur auch entdeckt habe. Nie war er ruhiger gewesen, als gerade in dem Augenblicke, wo ihn dieser plötzliche Schlag getroffen hatte. Franz I. trat ja der Unverschämtheit der Mönche entgegen; die Sorbonne war gezwungen worden, ihre fanatischen Schritte zurückzunehmen; mehrere Lutheraner durften frei und ungehindert das Evangelium verkündigen; eine reformatorische Bewegung schien sich weit hinein nach Frankreich zu verbreiten.... Da plötzlich fuhr ein Blitz hernieder und traf den jungen Reformator. „Ich glaubte mich ungehindert dem Dienste Gottes widmen zu können," sagte er auf der Flucht, „ich versprach mir eine friedliche Laufbahn, und was ich am wenigsten erwartete, Verfolgung und Exil, war in demselben Augenblicke vor der Thüre [1])."

Calvin bereute es indessen nicht, für die Wahrheit Zeugniß abgelegt zu haben und ergab sich in die Verbannung. Nach seinem eignen Ausspruch war er weit entfernt dem wilden Roß zu gleichen, das den Reiter zu tragen sich weigert, willig beugte er sich unter das Kreuz [2]). Auf halbem Wege nicht müde werden, war immer sein Wahlspruch [3]). Doch fragte er sich auf den rauhen Pfaden Mantois', welches er damals durchstreifte, was er aus dieser schweren Prüfung wohl zu lernen habe. Sollte er fortziehen und den Gedanken aufgeben, Paris zum Mittelpunkt seiner christlichen Thätigkeit zu machen? Das würde ihm schwer geworden sein. Sein Volk schien zu erwachen, und er sollte von ihm scheiden! ....

Unterdessen setzte er seinen Weg fort. Nahe bei Mantes lag das Schloß des Ritters von Haseville, mit dem er bekannt war. Dorthin begab er sich und hielt sich einige Tage da verborgen. Dann machte er sich wieder auf den Weg, sei es weil er sich seinen Verfolgern zu nahe glaubte, sei es weil sein Wirth selbst Befürchtungen hegte.

Calvin schlug die Richtung nach dem Süden ein; durch die reizenden Ebenen und Thäler Touraine's gelangte er in die Wiesen und

---

[1]) »Cum promitterem mihi omnia tranquilla, aderat foribus quod minime sperabam ....« (Brief, zu der Zeit an Franz Daniel geschrieben.)

[2]) Calvin, Harmonie évangélique.

[3]) Calvin, lettres françaises, publiées par M. Jules Bonnet, I, p. 349.

Wälder Poitou's und wandte sich dann nach Saintonge und Angoumois [1]). Diese letzte Provinz war das Ziel seiner Reise. Auf einem Hügel, an dessen Fuße die Charente sanft dahinfloß, erhoben sich die Kathedrale, das alte Schloß und die Stadt Angoulême, die Heimath Margaretha's von Navarra. Bald nahmen die Mauern der alten Stadt Calvin auf, er gelangte in eine ihrer Hauptstraßen, die später ihm zu Ehren den Namen „rue de Genève" erhalten hat, wie sie noch heutigen Tages heißt. In dieser Straße stand ein großes Haus, dessen Hauptgemach eine Bibliothek einnahm, welche aus mehr als 4000 gedruckten und geschriebenen Bänden bestand; es war eine der kostbarsten Büchersammlungen, welche sich zur damaligen Zeit in Frankreich im Besitz von Privatpersonen befanden [2]). Vor diesem Hause blieb der Flüchtling stehen. Gelehrte Bücher waren freilich für ihn von großer Anziehungskraft; doch trieb ihn noch ein anderer Beweggrund. Dies Haus gehörte der Familie du Tillet, deren Glieder man zu den gelehrtesten Männern des Landes zählte. Der Vater und zwei seiner Söhne bekleideten Aemter in Paris, in der Rechnungskammer, im Louvre und im Parlament; aber ein dritter Sohn, Ludwig, war Stiftsherr der Kathedrale in Angoulême und bewohnte allein dieses große Haus, wenn er sich nicht auf seiner Pfarrstelle zu Claix befand, deren Einkünfte ihm gehörten. Ludwig du Tillet aber war mit Calvin befreundet [3]), und die Erinnerung an diesen sanften, maßvollen jungen Mann, dessen Charakter freilich nicht frei von Schwäche, aber von großer Liebenswürdigkeit war, hatte ganz besonders den Flüchtling bestimmt, sich nach Angoulême zu wenden. Calvin klopfte an die Thüre dieses Hauses, und man ließ ihn ein. Ob er den Stiftsherrn daheim fand, wissen wir nicht, aber, wie dem auch sei, die Kunde von der Ankunft des jungen Gelehrten, dessen große Begabung und Begnadigung du Tillet so sehr bewunderte und dessen Umgang ihm so werth gewesen, erfüllte ihn mit Freude. Calvin theilte ihm mit, wie er genöthigt gewesen sei, sich den Verfolgungen des Parlaments zu entziehen, und verhehlte ihm nicht die Gefahr, der sich alle aussetzten, welche ihn bei sich

---

[1]) »In agrum Santonicum demigrans.« (Beza, Vita Calvini.)

[2]) »Conclavi quodam in Tilii aedibus, plus quatuor librorum, tam impressorum quam manuscriptorum millibus instructo.« (Florimond Rémond, Hist. de l'Hérésie, II, p. 248.)

[3]) S. Thl. II, Buch II, Kap. XX.

aufnähmen. Aber du Tillet schätzte sich glücklich, ihn vor den Nachforschungen seiner Feinde sichern zu können; durfte er doch nun abermals sich der lehrreichen, lebendigen, geistvollen Unterhaltung Calvin's erfreuen, nach der er sich so oft gesehnt, die er nie vergessen sollte [1]). Ja die Verfolgung, deren Opfer Calvin war, machte diesen seinem Freunde noch theurer. Davon gab du Tillet sogleich Beweise: er führte Calvin in den großen Saal und wies ihm seinen Platz an unter den ausgezeichnetsten Geistern aller Jahrhunderte, deren berühmte Werke zahlreiche Bücherbretter füllten. Das war ein sicherer Zufluchtsort, und diese schöne Bibliothek schien so recht bestimmt für das tiefe geistige Verständniß und für die gelehrten Arbeiten des Theologen.

Und Calvin fühlte sich hier glücklich, denn er bedurfte der Ruhe und Erholung. „Nie fühle ich mich weniger allein, als wenn ich allein bin“ [2]), sagte er. Bald verkehrte er im Gebete mit Gott, bald nahm er eines der kostbaren Bücher von dem Gestell, las und stillte so den heißen Wissensdurst, der ihn verzehrte. Eine solche gelehrte Zufluchtsstätte, wie sie sich hier ihm aufgethan hatte, war stets das Ideal seines Lebens gewesen. Fromme Gedanken erfüllten seine Seele, und wenn er während seiner Flucht noch dunkle Stunden gehabt hatte, jetzt ward es licht in seinem Innern. „Ach!“ sagte er später, „die Ursachen der Schickungen, die uns betreffen, sind oft so verborgen, daß menschliche Willkühr uns wie auf einem Rade hin und her zu werfen scheint; dann reizt uns das Fleisch, wider Gott zu murren, als ob er mit den Menschen sein Spiel treibe und sie wie Spreu hierhin und dorthin verstreue .....; aber der Ausgang zeigt uns, daß Gott über das Heil seiner Gläubigen wacht [3]).“

Eine neue Zeit, ein neuer Lebensabschnitt begann damals für Calvin: aus der Schule sollte er in die Welt eintreten, da war eine Pause nothwendig. Ehe sich der zukünftige Reformator in den Strudel eines bewegten Lebens stürzte, bedurfte er der Feuertaufe des göttlichen Wortes und des Gebetes. Große Kämpfe standen ihm bevor: die Kirche erwachte aus ihrem Todesschlafe; sie warf das Grabgewand der päpst-

---

[1]) Corresp. de Calvin et du Tillet, publiée par M. Crottet, p. 30.

[2]) »Nunquam minus solum esse quam quum solus esset.« (Florimond Rémond, Hist. de l'Hérésie, II, p. 247.)

[3]) Calvin, Institution, livre I, chap. XVII.

lichen Herrschaft von sich, und erstand aus der Gruft. Laut ertönte derselbe Ruf unter allen Völkern des Abendlandes. Zu Worms hatte vor dem kaiserlichen Reichstage ein Mönch die heilige Schrift verlangt; in Zürich that ein Priester, in Cambridge die Studentenschaft ein Gleiches; eine Fürstenversammlung hatte zu Speier erklärt, nur die Predigt dieses göttlichen Wortes hören zu wollen, und das Bekenntniß seiner lebendigmachenden Lehre war zu Augsburg von Karl V. feierlich abgelegt worden. Deutschland, die Schweiz, England, die Niederlande, Italien, ganz Europa gerieth in Bewegung, als dieser neue Glaube sich zeigte, der aus der Gruft der Jahrhunderte emporstieg .... selbst Frankreich war davon ergriffen. Wie sollte ein junger Mann, der mit seiner angeborenen Bescheidenheit und Schüchternheit vor der Berührung mit den Leidenschaften der Welt zurückschreckte, im Glaubenskampfe bestehen, wenn er nicht in der Einsamkeit der Wüste die Feuertaufe des heiligen Geistes empfangen hatte!

Und diese Taufe sollte ihm nicht fehlen. Allein, und gezwungen sich zu verbergen, fühlte er einen Frieden und eine innere Freudigkeit, wie er sie nie gekannt hatte. „Durch die Uebung des Kreuzes," sagte er, „nimmt Gottes Sohn uns in seinen Orden auf und macht uns theilhaftig seiner Herrlichkeit." Auch gab er dem unscheinbaren Angoulême einen eigenthümlichen Namen; er nannte es Doxopolis, „Ruhmesstadt", und so datirte er seine Briefe. Wie lieb und theuer war ihm diese Zufluchtsstätte! Er hatte hier seine Wartburg, sein Patmos gefunden, und da er sein Glück vor seinen Freunden nicht mehr geheim halten mochte, schrieb er an Franz Daniel von Orléans: „Warum kann ich nicht einen Augenblick mit dir reden! Nicht um dich mit meinen Streitigkeiten und Kämpfen zu behelligen, — wozu sollte ich das thun? ich denke, es interessirt dich jetzt am meisten, zu hören, daß es mir gut geht, und daß ich, wenn man meine dir bekannte Trägheit in Anschlag bringt, in meinen Studien auch Fortschritte mache [1])." Nachdem er dann von der Güte du Tillet's gesprochen, von seiner eigenen Verantwortlichkeit, von dem Gebrauch, den er von seinen Mußestunden zu machen habe, ... strömt sein Herz von innerer Freude über und er ruft voll

---

[1]) »Et pro ea quam nosti desidia, nonnihil studendo proficere.« (Manuscr. der Bibliothek zu Bern, Thl. 450. Calvin an Fr. Daniel. Doxopolis.)

Dankbarkeit: „O, wie würde ich mich glücklich schätzen, wenn ich in dem Frieden, dessen ich mich jetzt erfreue, diese Zeit der Zurückgezogenheit und der Verbannung verleben dürfte [1])." Der Herr, dessen Allwissenheit alles vorher weiß, wird dafür sorgen. Erfahrung hat mich gelehrt, daß wir nicht weit voraussehen können, was uns treffen soll. In dem Augenblick, als ich mir Ruhe versprach, brach unerwartet das Ungewitter über mich herein, und später, als ich fürchtete, eine schaurige Stätte würde mir zu Theil werden, war ein friedliches Nest mir bereitet [2]). Das alles hat Gottes Hand gethan. O, wenn wir ihm nur vertrauen, wird er auch für uns sorgen."

So glich der verfolgte Calvin in Angoulême unter Gottes Schutze einem Vögelchen, das vor dem Unwetter sich in das Nest unter die Flügel der Mutter flüchtet. Welch' ein liebliches Bild!

Der junge Stiftsherr nahm den lebhaftesten Antheil an dem Schicksal seines Gastes und hoffte, seine Gastfreundschaft werde für die Wissenschaft, wie für das Evangelium die reichsten Früchte tragen. Calvin war zu bescheiden, um die Aufmerksamkeit du Tillet's seiner Person zuzuschreiben, er glaubte darin nur den Eifer seines Freundes für die Wissenschaft und für die Sache Christi zu erkennen, und so schien es ihm, er könne seine Dankbarbeit für so viel Güte nur durch angestrengte Arbeit beweisen; denn etwas anderes hatte er nicht zu geben. „Ach", sagte er, „die Güte meines Beschützers müßte selbst den trägsten Menschen anspornen [3]). Wohlan denn, Muth gefaßt! ich will mich anstrengen und mit Eifer kämpfen, ohne Trägheit [4])!" Darauf schloß er sich in der Bibliothek du Tillet's ein und vergrub sich in die Bücher, die er brauchte. „Ich muß allen Fleiß auf's Studiren verwenden," sagte er; „diese Mahnung summt mir immer vor den Ohren." Wenn er sich einen Augenblick Muße gönnte, fühlte er das Summen vor den Ohren, d. h. sein Gewissen beunruhigt; dann eilte er zu seinen Büchern und

[1]) »Si id temporis quod vel exilio, vel secessui destinatum est, tanto in otio transigere datur, praeclare mecum agi existimabo.« (Manuscr. der Bibliothek zu Bern, Thl. 450. Calvin an Fr. Daniel. Doxopolis.)

[2]) »Nidus, mihi, in tranquillo componebatur praeter opinionem.« (*Ibid.*)

[3]) »Sane inertissimi hominis ignaviam acuere posset patroni mei humanitas.« (*Ibid.*)

[4]) »Mihi conandum est, serioque contendendum....« (*Ibid.*)

arbeitete so eifrig, daß er Nächte ohne Schlaf, Tage ohne Speise und Trank verbrachte [1]). Das war seine Trägheit!

Ein großer Gedanke erwachte allmählich in seiner Seele. Das Parlament klagte seine Glaubensbrüder an, ja man verbrannte sie wegen angeblicher Ketzereien. „Soll man dazu schweigen," sagte er, „und dadurch der Welt Gelegenheit geben, eine Lehre zu verdammen, welche sie nicht kennt? Warum sollten die Reformirten nicht ihren Gegnern ein Bekenntniß entgegenhalten können [2])?" Er durchsuchte die Bibliothek du Tillet's und fand mehrere Bücher, die ihm ganz besondere Beziehung auf die damalige traurige Lage der evangelischen Christen zu haben schienen. Er ersah daraus, daß vormals bei den heidnischen Kaisern Vertheidigungsschriften eingereicht waren, bei Hadrian durch Quadratus und Aristides; bei Antoninus durch Justinus Martyr; bei Mark Aurel endlich durch Athenagoras. Konnten die Freunde der Reformation bei Franz I. nicht eine ähnliche Vertheidigung versuchen? Hat man Calvin das Reden verboten, so nimmt er die Feder; Gott wählte ihn besonders aus, um eines der größten Werke des Jahrhunderts zu vollenden. Freilich verfaßte er damals gewiß noch nicht seinen „Christlichen Unterricht", selbst nicht in der ursprünglichen Form der ersten Ausgabe, aber er ging mit dem Gedanken um; er forschte in der Schrift, entwarf den Plan und schrieb vielleicht einige Sätze dieses Buches, das an Schönheit alle andern Werke der Reformation übertrifft. Das erkannte auch später ein Feind der Reformation und rief mit einem finsteren Blick auf die gelehrte Bibliothek der Familie du Tillet: „Das ist die Schmiede, wo dieser neue Vulkan auf dem Ambos die Blitze schmiedete, welche er seitdem in alle Welt geschleudert hat... Das ist die Werkstatt, wo er die Netze zu weben begann, die er dann weit ausspannte, um die Einfältigen zu fangen, und klug muß der sein, der ihnen zu entschlüpfen versteht. Dort legte er den Grund zu seinem christlichen Unterricht, welchen man den Koran oder den Talmud der Ketzer nennen kann [3])."

---

[1]) »Tam somni quam cibi omnino oblitus.« (Florimond Rémond, Hist. de l'Hérésie, II, p. 247.)

[2]) »Debere nobis in promptu esse fidei confessionem ut eam proferamus quoties opus est. (Calvin, Op. V, pars quarta, p. 34.)

[3]) »In hac officina Vulcani .... telam exorsus ad capiendos simplicium animos .... — Alcoranum vel Talmud ...« (Florimond Rémond, Hist. de l'Hérésie, II, p. 246; et edit. française, liv. VII, chap. IX.)

Während Calvin seine ersten Aufzeichnungen machte, kamen ihm seltsame Gerüchte zu Ohren. Man sprach von Materialisten, nach deren Ansicht die Seele mit dem Tode des Körpers aufhöre. Er schwankte zuerst, was er thun sollte. „Wie soll ich mich in einen Kampf einlassen mit Gegnern, deren Lager, Waffen und Fallstricke ich nicht kenne, über die ich nur unbestimmte Gerüchte vernommen habe," sagte er[1]). Auch hielt ihn ein anderes Bedenken zurück. Es gab nämlich auch solche Christen, welche zwar jenen Irrthum verwarfen, dagegen aber behaupteten, für die Seelen der Abgeschiedenen gäbe es keine Zeit mehr, Tod und Auferstehung folgten unmittelbar auf einander. Er sagte: „Ich möchte nicht, daß diese guten Leute über mich böse würden." Calvin entsagte daher seinem Wunsch, die Waffen gegen seine Feinde zu gebrauchen, aus Furcht, seine Brüder zu verletzen.

Aber nicht lange darauf berichtete man ihm arge, unwürdige Sophismen. Es waren Lehrer, die ihren Schülern lehrten: „Gott hat dem Menschen keine andere Seele gegeben als dem Thiere. Die Seele ist kein selbstständiges Wesen, sondern nur eine Lebenskraft, die von dem Schlage der Pulsader oder von der Bewegung der Lunge herrührt. Sie kann nicht ohne den Körper bestehen und vergeht mit ihm, bis der ganze Mensch wieder aufersteht[2])." Calvin war bestürzt; als Mensch sich den Thieren gleichzustellen schien ihm Thorheit und Gottlosigkeit. „Mein Gott," sagte er, „die Feuersbrunst ist größer geworden; die Funken sind umhergeflogen und haben gezündet wie brennende Fackeln. Herr! lösche sie aus mit den Strömen deines Geistes, welchen du nach deinem Wohlgefallen deiner Kirche zu senden dir vorbehältst[3])."

Dieser grobe Materialismus beschäftigte Calvin vorzugsweise in Angoulême. Er erkannte das große Unheil, welches diese Gelehrten über die Reformation bringen konnten. Er zitterte besonders bei dem Gedanken an die Gefahren, welche die Einfältigen bedrohten. „Ihr armen Rohrpflanzen, die der geringste Hauch hin- und herbewegt, und die Ihr jetzt allen Winden preisgegeben seid, was soll aus Euch werden?!"

---

[1]) Opusc. franç. de Calvin, p. 3. (Ein Ausspruch, der sich in der lateinischen Ausgabe nicht findet.)

[2]) Vim duntaxat vita esse, aiunt, quae ex spiritu arteriae aut pulmonum agitatione ducitur. (Psychopannychia, Op. lat., p. 1.)

[3]) Opusc. franç., p. 2. Préface.

ruft er aus. Dann wendet er sich an die Materialisten: „Wenn der Herr von denen redet, die den Leib tödten, aber die Seele nicht mögen tödten, heißt das nicht, daß die Seele nach dem Tode fortlebt [1]? Wißt Ihr nicht, daß nach der Schrift die Seelen der Gerechten mit weißen Kleidern angethan vor dem Throne Gottes stehen [2]?“ Und weiter fährt er ironisch fort: „Ihr Schlafenden und Trunkenen, wie denkt Ihr Euch diese weißen Kleider? Haltet Ihr sie etwa für Kissen, auf welchen Eure zum Schlaf verurtheilten Seelen ruhen [3]?“ Eine solche Beweisführung war im sechszehnten Jahrhundert nicht selten. Aufgeregt durch diese Irrthümer schrieb Calvin die Betrachtungen nieder, welche er bald darauf veröffentlichte.

Von seinen Kämpfen ruhte dann Calvin gern aus am Herzen des Freundes. In der Gesellschaft du Tillet's fand er in Angoulême die Erholung wieder, welche der Umgang mit Duchemin ihm in Orléans gewährt hatte. Während seines ganzen Lebens suchte er solch' edlen Verkehr, solchen Dienst, solchen wohlthuenden Einfluß, wie sie die Freundschaft mit sich bringt. [4]) Selbst wenn er in seine Studien vertieft war, sah er gern die Thür der Bibliothek sich öffnen, um den wohlbekannten Freund einzulassen, der sich dann an seine Seite setzte. Ihre Gespräche hatten unendlichen Reiz. Der junge Stiftsherr sagt: „Wir bedürfen jener geheimnißvollen Mittel nicht, welche Pythagoras anwandte, um unter seinen Schülern unauflösliche Freundschaftsbündnisse zu stiften. Gott hat in unsere Seelen einen geheimnißvollen Samen gelegt, und dieser Same erstirbt nicht [5]).“

Zweites Kapitel.

Der Flüchtling wird Evangelist.

Nach und nach indessen wagte sich Calvin aus seinem Zufluchtsorte, denn auch er begann in seiner Bibliothek eingeschlossen, wie Luther

---

[1]) Opusc. franç., p. 12. Opusc. lat., p. 5.

[2]) Offenbarung, VII, 9.

[3]) »O spiritus dormitorii! Quid vobis sunt stolae albae? Pulvinaria scilicet in quibus ad somnum decubent? (Opusc. lat. p. 10, 11, 15.

[4]) Montaigne, Essais, liv. 1, chap. XXVII.

[5]) Correspondence de Calvin avec du Tillet, p. 29, 34, 48.

auf der Wartburg, sich nach frischer Luft zu sehnen. Er ging zuweilen allein oder auch mit seinem Freunde aus, erstieg die Hügel und lustwandelte an den lieblichen Ufern der Charente. Die Gegend um Angoulême war freilich nicht so großartig, wie die, welche seiner an den Ufern des Genfer Sees wartete, aber die Schöpfung schien ihm überall schön, weil er stets den Schöpfer in ihr erkannte. Oft fühlte er sich tief ergriffen von der Schönheit der Natur, und er sagte: „Voll Staunen und Bewunderung stehen wir vor den Werken Gottes, unsere Sprache verstummt und alle unsere Sinne versagen uns den Dienst[1]." Nicht weit von der Stadt lag ein Weinberg, der dem Stiftsherrn gehörte, und Calvin, der eines Tages von du Tillet dahin geführt wurde, war so entzückt von diesem Platze, daß er ihn häufig besuchte. Die Erinnerung an diese Spaziergänge lebt noch in der Gegend fort; man nennt diesen Weinberg noch heutigen Tages „Calvine"[2].

Um diese Zeit vergrößerte sich der kleine Kreis; Johann du Tillet, der spätere Bischof von Meaux, kam nach Angoulême. Von ganzem Herzen schloß er sich an Calvin an, und dieser erbot sich, um sich den Brüdern nützlich zu machen, sie im Griechischen zu unterrichten. Während er nun so das neue Testament mit ihnen las, lehrte er sie Christum zu suchen. Johann horchte begierig auf die Worte des jungen Lehrers, wie er denn auch lange den Römisch-Katholischen verdächtig war, und als er im Jahre 1549 ein sehr altes, Karl dem Großen zugeschriebenes Manuscript gegen die Heiligenbilder herausgab, (bekanntlich sind die Libri Carolini entgegengesetzter Richtung) erregte dies lautes Murren. „Freilich", sagte der berühmte Cardinal du Perron, „der Schüler Calvin's konnte keine andere Ansicht haben[3]."

Der in Angoulême begonnene griechische Unterricht wurde in Clair fortgesetzt, wo du Tillet einen Theil des Jahres zubrachte. Man fragte im Dorfe, wer der kleine, bleiche und magere junge Mann sei, der so ernst und doch dabei so sanft aussähe und dem man oft mit den Herren du Tillet begegnete. Die am besten Bescheid wußten, sagten dann, er ertheile den Herren griechischen Unterricht. Dies Studium war aber

---

[1]) Calvin, Psaumes, ch. CIV.

[2]) Drelincourt, Défense du Calvinisme, p. 40. — Crottet, Chron. protest., p. 96.

[3]) Perroniana.

in Angoulême etwas so Ungewöhnliches, daß die Leute der Gegend, welche den Namen des Lehrers nicht kannten, ihn den Griechen von Claix oder den kleinen Griechen nannten. Einige angesehene Männer aus der Nachbarschaft von Claix begegneten den Freunden bisweilen, dann entspann sich wohl eine Unterhaltung, und „alle, die die Wissenschaften liebten," sagt ein Zeitgenosse, „schätzten den jungen Gelehrten;" [1]) alle fühlten sich angezogen durch seine Kenntniß der Klassiker und seinen feinen und richtigen Geschmack.

Mehrere Freunde der beiden du Tillet, Geistliche von guter Familie, Männer von Geist und Herz, bewunderten bald seine Tugenden und seine Talente, unter diesen: Anton von Chaillou, Prior von Bouteville, der Abbé von Balsac (bei Jarnac), der berühmte de la Place, der Herr von Torsac, Carl Girault u. a. m. Calvin's Gesicht, seine einfache Haltung und sein bescheidenes Auftreten interessirte diese Ehrenmänner von Anfang an, und der klare, durchdringende Blick, der Calvin bis zu seinem Tode eigen war, verrieth ihnen bald den lebhaften Geist und den geraden Sinn des jungen Griechen. Sie faßten die herzlichste Zuneigung zu ihm, hörten ihm gerne zu, wenn er von dem Heiland und vom Jenseits sprach und gaben sich seinen evangelischen Lehren hin, ohne daß es ihnen einfiel, dadurch ihrer Kirche untreu werden zu wollen, wie das damals bei vielen Katholiken der Fall war. Was die Redner vor der Welt groß macht, „fades Geschwätz, lustige Einfälle, Spöttereien, beißender Witz und alle die Thorheiten, die wie ein Rauch verfliegen," das alles war bei Calvin nicht zu finden, aber das Anmuthige und das Nutzenbringende seiner Worte fesselte alle seine Zuhörer. Einen tiefen Eindruck machte er besonders auf de la Place, welcher später an ihn schrieb: „Ich werde nie vergessen, wie die Unterredungen mit Euch, als wir in Angoulême zusammen waren, mich besser gemacht. O, was kann ich Euch in diesem irdischen Leben für das ewige geben, welches ich damals empfangen habe [2])?"

Bald wurde die Geistlichkeit aufmerksam auf die häufigen Besuche angesehener Männer bei dem Griechen; andrerseits wünschte Bouteville

---

[1]) »Ut erat omnibus qui literas amabant carus.« (Florimond Rémond, Hist. de l'Hérésie, II, 246.)

[2]) »Neque enim sum immemor quantum me meliorem reddideris.« (de la Place à Calvin. Genfer Manuscr.)

an die Stelle von einfachen Gesprächen regelmäßigere Conferenzen treten zu lassen, und da er das Schloß von Gérac bewohnte, welches in einer weniger besuchten Gegend lag [1]), so sagte er zu seinen Freunden: „Kommet zu mir, da mag jeder seine Ueberzeugungen und seine Einwendungen offen darlegen." Calvin zögerte anfangs darauf einzugehen; „er liebte die Einsamkeit und sprach in Gesellschaft wenig," aber der Gedanke, seine Freunde dem Evangelium zuzuführen, war entscheidend.

So erschien denn der bescheidene Gelehrte eines Tages unter den Gästen des Priors von Bouteville; ein Gedanke hatte ihn ausschließlich beschäftigt, als er sich nach Gérac begab. Er dachte: „Die Wahrheit ist nichts Alltägliches, sie steht so hoch über dem menschlichen Verständniß, daß man sie um jeden Preis gewinnen muß." Als er im Kreise seiner Freunde angekommen war und man sich gegenseitig begrüßt hatte, redete er zu ihnen von dem, wovon sein Herz voll war. Er schlug die heilige Schrift auf, legte seine Hand auf das Buch und rief: „Wir wollen die Wahrheit finden [2])!" Die ganze Conferenz, sagt Florimond Rémond, ein leidenschaftlicher Katholik, „hatte nur den Zweck, die Wahrheit zu suchen, ein Wort, welches Calvin beständig im Munde führte." Uebrigens stellte sich Calvin nicht als ein Orakel hin, er appellirte an das Gewissen und zeigte, daß Christus jedem Bedürfniß der Seele abhülfe: der Meinungsaustausch begann, die Freunde machten ihre Einwendungen. Er blieb die Antwort nie schuldig, „denn er besaß," wie man sagte, „eine wunderbare Leichtigkeit, mit Blitzesschnelle in die größten Schwierigkeiten einzudringen und sie aufzuklären." Die Gäste von Gérac kehrten dann vergnügt nach Hause zurück.

Auch Calvin begab sich nach diesen Conferenzen wieder in seinen Zufluchtsort und betete für die, zu denen er geredet hatte, so wie für andere, denn er sagte: „Möchten wir uns doch, wenn wir im Gebete lau sind, plötzlich erinnern, wie viele unserer Brüder unter schweren Lasten und heißen Anfechtungen fast erliegen; wie viele von großer Angst und Trübsal aller Art heimgesucht werden .... wir müßten ja Herzen

---

[1]) »In arce quadam, non procul ab oppido Engolismensi sita.« (Florimond Rémond, Hist. de l'Hérésie, II. p. 247.)

[2]) Florimond Rémond. (franz. Ausg. Buch VII. p. 389; latein. Ausg. Buch VII, p. 251.)

von Stahl oder Eisen haben, wenn diese Lauheit im Gebet dann nicht aus unsern Herzen weichen sollte [1])."

Calvin fühlte, daß es nothwendig sei, dem Glauben seiner Freunde eine feste Grundlage zu geben. „Ein Baum, der nicht tiefe Wurzeln geschlagen hat," sagte er, „wird leicht vom ersten Windstoß umgestürzt." Da zeichnete er denn, wie schon berichtet, die ersten Gedanken seines christlichen Unterrichts auf, und eines Tages, als er sich nach Gérac begab, nahm er diese Blätter mit und las den im Schlosse versammelten Freunden das eben Geschriebene vor [2]). Seitdem that er das öfter, aber diese Aufzeichnungen waren nur der Text, den er mit Beredsamkeit auslegte. „Seine edle Ausdrucksweise, die Kürze der Hauptgedanken, und die Erhabenheit seines Stiles sind unübertrefflich," sagte man. Er begnügte sich nicht etwa damit, diesen oder jenen Lehrsatz zu erklären, sein klarer Geist erfaßte den organischen Zusammenhang der christlichen Wahrheiten, und so wußte er sie als einheitliche göttliche Lehre darzustellen [3]). Ohne Zweifel hatte ihn sein Gewissen getrieben, das Heil in der heiligen Schrift zu suchen, aber durch das Lesen, Vergleichen und Forschen in derselben war sein Geist erleuchtet, entwickelt und geheiligt worden. Zuerst erwacht im Christen die sittliche Kraft, aber sogleich fordert sie dann auch die Anstrengung der Geisteskräfte. Im Reiche Gottes sind nicht die Wissenden Bürger, sondern die Gläubigen, nicht die Gelehrten, sondern die Wiedergeborenen, und eine Kirche, in welcher die Geisteskraft höher steht als die sittliche Kraft, trägt nicht den Stempel des protestantischen und christlichen Princips. Jede Kirche aber, in welcher die göttliche Kraft des Geistes vernachlässigt, wo jede Forschung mit Mistrauen betrachtet wird, wird leicht in verderbliche Irrthümer verfallen.

Calvin's tiefe und doch so klare Auseinandersetzungen blieben nicht ohne Erfolg. Du Tillet, Chaillou, de la Place, Torsac und noch andere sprachen laut gegen einander ihre Freude und Bewunderung aus, wenn der junge Gelehrte sich entfernt hatte; dann dachten sie daheim in der

---

[1]) Calvini Op. Ephes. VI.

[2]) »Ibi Institutiones suas, Calvinus depromebat quantum quoque die scripsisset ipsis recitans.« (Florimond Rémond, Hist. de l'Hérésie, II, p. 247.)

[3]) »Theologiae suae, mysteria revelabat atque explicabat.« (*Ibid.*)

Einsamkeit über die tröstlichen Wahrheiten nach, welche sie vernommen hatten. Mehrere der angesehensten Männer des Landes wurden für den evangelischen Glauben gewonnen [1]); und besonders der Prior von Bouteville zeigte seitdem einen solchen Glaubenseifer, und bewies sich nach der Abreise Calvin's so sehr als Vater und Führer derer, welche den Keim der Wahrheit in sich aufgenommen hatten, daß man ihn in der Provinz: „den Papst der Lutheraner" [2]) nannte.

Allmählich erweiterte sich der Wirkungskreis Calvin's. Er schrieb an die, zu denen er nicht reden konnte [3]). Bald meinten seine Freunde, warum sie das Brot des Lebens, womit sie gespeist würden, für sich allein behalten sollten? und eines Tages sprach einer von ihnen diesen Gedanken gegen Calvin aus. „Freilich," setzte er dann hinzu, „könnt Ihr zum Volk nur reden in den Kirchen." Und es war doch nicht möglich, daß Calvin, der aus Paris vertrieben war, als evangelischer Missionar in den Kirchen von Angoumois umherzog. Endlich sagte sein Freund zu ihm: „Macht uns kurze christliche Ermahnungen, und wir geben sie geeigneten Predigern, welche sie von der Kanzel herab vorlesen sollen [4]). Das geschah, und schlichte Vikare verkündeten von den Kanzeln, so gut sie konnten, diese evangelischen Ansprachen. So predigte Calvin zu armen Dorfbewohnern durch den Mund von Priestern, wie er zu der stolzen Sorbonne durch den Mund des Rektors geredet hatte.

Das ermuthigte einige Würdenträger der Kirche, welche zugleich seine Schüler und seine Beschützer waren, besonders den Prior; sie meinten, warum Calvin, wenn er in französischer Sprache nicht predigen dürfe, nicht lateinisch seine Lehre vortragen solle? Sie umringten daher den jungen Gelehrten, stellten ihm vor, daß das Lateinische, die Sprache der römischen Kirche, keinen Anstoß erregen könne, und baten ihn, vor der

---

[1]) »Complures auctoritatis viros, in suam sententiam pertraxit.« (Florimond Rémond, Hist. de l'Hérésie II. p. 247.)

[2]) »Butevillani prior, lutheranorum papa, postea cognominatus.« (*Ibid.*)

[3]) Du Perron in den Perroniana, spricht von mehreren Briefen Calvin's, aufbewahrt bei der Familie du Tillet.

[4]) »Amico cuidam cujus rogatu breves quasdam admonitiones christianas scripsit.« (Leben Calvin's, von Beza, lat. p. 4, franz. p. 15.) Bayle (Art. Calvin) glaubt, daß der Freund, von dem Beza spricht, du Tillet war; vielleicht war es de Chaillou.

Geistlichkeit lateinische Predigten zu halten. Da nun Calvin überzeugt war, daß die Reformation mit der Unterweisung der Priester beginnen müsse, so hielt er einige lateinische Reden in der St. Peterskirche [1]. Dadurch erhielt sein Leben als Reformator die erste Weihe. Indessen konnte das alles nicht geschehen, ohne Murren zu erregen. Die treuen Anhänger Rom's klagten über ihn, über den Prior und alle seine Freunde, und diese Opposition konnte gefährlich werden. Ein Katholik nennt ihn bei Gelegenheit dieses Aufenthalts in Angoumois, „ein verhängnißvolles Werkzeug, welches Frankreich in größere Noth bringen sollte, als Saracenen, Deutsche, Engländer und das Haus Oestreich je gethan haben [2]." Doch war er nicht der einzige, der an diesem herrlichen Werke arbeitete.

Drittes Kapitel.

Calvin in Nérac bei Roussel und Lefèvre.

Während Franz I. sich bemühte, die Reformation im Norden Frankreichs zu unterdrücken, verbreitete sie sich im Süden, und viele Seelen wurden bekehrt in den Gegenden, die an die Pyrenäen grenzen. Evangelische Christen anderer Länder und unter ihnen auch Geistliche, hatten sich dorthin geflüchtet, und „ganze Flecken und Dörfer wurden mit einem Schlage zum Bösen verführt, wenn sie eine einzige Predigt hörten," wie ein katholischer Geschichtschreiber sagt. An gewissen Tagen begaben sich einfache Bauern und selbst einige Städter auf verschiedenen Pfaden an einen abgelegenen Ort und versammelten sich in irgend einer Felsenhöhle. Oft ließ der Prediger lange auf sich warten, denn die Priester und ihre Agenten nöthigten ihn, große Umwege zu machen, bisweilen kam er gar nicht. „Dann," sagt ein Katholik, „überwanden selbst Damen die Schüchternheit ihres Geschlechts, lasen aus der Bibel vor, ja sie wagten sich sogar an die Auslegung, während man auf den Geistlichen wartete."

Um diese Zeit langte die Königin von Navarra im Süden an.

---

[1]) »Semel atque iterum in aede S. Petri obivit.« (Florimond Rémond, Hist. de l'Hérésie, II, p. 251.) — Crottet, Chron. protest., p. 97.)

[2]) Hist. des Révolutions religieuses, par Varillas, II, p. 459.

Das durch die Rede des Rektors und das Verschwinden Calvin's im Jahre 1533 verursachte Aufsehen hatte sie veranlaßt, St. Germain zu verlassen und sich in die Staaten ihres Gemahls zu begeben. Ihr Bruder, der König, war damals fern von Paris, ihre Nichten befanden sich bei ihren Erzieherinnen, den Damen von Brissac und von Montréal, und die etwas strenge und steife Etiquette, welche am Hofe der Königin Eleonore von Portugal herrschte, sagte der geistreichen und lebhaften Margaretha von Navarra wenig zu. Sie begab sich daher nach Nérac. Zwei Sänften, von sechs Maulthieren getragen, drei Saumthiere mit Koffern und drei oder vier Wagen für die Frauen der Königin [1]) hielten ihren Einzug in die Stadt und nahmen ihren Weg nach dem großen gothischen Schlosse der d'Albret's. Es war ein sehr bescheidener Zug für die Schwester Franz I.

Kaum hatte Margaretha ihre Sänfte verlassen und sich in ihren Gemächern eingerichtet, als ein Gefühl von Zufriedenheit und Glück über sie kam; war sie doch jetzt den Kämpfen und dem Prunk des französischen Hofes entronnen. Sie legt ihre kostbaren Kleider, ihre vornehmen Sitten ab und zeigt anstatt der fürstlichen Majestät eine Freundlichkeit und eine Liebenswürdigkeit, welche alle entzückten, die ihr nahe kamen. In der Kleidung eines einfachen Fräuleins verläßt sie das Schloß, geht über die Baise, welche die Stadt in zwei Theile theilt, und durchstreift die schönen Spaziergänge der Umgegend, nur von der Oberhofmeisterin von Poitou oder einer ihrer jungen Hofdamen begleitet. Aber ihre Ankunft hatte noch einen andern Zweck. Einmal den Palästen und Städten entflohen, wo der Geist der Verfolgung durch Rom und das Parlament genährt wurde, ließ sie es sich besonders angelegen sein, der evangelischen Bewegung in diesen Gegenden des Südens einen neuen Aufschwung zu geben. Sie entwickelte eine unermüdliche Thätigkeit. Sie schickte Colporteurs umher, welche unter dem Vorwande, an die jungen Damen Schmucksachen zu verkaufen, sich Eingang in die Häuser verschafften und dann schön gedruckte, roth liniirte neue Testamente in Sammeteinbänden mit Goldschnitt anboten, von denen ein Geschichtsschreiber sagt: „der Anblick dieser Bücher allein machte den Wunsch rege, sie zu lesen.“ In der Umgebung der Königin war alles in Bewegung, es arbeitete und

---

[1]) Brantôme, Capitaines illustres, p. 235.

summte um sie her, wie in einem Bienenkorbe. „Margaretha," sagt der Historiograph des Königs, „war die herrliche Rose, die Zierde dieses Blumenbeetes, deren Duft die größten Geister Europa's nach Béarn zog, wie der Thymian die honigsammelnden Bienen anzieht [1])."

Oft sah man die Königin inmitten einer Schaar bekümmerter Herzen, die sie mit zarter Rücksicht behandelte. Dazu gehörten die Flüchtlinge: Lefèvre d'Etaples, Gérard Roussel, bekehrte Mönche und Priester und eine Anzahl Laien, welchen es nur mit Hülfe der Königin, die ihre Flucht begünstigt hatte, gelungen war, Frankreich zu verlassen. „Wahrlich," sagte ein Katholik, „der guten Fürstin liegt nichts so sehr am Herzen, als die entschlüpfen zu lassen, welche der König der Strenge des Gesetzes überliefern will. Wenn ich die Namen aller derer aufführen wollte, die sie der Strafe entzogen hat, würde ich kein Ende finden [2])."

Indessen vergaß sie über die um des Evangeliums willen verbannten Christen nicht die unglücklichen Landeskinder. Als ihr Roussel einst die traurige Lage einer armen Familie schilderte, sagte Margaretha kein Wort; als sie aber in ihre Gemächer zurückgekehrt war, hüllte sie sich in ihren Béarner Mantel, eilte, von einem einzigen Diener begleitet, durch eine Hinterthür zu den Unglücklichen und tröstete sie auf die liebreichste Weise [3]).

Eine besondere Genugthuung fand sie darin, verschiedene Schulen zu gründen. Ihr Kaplan Roussel begab sich dann in die bescheidenen Schulstuben, wo die Kinder aus dem Volke lesen und schreiben lernten, trat vor sie hin und sprach: „Meine lieben Kinder, der Tod Jesu Christi ist das wahre Sühnopfer. Keine Sünde ist so gering, daß sie dieser Sühne nicht bedürfte, keine so groß, daß sie nicht dadurch getilgt werden könnte [4])." Und weiter sagte er zu ihnen: „Beten heißt nicht nur mit den Lippen plappern; das Gebet ist ein inniges und ernstes Gespräch mit Gott [5])."

Trotz alledem fand sich in dieser Bekehrung des Südens ein Zug,

---

[1]) Hist. de Foix, Béarn et Navarre, par Othagaray, historiographe du roi, p. 505.

[2]) Florimond Rémond, Hist. de l'Hérésie, liv. VIII, chap. II.

[3]) Sainte-Marthe. Oraison funèbre de la reine de Navarre.

[4]) Manuscrit, fol. 2. — Schmidt, p. 131.

[5]) Manuscrit, fol. 89a, 177b. — Schmidt, p. 145, 157.

welcher sie in den Augen Calvin's unvollkommen machte und, wenn man kein Mittel dagegen fand, ihr nur eine vorübergehende Dauer verhieß. Nach seiner Ansicht bestand dort eine Art Compromiß zwischen Wahrheit und Irrthum. Der fromme, aber schwache Roussel bewies in seinen Lehren eine verderbliche Nachgiebigkeit. Ermüdet von Kämpfen, die er bestanden, bediente er sich der äußern Formen der kathol. Kirche als Deckmantel. Er betete zwar nicht zur heiligen Jungfrau, er ertheilte das Abendmahl in beiderlei Gestalt; aber er hielt eine Art Messe, und gab so ein trauriges, wenn auch bemitleidenswerthes Bild jenes gemischten Christenthums, welches unter den katholischen Formen das evangelische Leben zu bewahren meinte.

Calvin war in Angoulême nicht weit von Nérac entfernt, und oft richteten sich seine Blicke dahin, denn er wünschte Lefèvre zu sehen, bevor der Greis von dieser Welt abgerufen würde. Zugleich war er Roussel's wegen in Unruhe, welchen er dem verführerischen Reiz irdischer Herrlichkeit erliegen zu sehen fürchtete. Die Ueberzeugung, daß die vom Himmel kommende Weisheit nichts in sich aufnehmen dürfe, was dem Ehrgeiz oder der Heuchelei entstamme, war ein christlicher Gedanke, der seine Seele mit ganzer Macht erfaßt hatte [1]). Sollte er nun nicht versuchen, Roussel, der von dem richtigen Wege abzuirren schien, wieder auf denselben zurückzuführen? Deshalb verließ Calvin das Haus du Tillet's, wahrscheinlich gegen das Ende des Februars, kam nach Nérac und begab sich sogleich zu Roussel.

So standen sich der entschiedenste und der gemäßigtste Theologe des 16. Jahrhunderts gegenüber.

Der von Natur so schüchterne und furchtsame Calvin sagte von sich selbst, „er würde nie die Kühnheit gehabt haben, auch nur den Mund zu öffnen, hätte nicht der Glaube an Christus eine solche Sicherheit in seinem Herzen erzeugt, daß er unmöglich hätte schweigen können.“ So setzte er denn seine Ansicht mit Entschiedenheit auseinander. „Im Katholicismus ist nichts Gesundes mehr,“ sagte er, „die Kirche muß in ihrer früheren Reinheit wiederhergestellt werden [2]).“ „Wie!“ antwortete

---

[1]) Calvini Op. Jacques, III, 17.

[2]) »Ecclesiae in pristinam puritatem restituendae propositum ei aperuit, inquiens nihil omnino sani in catholica supperesse ecclesia.« (Florimond Rémond, Hist. de l'Hérésie, II, p. 272.)

Roussel voll Erstaunen, „ohne Zweifel muß das Haus Gottes gereinigt, aber nicht zerstört werden [1].“ „Unmöglich,“ nahm der junge Reformator wieder das Wort, „das Gebäude ist so baufällig, daß an Ausbesserung nicht zu denken ist; man muß es ganz niederreißen und an seiner Statt ein neues errichten [2].“ — Da rief Roussel erschrocken: „Wir wollen die Kirche reinigen, aber sie nicht in Brand stecken; wenn wir uns unterfangen, sie niederzureißen, würde sie uns unter ihren Trümmern begraben [3].“

Voll Betrübniß entfernte sich Calvin. Ein Vorbild protestantischer Entschiedenheit im 16. Jahrhundert, protestirte er jederzeit kühn und freimüthig gegen alles, was dem Evangelium zuwider war. Und diese unerschütterliche Festigkeit bewies er nicht nur gegen die katholischen Lehrsätze, sondern eben so wohl gegen die rationalistischen Ansichten. Es dürfte nicht schwer halten, bei Zwingli, Melanchthon, ja selbst bei Luther gewisse Spuren eines Einflusses ihrer Zeit zu entdecken, — bei Calvin findet man nichts Derartiges.

In Nérac lebte, wie gesagt, ein anderer Gelehrter, ein Greis, den sein Alter wohl eher hätte zur Schwäche verleiten können als Roussel, doch bargen seine weißen Haare und seine verfallene Gestalt ein jugendliches Feuer, welches die Berührung mit dem starken Glauben des jungen Gelehrten plötzlich zur hellen Flamme anfachen sollte; Calvin erkundigte sich nach der Wohnung Lefèvre's, jedermann kannte ihn. „Es ist ein kleines Männchen von Methusalem's Alter, aber von einer Lebendigkeit, als hätte er Quecksilber in sich [4],“ sagte man. Lefèvre hatte, wie wir gesehen haben, schon vor Luther die große Lehre von der Rechtfertigung durch die Gnade verkündet, aber selbst nach so vielen Jahren schmeichelte sich der alte Gelehrte noch mit der eitlen Hoffnung, der Katholicismus werde sich aus sich selbst reformiren. „Es darf nur eine Kirche geben,“ wiederholte er oft, und dieser Gedanke hielt ihn ab, sich von Rom loszusagen. Nichtsdestoweniger gestatteten ihm seine spiritualistischen An-

---

[1]) »Non destruendam sed fulciendam.« (Florimond Rémond, Hist. de l'Hérésie II, p. 272.)

[2]) »Vetus illud aedificium planissime esse dejiciendum, et novum instruendum.« (*Ibid.*)

[3]) »Ejusdem ruinis sepultum.« (*Ibid.*)

[4]) Bayle, Dictionnaire critique.

sichten, alle, welche Christum lieb hatten, mit herzlicher Nächstenliebe zu umfassen.

Als Calvin ihm gegenüberstand, erkannte er sogleich den großen Mann in dieser gebrechlichen Hülle und fühlte sich durch den Reiz, den er auf alle ausübte, die ihm näher kamen, unwiderstehlich gefesselt. Man rühmte seine Sanftmuth, seine Tiefe, seine Gelehrsamkeit, seine Bescheidenheit, seine Rechtlichkeit, seine edle Gesinnung, seine Frömmigkeit, seine sittliche Größe, seine Heiligkeit [1]). Alle diese Tugenden schienen den Greis wie mit himmlischem Glanze zu verklären, während die Grabesnacht ihn jeden Augenblick in ihren Schatten einzuhüllen drohte. Aber Lefèvre fand auch Gefallen an dem jungen Manne und begann ihm zu erzählen, wie die Opposition der Sorbonne ihn zur Flucht nach dem Süden gezwungen habe, „um," wie er sagte, „den blutgierigen Händen dieser Doctoren zu entkommen [2])."

Calvin suchte nun die Illusionen, in denen der Greis befangen war, zu zerstören: er zeigte ihm, daß man alles durch das Wort und die Gnade Gottes empfangen müsse. Seine Rede war voll Klarheit, Entschiedenheit und Leben. Lefèvre war ergriffen, dachte an sich selbst und begann zu weinen. „Ach," rief er, „ich erkenne die Wahrheit, aber ich bleibe fern von denen, die sie bezeugen." Doch erholte er sich von seiner Aufregung, trocknete seine Thränen, und mit einem Blick auf seinen jungen Landsmann, der alle Bande dieser Welt von sich schüttelte, und „sich bereitete unter der Fahne Jesu Christi zu streiten," prüfte er ihn genauer und fragte sich, ob er nicht etwa den zukünftigen Reformator vor sich habe, dessen Ankunft er ehemals vorher verkündigt hatte [3]). „Junger Mann," sagte er, „Ihr werdet einst ein mächtiges Rüstzeug des Herrn sein .... [4]). Die Welt wird hartnäckig Jesu Christo widerstreben, und es wird Euch scheinen, als ob alles sich gegen den Sohn Gottes verschwöre; aber bleibet fest auf diesem Felsen, so werden viele daran zerschellen. Gott hat Euch auserſehen, um das Himmelreich in Frankreich wiederherzustellen [5])." Im Jahre 1509 vernahm Luther, als

[1]) »Eruditione, pietate, animi generositate nobilissimus.« (Beza, Icones.)
[2]) »Ut vix illorum manus cruentas effugerit.« (*Ibid.*)
[3]) »Futurum augurans.« (Beza, Vita Calvini.)
[4]) »Insigne instrumentum.« (*Ibid.*)
[5]) »Coelestis in Gallia instaurandi regni.« (*Ibid.*)

er eben so alt war wie Calvin 1534, dieselbe Prophezeiung aus dem Munde eines alten Lehrers.

Wenn wir indessen einem katholischen Geschichtsschreiber glauben dürfen, so blieb der Greis dabei nicht stehen. Seine Blicke, welche mit Wohlgefallen auf dem jungen Manne hafteten, verriethen Besorgniß. Er glaubte einen jungen Renner zu sehen, dessen Lauf ohne Zweifel Bewunderung erregen würde, der aber auch gefährliche Seitensprünge machen könnte. „Hütet Euch," fügte er hinzu, „vor dem Feuereifer Eures Geistes [1]), nehmt Euch Melanchthon zum Muster und laßt Eure Kraft stets von der christlichen Liebe mäßigen." Der Greis drückte dann dem jungen Manne die Hand, und sie schieden, um sich nie wiederzusehen.

Sah denn Calvin auch die Königin von Navarra? Es scheint, als ob Margaretha gerade damals nicht in Nérac residirte; jedenfalls aber stand er mit ihr in Verbindung. Man hat gesagt, daß sie an seiner Verbannung lebhaften Antheil nahm [2]); möglicherweise hat die Fürstin mitgewirkt bei dem Entschlusse, den er bald darauf faßte, den Süden zu verlassen; sie gab ihm vielleicht die Versicherung, daß er nichts mehr in Paris zu fürchten habe, vorausgesetzt, daß er keine Unvorsichtigkeiten beginge. Indessen haben wir in Betreff dieses Punktes nirgends etwas Sicheres finden können.

Für den Augenblick kehrte Calvin zu du Tillet zurück. Die Besuche bei Roussel und Lefèvre hatten ihm eine Lehre gegeben; er hatte einsehen gelernt, daß nicht allein die Seelen, welche Rom blind ergeben waren, von großen Gefahren bedroht wurden; lebhaft beunruhigte ihn das Schicksal derer, die zwischen dem Papst und Gottes Wort, sei es aus Schwäche, sei es aus mangelhafter Erkenntniß, hin und her schwankten. Er erkannte, daß bei der noch nicht bestimmt festgestellten Grenze zwischen den beiden Kirchen, manche, die Rom angehörten, im kühlen, grünen Schatten des Evangeliums es sich wohl sein ließen, während andere, die im Grunde der Reformation ergeben waren, noch unter den gothischen Gewölben der römischen Kathedralen umherirrten und dort vor den Altären ihre Kniee beugten. Diese Lage der Dinge, die viele vielleicht

---

[1]) »Ne per fervidum hoc ingenium omnia misceret atque everteret.« (Florimond Rémond, II, p. 272.)

[2]) Freer, Life of Marguerite, II, p. 120.

natürlich finden, hielt Calvin für gefährlich, und da seine Ansichten entschiedener waren, wagte er es, „frei und offen die zu tadeln“ (wie er sagt), „die sich mit den Ungläubigen verbanden durch äußerliche Abgötterei [1].“

Viertes Kapitel.

Eine dramatische Vorstellung am Hofe von Navarra.

Heinrich und Margaretha hatten Nérac verlassen, um sich nach Pau zu begeben, wo sie den Winter zubringen wollten. Sie gelangten auf jene malerischen, von einer Schlucht durchschnittenen Höhen, auf denen sich die Stadt erhebt, und hielten ihren Einzug in das Schloß. Die Königin hatte ihren Stolz darin gesetzt, dasselbe mit den prächtigsten Gärten zu umgeben, die es zu der Zeit in Europa gab, und gern erging sie sich dort im Gespräch mit dem Kardinal von Foix, dem Bischof von Tarbes und manchen andern ausgezeichneten Persönlichkeiten, die ihren Geist und ihre Anmuth bewunderten. Indessen bereiteten ihr diese Herren von der Kirche auch vielen Verdruß. Umgeben von Leuten, welche Franz I. regelmäßig Bericht erstatteten, überwacht von ihrem königlichen Gemahl und von den Würdenträgern der Kirche an ihrem Hofe, erlag die fromme, aber schwache Frau fast unter dem Drucke. Sie begann ihren Tag, indem sie dem Morgengottesdienst in der katholischen Pfarrkirche beiwohnte; dann versammelten sich Nachmittags in ihrem Zimmer heimlich die Evangelischen ihres Hofes um sie, die kleine Schaar der Verbannten und einige Männer und Frauen aus dem Volke, die unter linkischen Verbeugungen sich schüchtern auf die schönen Stühle der Königin setzten. Roussel, Lefèvre oder ein anderer Geistlicher hielt dann eine kurze Ansprache, worauf die kleine Versammlung mit der Ueberzeugung sich auflöste, daß Gott wahrhaftig in ihrer Mitte gewesen sei [2].

Eines Tages wünschten einige dieser Gläubigen das heilige Abendmahl. Da gerieth die Königin in Verlegenheit; sie wagte es weder in

---

[1]) Calvin, Comment. in 2 ad Corinth., cap. VII.

[2]) Florimond Rémond, Hist. de l'Hérésie, liv. VII, chap. III.

der Kirche, noch selbst in ihrem Zimmer feiern zu lassen. Wenn einer der Kardinäle sie überraschte! ..... Margaretha sann nach, und bald glaubte sie gefunden zu haben, was sie bedurfte. Unter dem Schlosse befand sich ein ziemlich geräumiger Saal, die Münze genannt, ein unterirdisches, verstecktes Gemach, wohin man ungesehen gelangen konnte. Dort richteten Diener auf Befehl der Königin heimlich einen Tisch her, bedeckten ihn mit einem weißen Tuche und stellten eine Schale mit „Schnitten gewöhnlichen Brotes" darauf und daneben einige Becher mit Wein „anstatt der Kelche". — „Das sind ihre Altäre!" ruft ironisch der katholische Erzähler.

Am festgesetzten Tage fanden sich alle Gläubigen schweigend und tiefbewegt ein. Sie setzten sich, nicht ganz frei von Furcht, entdeckt zu werden. Die Königin vergaß alle Pracht des Louvre und nahm mitten unter ihnen Platz als einfache Christin. Dann erschien Roussel, doch ohne priesterliches Gewand, und trat vor den Tisch. „Wer da meint, daß in dem Sacrament nur ein leeres Zeichen enthalten sei," sagte er, „ist nicht aus der Schule des Glaubens [1])!" „Darauf nahm er von dem gewöhnlichen Brote," sagt der katholische Erzähler voll Unwillen, „und nicht die kleinen, runden Hostien mit dem Bilde." — „Gedenkt daran," begann Roussel wieder mit feierlicher Stimme, „daß Christus für uns gelitten hat, für uns gestorben ist." Dann theilte er den Kelch aus, „ohne das Zeichen des Kreuzes zu machen!" Voll Andacht, mit himmlischem Ausdruck in den Zügen fühlten die Gläubigen die Gegenwart des Herrn: „Derselbe Christus lebte in den Geistlichen, wie in der Menge." Weder ein Spion, noch ein Kardinal erschien, und nachdem die Communicanten eine Gabe für die Armen gespendet hatten [2]), entfernten sie sich in Frieden.

Doch ungeachtet der Heimlichkeit sprach man in dem Schlosse von dieser Abendmahlsfeier. Der König von Navarra war höchst aufgebracht darüber, und oberflächlich, lebhaft, ja heftig, wie er war, begann er, da die Eitelkeit der Welt hin und wieder Gewalt über ihn ausübte, sich über die Frömmigkeit seiner Gemahlin zu ärgern und besonders über jene Abendmahlsfeier im Keller. Er war gewöhnlich schlechter Laune und hatte an allem etwas auszusetzen, was Margaretha that.

---

[1]) Msc. de la Biblioth. imper., No. 7021, folio 146. Schmidt, Roussel, p. 151.
[2]) Florimond Rémond, Hist. de l'Hérésie, liv. VIII, chap. XII.

Als er eines Tages von einer Jagdpartie in's Schloß zurückkehrte, fragte er nach der Königin. Man sagte ihm, daß ein Geistlicher eine Ansprache in ihren Gemächern hielte. Bei dieser Nachricht stieg dem König das Blut in's Gesicht. Aber ein treuer Diener eilte zur Königin, um sie zu warnen, und der Geistliche und die Gläubigen entkamen durch eine Hinterthür. Kaum waren sie fort, als Heinrich heftig eintrat; er blieb stehen, sah umher, und da er nur die Königin aufgeregt und zitternd vor sich sah, gab er ihr eine Ohrfeige und sagte: „Madame, Sie sind zu wißbegierig.“ Damit ließ er sie stehen bestürzt und entrüstet. Indessen ging dieser der französischen Königsfamilie angethane Schimpf nicht so unbeachtet hin; „Franz I. setzte Heinrich d'Albret gehörig zurecht,“ sagt Brantôme [1]). Margaretha aber wünschte ihren Gemahl zu gewinnen und sich ihrem Hofe gefällig zu erzeigen, deshalb beschloß sie einige biblische Dramen aufführen zu lassen, konnte sie doch vielleicht auf diese Weise Zugang finden zu den Herzen derer, welche nicht zur Predigt kommen wollten. Zum Gegenstande wählte sie die Geburt des Herrn, und als sie ihr Gedicht vollendet hatte, vertheilte sie die Rollen unter einige Edelfräulein. Calvin mißfielen diese biblischen Darstellungen wegen der theatralischen Gestalt, der römischen Geistlichkeit wegen der evangelischen Wahrheiten; um so mehr aber entzückten sie die gemischte Partei, und da sie zur religiösen Geschichte dieses Zeitraumes gehören, können wir sie nicht mit Stillschweigen übergehen. Margaretha schuf den großen Saal des Schlosses zum Theater um, man versah ihn mit Dekorationen, und kurz nach Weihnachten kündigten Anschlagszettel die Aufführung der Geburt Christi an [2]).

Am bestimmten Tage war der Saal gedrängt voll. Auf dem ersten Rang im Amphitheater saßen der König und die Königin. Letztere trug ein einfaches Kleid mit Marderpelz gefüttert, und den Mantel à la béarnaise. Dann kamen die Kardinäle von Foix und von Grammont und andere Glieder der Geistlichkeit. Das königliche Paar umgaben die von Margaretha unzertrennlichen Ehrendamen Fräulein von St.-Pather, welche gewöhnlich die Almosen austheilte, Fräulein de la Batenage, Blanche

[1]) Brantôme, Mémoires. — De Coste, Reines illustres. — Matthieu, Hist. de François I.

[2]) Dies Drama findet sich in Marguerites de la Marguerite Thl. I, p. 148 bis 206. Wir müssen es bedeutend abkürzen.

de Tournon, Françoise de Clermont, Madame d'Avangour, die erste Aufpasserin (écouteuse) des Hofes, der Kanzler, die Kammerherrn und die Almoseniere. Ihre Haushofmeister, (sie hatte deren zehn), ihre Stallmeister, ihre Mädchen, (sie hatte deren achtunddreißig), ihre Schreiber, (sie hatte deren siebenzehn), und ihre Kammerdiener, (sie hatte deren zwanzig), waren zum Theil anwesend [1]). Die von auswärts Eingeladenen nahmen nach ihrem Range die übrigen Plätze ein. Selten erregte eine erste Vorstellung wohl größere Neugier.

Der erste Akt beginnt. Die Scene spielt in Nazareth, in dem ärmlichen Hause eines Zimmermanns. Ein Mann in voller Jugendkraft und eine junge Frau reden mit einander. Es ist so eben auf dem Marktplatz dieses Fleckens ein Gebot verkündigt worden, daß jeder sich in die Stadt begebe, aus der er gebürtig ist, um dort in die Listen eingetragen zu werden. Diese armen Leute aber stammen aus Bethlehem, und Bethlehem ist weit von Nazareth! Dazu soll die Frau bald Mutter werden, und der Mann ist sehr in Unruhe über die Folgen der Reise. Da sagt die junge Israelitin, deren sanftes, freundliches Antlitz die Heiterkeit einer frommen Seele wiederspiegelt:

Gefahr ist nicht; ich sag' es, gieb nur Acht,
Der Mächt'ge, der zur Mutter mich gemacht,
Hält über mir und meinem Kinde Wacht!

Die Scene verwandelt sich; man ist in Bethlehem; es ist Nacht; hie und da sieht man durch die Fenster der Häuser Feuer und Lichter schimmern. Derselbe Mann und dieselbe Frau, — sie heißen Joseph und Maria — kommen nach einer anstrengenden Reise von Nazareth an. Joseph sagt, wieder voller Sorge:

Es ist schon spät, die Nacht brach längst herein,
Laß folgen uns des Feuers hellem Schein.

Er klopft und bittet den Herrn des Hauses, sie aufzunehmen; dieser aber sieht sie voll Verachtung an und erklärt ihnen, daß er nur für Reiche Platz habe. Joseph geht weiter und klopft an eine neue Thür:

O laß mit meinem armen Weib mich ein!
Die schwere Stunde bricht gar bald herein,
In kurzer Frist soll sie entbunden sein.

---

[1]) Marguerite d'Angoulême, par le comte de la Ferière — Percy, p. 9, 13.

Der Wirth blickt sie wie der erste verächtlich an und antwortet, daß er nur vornehme Leute bei sich aufnehmen wolle.

Joseph verliert nicht den Muth, und indem er Maria einen dritten Bürger zeigt, sagt er:

Da ist ein andrer, der sieht freundlich aus.

So redet er ihn an; aber dieser ist ein Lebemann und fühlt sich unangenehm berührt von der sorgenvollen Miene der Reisenden. Er sagt:

Nur Tanz und Spiel, Banketts und schöne Frauen
In meinem Hauſ' das Auge mag erschauen;
Für traur'ge Leute weiß ich keinen Rath,
Drum, Freunde, suchet eine andre Statt.

Joseph sagt seufzend:

Nur weiter denn, Gott zeigt gewiß uns an,
Wo ich für dich die Herberg' finden kann.

Doch erschöpft von der Reise und durch ihren Zustand beunruhigt, beginnt Maria die Farbe zu wechseln:

Müd' bin ich Freund! Es naht die Stunde schon,
Wo ich empfangen soll den lang ersehnten Sohn.

Bei diesen Worten blickt Joseph bestürzt umher, und als er endlich einen ärmlichen Stall entdeckt, wo der Wind von allen Seiten hineindringt, schlägt er Maria vor, hineinzutreten:

. . . . . Ich will mich redlich mühen,
Des Windes Zug dich möglichst zu entziehen.

Er bringt nun die junge Frau, so gut er kann, in diesem Zufluchtsort unter und schickt sich darauf an, in die Stadt zu gehen, um zu holen, was sie bedarf:

Maria.

Ja geh' mein Freund, du läßt mich nicht allein,
Wo Gott ist, kann ich nie verlassen sein.

Als Maria nun allein zurückbleibt, schickt sie ein rührendes Gebet zum himmlischen Vater empor; dann sinkt sie vor Ermüdung zusammen, streckt sich nieder auf das Stroh und schlummert ein.

Die Scene verwandelt sich und wird in den Himmel verlegt. Die Blicke des Höchsten, die auf des Menschen Sohne ruhen, schauen auf die Erde hinab und weilen liebevoll auf Maria, deren Schlummer sanft und friedlich ist. Dann befiehlt er, als der große Augenblick ge-

kommen ist, den Engeln, den Himmel zu verlassen und den Menschen die große Freudenbotschaft zu verkündigen. Jeder empfängt seinen Auftrag; einige werden zur Maria, andere zum Simeon gesandt. Der Geringste sagt:

.... Und ich, o Herr ....
Von allen suche ich den Kleinsten auf,
Und künd' ihm an, daß er geworden groß,
Dieweil der Größte wurde klein und bloß.

Und alsbald erschallen die Lobgesänge im Himmel:

Dir, o allmächt'ger Herr,
Dir sei allein die Ehr'! ...

Dann entfernen sich die Engel.

Die Scene verwandelt sich; man befindet sich wieder im Stalle zu Bethlehem. Maria ist erwacht; aber noch allein. Wunderbare Gedanken bewegen ihr Herz; das Geheimniß Gottes, das sie ahnend schaut, überrascht und verwirrt sie:

Wie! Mutter ich! — die Jungfrau zart und rein
Die Mutter des, der alles nennet sein, ...
Wahrhaft'ger Mensch und wahrer Gott!
Immanuel, des Vaters lieber Sohn,
Darf ich mit meiner Hand dich rühren an
Und meine Lippen deinem Munde nahn? ...

In diesem Augenblick erscheinen die von Gott gesandten Engel; sie dringen in den armseligen Stall, erfüllen ihn mit ihrer Herrlichkeit, und jeder begrüßt die arme Jungfrau von Nazareth auf seine Weise. Einer sagt:

Gegrüßet seist du Jungfrau benedeit,
Des Sohnes Mutter, dem du dich geweiht! ...

Ein anderer, der die Demuth darzustellen scheint, wendet sich an das Kind, als ob es schon geboren wäre:

O Kindlein klein, verschmähe mich doch nicht,
Wie schwach ich bin ... ich dien', wo dir's gebricht,
Bereit' ein Bad, erwärme Tücher dir
Zu deinem Bett', solch' Dienst wär' Wonne mir.

Mittlerweile kommt Joseph mit den eingekauften Vorräthen zurück; er ist traurig, daß er das Gotteskind nicht würdig empfangen kann; aber entschlossen alles zu geben, was er hat, nähert er sich dem Stalle. Plötzlich bleibt er erstaunt stehen; was zeigt sich seinem Blick? ....

Ein göttliches Licht erfüllt den bescheidenen Zufluchtsort und erleuchtet alles umher.

Welch' heller Schein
Dringt dort herein?
Scheints doch, ich sei der Welt entrückt.
Wohl hat noch nie
Mein Auge hie
So wunderbarer Glanz entzückt.

Auf der Thürschwelle bleibt er stehen: er blickt hin, die Engel sind verschwunden; er sagt:

Da sitzt Marie,
Nicht zaget sie,
Nein freudig scheint ihr Herz bewegt ....
Allein was schaut
Die Jungfrau traut,
Daß sie das Aug' zu Boden schlägt?

Joseph blickt noch aufmerksamer von der Thüre aus hin, wo er unbeweglich stehen geblieben ist, und entdeckt Jesus, der eben geboren worden:

Es ist das Kind!

Der gute Zimmermann weiß nicht, was er thun soll; er wagt nicht näher zu treten, und doch kann er nicht fern bleiben, in seiner Seele erhebt sich ein Kampf:

Ich bleibe hier ......
Nein, hin zu ihr! ....

Endlich naht er sich, betrachtet das Kind, kniet demüthig vor ihm nieder, betet es an und küßt es.

Durch diesen Kuß
Ich stillen muß
Den Liebesdrang im Herzen mein.
Wie lieblich schön
Ist's anzusehn,
Ja wohl umstrahlt's der Wahrheit Schein!

Maria beunruhigt sich, als sie das schwache, zarte Kind ansieht, daß sie nichts hat, es einzuhüllen.

Die Nachtluft weht herein so kühl.

Joseph.

Dies Lämpchen ich anzünden will ....

Er zündet die Lampe an.

Wohin ihn betten? .... In die Krippe.
Die Herberg' hat nicht bessern Raum.

Der erste Akt war zu Ende. Die Zuschauer sprachen ihr Interesse an dem ernsten, heiligen Drama aus. Selbst die Kardinäle von Grammont und von Foix fanden nichts den Lehren ihrer Kirche Widersprechendes darin. Da man in damaliger Zeit sehr das Lustige liebte, so fehlte auch der Stoff zum Lachen nicht. Man sah im Zwischenakte komische Gestalten erscheinen, besonders einen armen Mönch, welcher in der Posse die Hauptrolle spielte [1]). Doch stammte dieser Theil nicht von Margaretha, und selbst die Katholiken sprachen sie frei von dem Verdacht. Auch verschwanden die Possenreißer bald, und das Drama begann von neuem.

Die Scene spielt auf den Feldern in der Umgegend von Bethlehem, wo Hirten und Hirtinnen in der Nacht ihre Heerde hüten. Ein Hirt, der von des Tages Arbeit ermüdet ist, und ein anderer, der einen Wolf erlegt hat, sind eingeschlafen; einige Hirtinnen gleichfalls; nur ein Hirt und eine Hirtin wachen noch und tauschen ihre Gedanken aus:

Dritter Hirte.

Ich weiß nicht, was mich wach erhält,
Daß heut' kein Schlummer mich befällt,
Die Heerden sind wohl eingehegt,
Nicht Sorge ist's, die mich bewegt.
Voll Freuden klopft das Herz in mir,
Ich harre froher Kunde hier.
Indessen schau' ich staunend auf
Und folge der Gestirne Lauf.

Er betrachtet das Firmament.

Erste Hirtin.

Ei, Bruder Hirte, sag' mir nur,
Was ist's für eine ferne Spur,
Die du dort suchst am Himmelszelt?

Dritter Hirte.

Den mächt'gen Schöpfer bet' ich an,
Dem alle Dinge unterthan,
Deß Tempel ist die ganze Welt.

---

1) »Qui pro primo esset.« (Florimond Rémond, Hist. de l'Hérésie, liv. VII, chap. III.

Erste Hirtin.

O Hirte, sprich und künd' mir dies,
Was er den Vätern einst verhieß,
Wonach sie sehnend schauten aus?

Dritter Hirte.

Den Heiland Er verheißen hat,
Den Sohn, der Leben bringt und Gnad'
Nach Sündennacht und Todesgraus.

Erste Hirtin.

Mein Gott! Wie lange währt es noch?

Dritter Hirte.

Ja komm' o Herr, ach, komme doch!

Plötzlich erhellt ein großes Licht die Felder von Bethlehem, und eine Stimme vom Himmel spricht:

Ihr Hirten erwacht,
Es schwindet die Nacht,
Licht strahlet der Morgen und hell.
Den Herren laut preist,
Der heute beweist
Der Lieb' unerschöpflichen Quell.

Die schlafenden Hirten und Hirtinnen erwachen, schauen umher, und erblicken die Engel umgeben von himmlischer Herrlichkeit.

Erster Hirte.

O Gott, die Klarheit, die ich seh',
Macht, daß ich fast vor Furcht vergeh'.

Zweite Hirtin.

Auch ich ertrag' es nimmermehr
Zu blicken in dies Strahlenmeer.

Erster Engel.

Seid ohne Furcht und hört,
Ich künde große Freud'
Die heut' Euch widerfährt .....
Denn heut' geboren ist
Der Heiland Jesus Christ,
Wie es geschrieben steht.
Dies nehmt zum Zeichen nur,
Und folgt getreu der Spur:
Ihr find't das Kindlein klein
Gehüllt in Windeln ein;

In einer Krippe liegt
Der Heiland aller Welt,
Den Gott euch hat bestellt.

Nun stimmen alle Engel den Lobgesang an:

Ehre sei Gott in der Höh'!

Zweiter Hirte.

Wohlauf, ihr Hirten, sehen wir in Eil',
Wo unser aller Hoffnung ruht und Heil.

Dritter Hirte.

Und wenn am armen Haus verschlossen
Die Thüren uns und Fenster sind,
Wir spähen dennoch unverdrossen,
Bis irgendwo ein Spalt sich findt,
Auf daß wir schau'n den Herrn und Meister . . .

Die Hirten und Hirtinnen reden auf dem Wege mit einander, wie sie den Messias empfangen wollen, mit einer vielleicht übertriebenen Naivetät, der es jedoch nicht an Anmuth und Natürlichkeit fehlt.

Erster Hirte und erste Hirtin.

Der Armen dort laßt uns gedenken
Mit unserm Gut in Ueberfluß.

Dritter Hirte.

Ich werde meinen Käse schenken,
Dazu dies Körbchen dienen muß.

Zweiter Hirte.

Maria wird sich wohl erfreu'n
An dieser frischen Milch Genuß.

Erster Hirte.

Und ich biet' ihr mein Vögelein
In seinem Käfig nett und fein.

Zweiter Hirte.

Kalt ist's in dieser Jahreszeit,
Drum halt' dies Reisig ich bereit.

Dritter Hirte.

Ich trage ihr die Flöte hin,
Der Ton erfreut des Kindes Sinn.

Erste Hirtin.

Das Antlitz ich ihm küssen muß . . . .

Zweite Hirtin.

Nein, mir genüget schon sein Fuß ....

Die Hirten und Hirtinnen verlassen die Felder und begeben sich eilig nach Bethlehem.

Die Scene wird in die Stadt verlegt; die Hirten erscheinen hier und suchen den Ort, wo das Kind sich befindet.

Zweiter Hirte.

Der Heilige wohnet nicht in diesem Haus,
Zu schön bemalt und freundlich sieht es aus.

Dritter Hirte.

Auch hier kann seine Wohnung nimmer sein,
Denn den Pallast nahm nicht der Kleine ein.

Erste Hirtin, sorgsam umschauend.

Der Felsen hier .... ein wunderbarer Platz;
Sollt' jene Scheune bergen wohl den Schatz?

Die Hirten und Hirtinnen kommen näher, schauen durch die Spalten des ärmlichen Stalles und entdecken Maria und Jesus. Da ruft die zweite Hirtin voll Entzücken:

O schaut das Kind an seiner Mutter Brust.

Dritte Hirtin.

Ja seht das Püppchen, wie es trinkt mit Lust.

Zweiter Hirte.

Doch laßt uns rufen jenem Manne da,
Daß er uns öffne .....
(zu Joseph)
Guter Freund, heda!

Joseph.

Was für ein Lärm! Wer sind die Leute hier?

Erster Hirte.

Die wahre Frucht des Himmels suchen wir.

Maria.

Wenn ihnen Gott das Wunder kund gethan,
Es zu verhüllen ständ' uns übel an;
Den Gläub'gen sei gezeigt das Christkindlein
Drum öffne nur ...

Joseph geht und öffnet die Thür.

So tretet denn herein.

Die Hirten und Hirtinnen nahen ehrfurchtsvoll; so ärmlich aber auch die äußere Erscheinung des Kindes ist, sie erkennen doch in ihm die ewige Majestät und Größe und beten es an.

Dritter Hirte.

Du bist der Same, den verheißen hat
Gott Adam schon nach seiner bösen That;
Und Abraham glaubt der Verheißung treu,
Und David auch, nach heißer, wahrer Reu'.
Sie alle, alle sind in dir gerecht.

Zweiter Hirte.

Das Aug' erblickt das Kindlein schwach und klein,
Doch soll der Glaube unser Auge sein,
Der treibt uns fort und fort, mit gläub'gem Sinn
Zu ehren, anzubeten auf den Knien
Den wahren Gott.

Nach der Anbetung der Hirten, umringen die Hirtinnen neugierig die Maria und fangen ein Gespräch mit ihr an.

Dritte Hirtin.

Weshalb nur fehlet ihm ein schön Gewand,
Und Gold und Silber, Perlen, Diamant?

Maria.

Die Einfachheit, die er vor allem liebt,
Läßt hassen ihn, was sonst wohl Ansehn giebt.

Die ersten Strahlen der Morgenröthe zeigen sich.

Zweiter Hirte.

Der Tag bricht an, drum muß ich heimwärts ziehen ...

Erste Hirtin, nähert sich der Maria.

O reichet nur die Zehenspitzen mir,
Daß ich mit meinem Kusse sie berühr' ...

Dritte Hirtin.

So haben unsre Augen denn gesehn
Das Lamm, das büßet, was durch uns geschehn.

Alle Hirten und Hirtinnen bringen dem Kinde ihre bescheidenen Gaben dar.

Erster Hirte.

Wir leben oder sterben, Dein wir sind,
Das Leben ohne Dich ist nur ein Wind.
Leb' wohl, o Kind.

Nach dem Ende des zweiten Aktes wurden die Zuschauer durch ein neues Intermezzo erheitert. Abermals erschienen die Possenreißer und trugen einige Ringelgedichte vor, welche stets mit überraschenden, scherzhaften und pikanten Einfällen gewürzt waren und dadurch die Lachlust der Versammlung erregten. Diese Ringellieder bestanden aus sehr kurzen, in Reimpaaren gedichteten Versen und hatten einen Refrain, deren Stichblatt ein Mönch war, was die Zuschauer sehr belustigte. Nur die Kardinäle und andere Katholiken, welchen das Drama sehr gefiel, misbilligten diese Satiren höchlich [1]).

Der dritte Akt begann. Satan, der die Welt durchstreift, erscheint über den Feldern von Bethlehem, wohin die Hirten und Hirtinnen zurückgekehrt sind. In Gedanken vertieft, sagt er zu sich selbst:

Bis hieher hab' ich mächtiglich regiert
Und unterjocht den weiten Erdenkreis;
Mit Gott dort oben unaufhörlich, heiß
Den Krieg geführt und siegreich triumphirt.

Die Hirtinnen, denen er nicht sichtbar ist, drücken ihre Freude durch Lobgesänge aus.

Ihr Hirtinnen macht euch bereit!
Laßt singen uns mit Herz und Mund
Und laut das Wunder machen kund,
Das uns von aller Noth befreit!

Satan stutzt; er horcht, wird unruhig und ruft aus:

Was für ein Lied, das heftig mich erschreckt . . .
Welch' freud'ge Kunde hätten sie entdeckt? . . .

Die Hirtinnen, welche noch immer die Anwesenheit Satans nicht gewahren, singen von neuem:

Mutter ward die Jungfrau rein
Und gebar ein Kindlein fein,
Gottes eingebornen Sohn,
Laut schall' unser Jubelton!
Nun der Himmel unser ist . . . .

Satan horcht immer unruhiger auf den Gesang:

Bleibt dies Geheimniß mir denn stets verhüllt?
Die Neugier hätt' schon längst ich gern gestillt.

---

[1]) Florimond Rémond, Hist. de l'Hérésie, livre VII, chap. III.

Er nimmt die Gestalt eines vornehmen Herrn an, nähert sich den Hirten und sagt zu ihnen:

Woher des Weg's? ....

Erster Hirte.

Wir schauten Ihn, der Menschen wahres Heil,
Durch den in Gott wir neu geboren sind.
Gefällt's Euch, Herr, ich führe Euch in Eil'
Desselben Weges hin zum Christuskind.

Satan.

Das ist nicht möglich! Traum ist's oder Trug!

Zweiter Hirte.

So geht doch; schaut es selbst .....

Satan.

Nein, Gott dort oben kümmert sich
Um diese Welt nicht, sicherlich.
Ich bin allein der König hier,
Ich mach' euch reich, kommt her zu mir,
Nur jene Fabel ganz vergeßt,
Daß Gott den Himmel je verläßt.

Dritter Hirte.

Mein Vater ist er, Bruder, Alles mir,
Sein bin ich ganz auf ewig, dort und hier,
Gott ist für mich, kein Götze je mir raubt,
Die Himmelsheimath, die mein Herze glaubt.

Satan.

Ihr Unverständ'gen, eigensinn'ges Volk,
Seid ihr denn Götter? ...

Erster Hirte.

Der Sohn ist Gott, Ihm lassen wir den Ruhm,
Uns ist's genug, daß wir Sein Eigenthum,
Zu wissen, daß Er der ist, der Er ist.

Satan.

So meinet ihr, daß ihr die Schrift versteht?

Dritter Hirte.

Wir lesen einfach, was geschrieben steht.

Satan.

Wär' euer Vater Er, so wie ihr sagt,
Wie duldet Er's, daß ihr so arg euch plagt
Mit Armuth, Kummer, Sorgen aller Art?

Thut auf die Augen, die ihr Blinde wart.
Saht einen Mann ihr jemals reich und groß,
Der ließ sein Kind in einer Wüste bloß?
Ihr armen Kinder Gottes thut mir leid,
Die ihr so nackt und hungrig, schwach und dürftig seid.

Zweiter Hirte.

Für Eure Schätze geb' ich keinen Deut,
Je mehr wir leiden, wächst die Freudigkeit.

Dritter Hirte.

In unsern Herzen lebt der Herr und Christ,
Der über Tod und Sünde Sieger ist.

Bei diesen Worten wird Satan bestürzt; er gedenkt seiner früheren Niederlagen; er weiß, daß Gottes Sohn ihn unter seine Füße treten wird. Erschrocken ruft er aus:

Erwürgtes Lamm, das mich vertreiben ließ,
Mich und die Meinen aus dem Himmel stieß,
Verfolgst du mich auch hier? — Wohin nun fliehn,
Um Deines Blickes Zorn mich zu entzieh'n!

Da erschallt die geheimnißvolle Stimme Gottes wiederum und verkündet den Sieg des neugeborenen Kindes:

Zu Ende ist des Satans Herrschermacht,
Das reine Lamm hat ihn zu Fall gebracht,
Das willig trägt den Tod am Kreuzesstamm ....
Zu meiner Rechten sitzen soll das Lamm.
Drum, Engel, jauchzt, daß jenes ihr erhöht,
Satan auf ewig nun vernichtet seht.

Nun stimmen die Engel den Triumphgesang an, welcher das Stück schließt:

Preis sei dem Schöpfer, Ruhm und Lob,
Vor dem des Satans Kraft zerstob,
Der großen Schlange List und Macht.
Dem Lamm sei ewig Dank gebracht,
Durch das, wie sehr er uns geliebt,
Gott Vater zu erkennen giebt.

Als die Vorstellung zu Ende war, trennte man sich voll Staunen und Bewunderung. Der König blieb nicht unempfindlich bei diesem Entgegenkommen seiner Gemahlin; er war von dieser Tragikomödie ganz entzückt, und Margaretha benutzte diese Stimmung, um ihn zur Anhörung einiger Predigten zu bewegen. Ein Geschichtsschreiber jener

Zeit sagt: „Die Komödien führten ihn zu den Predigten, die im Zimmer der Königin gehalten wurden [1]).“

Uebrigens waren nicht alle ebenso zufrieden mit diesen Schauspielen. Die Kardinäle von Grammont und von Foix zogen sich vom Hofe zurück, und die strengsten Christen warfen die Frage auf, ob es wohl erlaubt sei, die Engel und Gott selbst redend einzuführen. Wäre Calvin von Nérac nach Pau gekommen und neben den Kardinälen, bei diesem Mysterium zugegen gewesen, so würde er ohne Zweifel diese Vorstellungen getadelt haben, die er ein entstelltes Christenthum nannte.

Doch es ist Zeit, dem Reformator zu folgen.

Fünftes Kapitel.

Calvin in Poitiers, in Basses-Treilles und in den Grotten von St. Benoît.

Calvin gedachte den Süden zu verlassen. In der Stunde der Gefahr hatte er hier einen Zufluchtsort gefunden; da aber das Unwetter vorübergezogen zu sein schien, so konnte er aus der Verborgenheit wieder hervortreten, um seine gewaltsam unterbrochene Laufbahn fortzusetzen. Auch gefiel es ihm in Angoulême nicht so recht. Einmal hatte die Bekehrung du Tillet's und einiger seiner Freunde unter der Geistlichkeit und dem Volke Aufsehen erregt, dann aber mißbilligte der Reformator gewisse traditionelle Elemente, welche Margaretha und etliche seiner Zuhörer in Gérac beizubehalten wünschten. Weder Altäre, Heiligenbilder, Festtage der Maria und der Heiligen, noch Beichtväter und Beichten schienen ihm schriftgemäß, und er sehnte den Augenblick herbei, wo er das evangelische Prinzip in seiner ganzen Reinheit würde geltend machen können. „Vor allem,“ pflegte er zu sagen, „müssen wir dem Herrn offen beichten, ohne uns durch irgend etwas irre machen zu lassen [2]).“

Wohin denn nun? Zuerst dachte er an Poitiers, von wo er sich nach Orléans und nach Paris begeben wollte, und dann nach Deutsch-

---

[1]) Florimond Rémond, Hist. de l'Hérésie, liv. VII, chap. III.

[2]) Lettres françaises de Calvin I, p. 119.

land oder nach der Schweiz, um im Verkehr mit den Reformatoren zu lernen und sich größere Klarheit zu verschaffen. Bei ihren Zusammenkünften in Gérac hatte der Herr von Torres oft zu ihm von Peter de la Place gesprochen, welcher damals in Poitiers studirte; Calvin wußte, daß er dort auch mit dem Rektor der Universität, Karl le Sage, zusammentreffen würde, der wie er selbst aus Noyon gebürtig war. Nur ein Bedenken hielt ihn zurück: Sollte er du Tillet verlassen? Aber der junge Stiftsherr sagte: „Wo du hingehst, dahin gehe ich auch, mein Herz schlägt laut für den Glauben, der dich beseelt [1]." Eine innige Freude erfüllte ihn bei dem Gedanken, jederzeit Calvin's Gesellschaft genießen, in der Schweiz und in Deutschland die edlen Männer sehen zu sollen, welche für die Reformation der Kirche wirkten [2].

So traten die beiden Freunde denn die Reise an, Calvin unter dem Namen Karl d'Espeville, du Tillet nannte sich de Hautmont, ein Name, welchen mehrere Glieder seiner Familie geführt zu haben scheinen. Wahrscheinlich gegen Ende März des Jahres 1534 gelangten sie in jene Haidegegenden und Ebenen von Poitou, die der Schauplatz so vieler großen Schlachten gewesen sind. Jetzt nahte sich ein demüthiger Eroberer zu besseren Kämpfen. Und wenige Provinzen in Frankreich waren so gut vorbereitet. Hier in diesen westlichen Gegenden hatte Abeilard gelebt und manche Spuren jener Zweifel zurückgelassen, die er in seinem berühmten Sic et non (Ja und Nein) [3]) über die Lehren der Kirche dargelegt hat. Dort hatte ein Schriftsteller, welcher der Reformation fremd war, die Papimanie angegriffen, und der Klerus, welcher, wie es heißt, ein Drittel der Bevölkerung ausmachte, empörte die beiden andern Drittel durch seine Habsucht und Zügellosigkeit.

Calvin stieg in Poitiers bei einem gelehrten Geistlichen ab, dem Prior des Trois-Moutiers, Messire Fouquet. Dieser war ein Freund der Familie du Tillet und hatte ein Haus in jener Stadt. Die damals blühende Universität hatte gelehrte Professoren und eine berühmte Bibliothek. Der Wissensdurst, welcher um diese Zeit in Frankreich überall

---

[1]) »Tilius haustis animo Calvini opinionibus.« (Florimond Rémond, Hist. de l'Hérésie, II.)

[2]) »Miro desiderio eos videndi incensus, qui catholicae Ecclesiae bellum indixerant.« (*Ibid.*)

[3]) Man vergl. die schöne Ausgabe von Cousin.

erwachte, machte sich dort besonders bemerkbar. Der Prior des Trois-Moutiers erzählte denn auch seinen beiden Gästen von den öffentlichen Disputationen, welche auf der Universität stattfanden, und dies erregte so sehr die Aufmerksamkeit Calvin's, daß er sich sogleich in den Hörsaal begab, auf einer Bank Platz nahm und gespannt zuhörte. Wer den Fremden sah, ahnte nicht, daß dieses bleiche, unscheinbare Aeußere einem jener Helden angehörte, welche im Namen der Wahrheit die Welt umzugestalten berufen waren. Unter den mancherlei Spitzfindigkeiten und dem albernen Wortkram entdeckte der junge Gelehrte hie und da helle Lichtpunkte. Nach der Disputation begab er sich zu denjenigen unter den Streitenden, von denen er christliche Worte vernommen hatte; er setzte ihnen seine eigenen Gedanken auseinander, und bald wurden sie durch seinen herrlichen Geist und die Offenheit seiner Sprache gewonnen. Calvin und diese edlen Männer schlossen sich an einander an, sie besuchten sich gegenseitig und „machten", wie ein Geschichtsschreiber erzählt, „gemeinsame Spaziergänge vor das Thor" [1]). Während sie so an dem kleinen Flusse Clain dahinwandelten oder andere Gegenden durchstreiften, redete Calvin freimüthig zu ihnen von der Ewigkeit und von Christo.

In der That war unter ihnen nicht die Rede von scholastischer Theologie und metaphysischen Formeln; Calvin wollte nur Seelen gewinnen. Bei jedermann kam es ihm nur auf das Anziehen des neuen Menschen an, alles andere kümmerte ihn nicht. Inmitten der hoffnungslosen Schwäche und der zahllosen Mängel des gefallenen Menschengeschlechts sollte ja eine große geistige Erneuerung bewirkt werden, die Stunde war gekommen, und um das Werk zu vollenden, bedurfte es edler Persönlichkeiten, ausgerüstet mit der Kraft von oben. Calvin war einer dieser Gewaltigen, welche Gott der menschlichen Ohnmacht zu Hülfe geschickt hat. Nach dem Schlummer des Mittelalters schenkte der himmlische Vater der Menschheit im Augenblick des Erwachens schöpferische Kräfte. Das damals der Welt wiedergeschenkte Evangelium zog durch seine Schönheit die Seelen an und wirkte in ihnen einen unbedingten Gehorsam. Das sind zwei wiederbelebende Elemente. Ueberall in Europa traten Propheten unter dem Volke auf, und sie redeten nicht aus

[1]) Varillas, Hist. des Révolutions religieuses, II, p. 473.

eigenem Antriebe. Ueber ihnen stand der allmächtige, lebendige, freie, erhabene Gott und wirkte mit seiner alles beherrschenden Gewalt.

In Poitiers selbst wollte Calvin sein Erneuerungswerk beginnen, und wirklich dauerte es nicht lange, bis zahlreiche Zuhörer ihm zuströmten. Freilich fühlten sich manche durch seine Reden zurückgeschreckt; es gab auch solche, welche nur Disputationen und Sophismen wünschten und den jungen Gelehrten mit ihrer gewöhnlichen Unverschämtheit plagten; noch andere erhoben sich gegen den Ketzer „mit geharnischten Beweisgründen und fein ausgedachten, überraschenden Einwürfen.“ Solche endlich, welche jedermann meistern zu können glaubten, kehrten ihm den Rücken, „als ob er nur Gemeinplätze vorbrächte.“ Zwar überrascht von so viel Widerstand, ließ sich Calvin doch nicht auf überflüssige Streitigkeiten ein, sondern wies mit Ernst alle leichtfertigen Spitzfindigkeiten zurück und „stellte, was unumstößlich fest steht, in den Vordergrund.“

Wenn aber die von ihm verkündete Lehre auch auf Gegner stieß, so fand sie andererseits auch Freunde. Das Wort Gottes scheidet stets in der geistigen Welt das Licht von der Finsterniß, wie einst bei Erschaffung von Himmel und Erde. Edle Männer scharten sich eifrig um den jungen, gewaltigen Lehrer. So der Rechtsgelehrte und Dichter, Albert Babinot, Professor der Rechte; Anton Véron, Prokurator des obersten Gerichtshofes; Anton de la Dugie, Doktor und Professor; der Advokat Johann Boisseau de la Barderie; Johann Vernou aus Poitiers; der Ritter von Saint-Vertumien und der Professor und Doktor Karl le Sage, ein hochgeachteter Mann, der das ganze Vertrauen der Mutter des Königs besessen hatte [1]). Einer dieser angesehenen Männer aber gewann vor allen das Herz Calvin's; das war Peter de la Place, der, aus Angoulême gebürtig und ein Freund du Tillet's, später Präsident des Obersteuergerichts wurde und den Märtyrertod in der St. Bartholomäusnacht starb. Ein anderer dieser hervorragenden Geister, le Sage, hielt sich ziemlich fern; er war aus Noyon und fühlte sich nicht eben geneigt, sich der Zahl derer anzuschließen, welche sich um den Sohn des vormaligen bischöflichen Secretairs scharten; überdies glaubte er aufrichtig an das Wunder der Transsubstantiation .....

---

[1]) »Magnae existimationis vir, praesertim apud Regis matrem.« (Florimond Rémond, Hist. de l'Hérésie, II, p. 251.)

Dieser Verein ausgezeichneter Männer, der bald Calvin in Poitiers umgab, wie sich ein ähnlicher früher in Angoulême gebildet hatte, zog die Aufmerksamkeit derer auf sich, die mit ihm in Verbindung traten. Calvin's Anziehungskraft, von der man sich in unsern Tagen kaum einen Begriff machen kann, übte selbst auf seine Feinde ihre Wirkung. Einer derselben sagte in Bezug darauf: „Die Wissenschaft nicht minder als die Tugend erwerben sich schnell Freunde, und hervorragende Geister, die sich im Guten oder im Bösen auszeichnen, bedürfen nicht lange Zeit, um erkannt zu werden. Als Calvin nach Poitiers gekommen war, gewann er in kurzer Zeit eine Menge Freunde [1].“ Er traf sie auf der Universität, er besuchte sie in ihren Häusern; er redete eindringlich und auf's herrlichste zu ihnen von der Erkenntniß Gottes [2]), und in manchen Punkten dachte man von Stund an wie er. Wenn er darüber klagte, „daß man Steine und Holz anbete, die Todten anrufe, sich auf vergängliche Dinge verlasse und Gott durch thöricht ersonnene Ceremonieen dienen wolle [3]“, gab jeder ihm Recht, selbst le Sage. Aber der junge Lehrer blieb dabei nicht stehen. Zwar verwarf er alle Strenge und Härte, er ermahnte zur Liebe und Dienstwilligkeit gegen den Nächsten [4]), aber die Wahrhaftigkeit ging ihm über alles, selbst wenn er dadurch Mißfallen erregte. Als ihm einst von aufrichtigen Katholiken die Lehre von der Transsubstantiation vorgetragen wurde, erklärte Calvin unumwunden, man müsse Christum in sich aufnehmen, und selbst seinen Leib und sein Blut durch den Glauben, durch den Geist, der lebendig macht, und nicht durch eine grobsinnliche Handlung. Da rief le Sage unwillig aus, das sei die Lehre des Ketzers Wicleff, und selbst de la Place „fuhr erschrocken zusammen, als er eine so große Abweichung von der Religionslehre vernahm, in der er auf das strengste erzogen worden war [5]“. Das erfüllte Calvin mit großer Betrübniß.

Aber wenn er auch einige Freunde verlor, so gewann er dafür

---

[1]) Florimond Rémond, Hist. de l'Hérésie, franz. Ausgabe p. 890.

[2]) P. de Farnace (Brief Recueil de la vie de Messire P. de la Place, p. 11 et suivantes. — Bayle, Dict. hist., article de la Place.)

[3]) Calvin, Lettres françaises, I, p. 70 et 71.

[4]) Calvin sur Jacques IV, 17.

[5]) P. de Farnace. (Brief Recueil de la vie de Messire de la Place p. 11 et suiv.)

wieder andere. Die erste Magistratsperson in Poitiers, der Landvogt Peter Régnier de la Planche wünschte ihn zu sehen und lud ihn mit de la Dugie, Babinot, Véron, Vernou und andern seiner Bekannten zum Mittagessen ein. Calvin nahm die Einladung an, die großes Aufsehen erregte. Die Katholiken sagten: „Dieser Neuerer will den Magistrat gewinnen, um durch seine Gunst größeres Ansehen zu erlangen.“ Calvin aber machte nie solche Berechnungen, „er war nur entflammt von einem wahren Feuereifer nach allen Seiten den Ruhm des Herrn zu verbreiten.“ Bei jenem Mittagsmahle wurde er mit großer Aufmerksamkeit empfangen, er nahm am Tische Platz, und wie es scheint, führte man während des Mahles nur eine Unterhaltung über gewöhnliche Dinge. Nach dem Essen erhob man sich und begab sich in den Garten, die Basses-Treilles genannt, wo der Herr de la Planche häufig seine Freunde empfing. Hier wandelten nun der Landvogt, Calvin, Babinot und die andern Gäste in lebhafter Unterhaltung auf und ab, der Hausherr brachte das Gespräch auf Luther und Zwingli und tadelte die Reformatoren und besonders ihre Ansicht von der Messe. „Das war der gewöhnliche Gegenstand der Unterhaltung,“ sagt ein Schriftsteller des 16. Jahrhunderts, „nicht nur für die Gelehrten, sondern auch für das gemeine Volk, ja sogar für das Tischgespräch.“ Calvin, der auf diesem Gebiete zu Hause und wohl vorbereitet war, ging auf jene Fragen ein und hob treffend die Hauptpunkte hervor. „Luther,“ sagte er, „hat die Wahrheit erkannt, aber es ist ihm ergangen, wie denen, die auf einem weiten, gewundenen Pfade dahinwandeln und in der Ferne den matten Schein eines Lichtes bemerken, durch dessen Hülfe sie gleichsam tappend den Weg finden. Zwingli hat sich dem Lichte genähert, aber ihm erging es, wie denen, welche mit zu großer Hast das Ziel zu erreichen suchen und darüber hinauseilen [1]).“ Um dann begreiflich zu machen, was man im heiligen Abendmahle empfange, setzte er den Gedanken einer wahrhaftigen Gegenwart Christi weitläufig auseinander, deren man aber durch den Glauben und nicht mit dem Munde theilhaftig werde; so hielt er zwischen Zwingli und Luther die Mitte. Und seine licht- und kraftvolle] Rede überzeugte den Landvogt und die ver-

[1]) Florimond Rémond Hist. de l'Hérésie, liv. VII. chap. XI. Rémond übertreibt das Urtheil, welches Calvin über Luther und Zwingli fällt.

sammelten Freunde. Calvin wurde aufgefordert, sie niederzuschreiben, und er that das, fügt der Geschichtsschreiber hinzu, mit einer Beredsamkeit, welche ihm neue Anhänger zuführte. Régnier de la Planche wurde für den Protestantismus gewonnen, und sein Sohn Ludwig spielte später eine Rolle in den Kämpfen mit den Guisen. Er war es, den Katharina von Medicis eines Tages in ihrem Kabinet hinterlistig ausforschte, während der Kardinal von Lothringen hinter einer Tapetenthür versteckt war.

Von der Zeit an wurde der Garten der Basses-Treilles ein Lieblingsort Calvin's, und er pflegte sich frei und öffentlich dahin zu begeben. Dort forschte der junge christliche Plato mit seinen Freunden nach der Wahrheit, wie die Schüler des Sokrates in den Gärten des Akademus[1]). Aber die Wahrheit, welche die Reformation damals der Welt wiedergab, war anderer Art und von weit größerer Macht, als die der griechischen Philosophen. Ueberall wo ihre Stimme erschallte, schwand die Vorstellung von einem geheiligten Priesterthum, die Vorrechte des Mönchslebens sanken dahin, und ein persönliches, individuelles, lebendiges Christenthum trat an seine Stelle. Die göttlichen Offenbarungen wurden den Laien in ihrer Muttersprache verkündet, und die ihrer vorgeblichen Zauberkräfte entkleideten Sakramente übten in ihrer ursprünglichen Reinheit einen geistigen Einfluß auf die Gemüther aus. Das waren die Lehren, welche Calvin in den Gärten des Landvogtes vortrug. Wenn er mit seinen Freunden unter dem lieblichen Schatten der Bäume umherwandelte, redete er zu ihnen von dem himmlischen Vater und seinem eingeborenen Sohn, von der Gnade und dem ewigen Leben; und seine Schüler, die ihm aufmerksam zuhörten, glaubten, daß nun alles neu werden würde, und sie sagten zu einander, dem unfruchtbaren Formalismus folge jetzt ein mächtiges Leben, ein Himmelsodem in der Kirche. Die Katholiken von Poitiers aber trauerten und sagten: „Wie unsere Stammeltern in einem Garten verführt worden sind, eben so ging es im Garten des Landvogtes, in den Basses-Treilles, wo diese Handvoll Menschen durch Calvin bethört und berückt wurde, wie er dann leicht Bresche schoß in die Seele derer, die ihm zuhörten.“ Das ist ein bemerkenswerthes Geständniß. —

Eines Tages wurde in diesem Garten auch eine Versammlung

---

[1]) »Atque inter sylvas Academi quaerere verum.« (Horaz, Ep. II.)

gehalten, in welcher Calvin und seine Freunde sich darüber besprachen, was Frankreich noth thäte. Die Antwort war einfach: das Evangelium; aber ach, Frankreich stieß es ja von sich! Doch blieb man dabei nicht stehen; Calvin wollte an Stelle des Formenwesens in der Kirche den Geist setzen, an die Stelle des äußern Scheinwesens das Leben und die Realität. Und er löste seine Aufgabe in würdiger Weise, denn indem er vorzugsweise den Hauptpunkt berücksichtigte, setzte er besonders seine Lehre von der geistigen Gegenwart Christi auseinander. Der katholische Geschichtsschreiber sagt: „Hier fand das erste calvinistische Concil in Frankreich statt [1].“ Das Wort Concil ist freilich zu anspruchsvoll, indessen trug diese Versammlung ihre Früchte. Der lebendige Glaube, welcher den jungen Lehrer beseelte, gewann einige widerstrebende Gemüther. De la Place, der anfangs viele Einwendungen machte, kam, da er zugleich ein Mann von tüchtigem Verstande und großer Gewissenhaftigkeit war, endlich auf den Gedanken, daß er sich wohl geirrt haben könne. „Der in sein Herz gefallene Same begann zu keimen und ging auf zur rechten von Gott bestimmten Stunde [2].“

Die Bewegung, welche Calvin in Poitiers hervorrief, die Bewunderung auf der einen, die Unruhe auf der andern Seite, nahm von Tage zu Tage zu, und den Versammlungen der Freunde des Evangeliums drohte Gefahr. Wenn einige Fanatiker den Pöbel auf ihre Seite brachten, so konnten sie denselben auf den Garten Basses-Treilles hetzen, und die Polizei konnte alsdann unter dem Vorwande die Ruhe wiederherzustellen, vielleicht gar den Fremden verhaften. Oft gab es blinden Lärm, und die Freunde Calvin's beschlossen irgend einen abgelegenen Ort zu suchen, wo sie sich in Frieden versammeln konnten. Einer von ihnen schlug dazu in den umliegenden Feldern eine Einöde vor, einsam gelegene, tiefe Höhlen, welche sie vor allen Nachforschungen sicher stellen würden, und sie beschlossen, sich in kleinen Abtheilungen und auf verschiedenen Wegen dahin zu begeben.

Schon am folgenden Tage wurde dieser Plan in's Werk gesetzt. Calvin machte sich mit zwei oder drei Begleitern auf den Weg; sie kamen

---

[1]) »In horto illo primum calvinisticum celebratum fuit concilium in Gallia.« (Florimond Rémond, Hist. de l'Hérésie, II, p. 252.)

[2]) De Farnace, Vie de la Place, p. 11.

durch den niedlichen Flecken St. Benoît, folgten eine Zeitlang einem malerischen Fußwege und gelangten nach einem Marsche von einer guten Stunde an einen wild aussehenden Ort, den Ruinen eines römischen Aquäduktes gegenüber. Ruhig strömte der Fluß Clain dahin; mit Bäumen bewachsene Felsen erhoben sich in gewaltigen Massen über dem Wasserspiegel, und in den Felsen befanden sich mehrere Höhlen von verschiedener Tiefe. Calvin war entzückt von dieser Einöde. Allmählich fanden sich auch andere ein, und bald war die Versammlung vollzählig. Calvin begab sich nun mit seinen Freunden in eine der geräumigsten von diesen Höhlen. Man nennt sie gewöhnlich die Grotten von St. Benoît oder des Croutelles, aber diese eine führt seitdem bis auf den heutigen Tag den Namen Calvin's Grotte [1]).

Der Reformator stellte sich auf den höchsten Ort, seine Schüler umringten ihn, zum Theil gegen den Felsen gelehnt [2]); und nun begann er unter feierlicher Stille sie zu unterweisen und ihnen das Größte und Erhabenste zu erklären, ihnen Christum zu predigen. Das war es, worauf er immer wieder zurückkam. „Ein Gewinn ist es", sagte er eines Tages, „von allem entblößt zu sein, wenn man nur Christum hat. Wenn das Schiff in Gefahr ist, wirft man alles in's Wasser, damit es sicher in den Hafen gelange. So thut desgleichen. Reichthümer, Ehre, Ansehen, äußere Rechtschaffenheit, alles muß man opfern, um Christum zu gewinnen. Er ist unser einziges Heil." Calvin sprach mit großer Gewalt [3]); er riß seine Zuhörer hin, er war selbst hingerissen. Plötzlich überkam ihn das Gefühl seiner geistigen Schwäche; und er erkannte, wie sehr sie alle des heiligen Geistes bedürften; da warf er sich auf die Kniee in dieser einsamen Höhle, mit ihm die ganze Versammlung, und nun schickt er zum Throne des Höchsten ein so ergreifendes, so inbrünstiges Gebet empor, daß alle, die ihn hörten, sich in den Himmel versetzt glaubten [4]).

---

1) Crottet, Chronique protestante, p. 105. — Vergl. auch Lièvre Histoire du Protestantisme du Poitou, I, p. 23.

2) »In locis secretis frequenter convenerunt.« (Florimond Rémond, Hist. de l'Hérésie, II, p. 253.) Florimond Rémond erklärt, nichts unterlassen zu haben, um die Thaten und Handlungen Calvin's in Frankreich kennen zu lernen. (»In conquirendis variis quae eo pertinent documentis, nulli labori peperci.« Dies hat Florimond Rémond nicht abgehalten, zuweilen seiner Erzählung Schmähung und Verleumdung beizumischen.

3) Florimond Rémond, ibid., liv. VII, chap. XI.

4) »Precem magna vehementia et devotione.« (*Ibid.*, II, p. 252.)

Aber auch diese Wallfahrten nach den Grotten von St. Benoît wurden bald bemerkt; Böswillige konnten von ferne den Gruppen, welche dahinzogen, folgen und die Versammlung überraschen; deshalb beschlossen die Freunde öfter den Ort ihrer Zusammenkunft zu wechseln, und bald gingen sie in irgend ein Dorf, bald in ein einsam gelegenes Landhaus [1]). Bewohner der umliegenden Ortschaften schlossen sich der kleinen Schar an, und der Prediger verkündete vor allem jene christliche Wahrheit, welche die Welt und den ganzen Menschen erleuchten soll. Beim Auseinandergehen gab er jedem Bücher, „ja auch von seiner eigenen Hand geschriebene Gebete."

Calvin's Opposition gegen die Messe erregte aber immer lebhaftern Zorn; die Katholiken machten ihm ein Verbrechen daraus, daß er zu leugnen wagte, daß der Priester Jesum Christum selber zum Opfer darbringe, als ein Sühnopfer für die Sünden des Volks. Durch solche Reden fühlte er sich zwar bewegt, aber nicht erschüttert. Eines Tages, als er mit seinen Freunden in der Grotte versammelt war, pries er laut das Opfer am Kreuze, das nach der Schrift nur einmal dargebracht ist, und sprach dann mit solcher Gewalt gegen die Messe, daß es, wie eifrige Katholiken meinten, unmöglich war, ihn ohne Schaudern anzuhören. Und freilich schonte Calvin diese römische Ceremonie nicht; er nannte sie mehrmals eine reine Nachäfferei und Gaukelei. „Nachäfferei nenne ich sie, sagte er, weil man dabei das Mahl des Herrn nachahmt, wie ein Affe ohne Unterschied nachmacht, was er sieht [2]). Ich nenne sie Gaukelei, weil die Albernheiten und die Geberden, welche dabei gemacht werden, eher zu einem Possenspiel als für ein so heiliges Mysterium passen." In der Grotte aber befanden sich Männer, welche aufrichtig an die Transsubstantiation glaubten und regelmäßig der Messe mit frommen Gefühlen beiwohnten. Calvin's Worte, — wenn es nicht die waren, die wir oben angeführt haben, so waren es andere ähnliche, — kränkten und beleidigten sie deshalb, und le Sage unterbrach ihn heftig und rief: „Unser Herr, der wahrhaftige Gott und wahr-

---

[1]) »Per payos etiam et villas.« (Florimond Rémond, Hist. de l'Hérésie II, p. 253.)

[2]) »Quod sicut simiae hominum opera perperam, ita hi sacram coenam imitantur.« (Opusc. lat., p. 123.)

[3]) »Histrionicam actionem appello quod ineptiae gestusque histrionici illio visuntur.« (*Ibid.*)

haftige Mensch ist wirklich und leiblich unter der Gestalt des Brotes und Weines! .... In allen Jahrhunderten und überall, wo man Jesus Christus bekennt, ist das Meßopfer dargebracht worden.“ Erstaunt über diese kühne Behauptung, fragte sich Calvin, ob er strafbar sei, daß er das Wort Gottes höher achte als die Tradition Rom's. Einige Augenblicke schwieg er, dann erhob er die Hand, legte sie auf die geöffnete Bibel und rief lebhaft: „Dies ist meine Messe [1])!“ Dann entblößte er sein Haupt, legte seine Mütze von Marderpelz auf den Tisch [2]), richtete seine Augen zum Himmel empor und sagte bewegt: „Herr, wenn du am Tage des Gerichts mich strafen willst, weil ich die Messe verlassen habe, werde ich zu dir sprechen: O Gott, du hast mir nicht geboten sie zu halten; hier ist dein Gesetz! ... hier deine heilige Schrift [3])! Du hast sie uns gegeben, daß sie uns eine Richtschnur sei, und ich habe darin kein anderes Opfer finden können, als das, welches auf dem Altar des Kreuzes dargebracht ist.“ Die tief ergriffenen Zuhörer entfernten sich, gerührt von dem so einfachen und doch so starken Glauben des Reformators, und mit neuen Ueberzeugungen kehrten einige an jenem Tage auf ihren einsamen Pfaden nach Poitiers zurück.

Bald darauf bezeugten mehrere den Wunsch, das Abendmahl nach der Einsetzung des Herrn zu empfangen. Die verschiedenen Gebräuche, die Räucherungen, die Chorgesänge genügten ihnen nicht mehr; sie begehrten nur eine einfache wirkliche Gemeinschaft mit dem Heilande. So wurde denn ein Tag dazu bestimmt. Sie versammelten sich in einer der Grotten von St. Benoît [4]). Der Geistliche las das Wort Gottes vor und flehte zum Herrn, er möge seinen Geist auf diese kleine Heerde ausgießen. Dann brach er das Brot und theilte den Kelch aus, worauf er die Gläubigen aufforderte, sich gegenseitig ihre dem Glauben förderlichen Betrachtungen und Erfahrungen [5]) mitzutheilen. Diese einfachen Ermahnungen nach dem Abendmahle blieben eine Zeitlang in der reformirten Kirche in Gebrauch.

---

[1]) »Monstrato Bibliorum codice, dixisse: Haec est missa mea.« (Florimond Rémond, Hist. de l'Hérésie, II, p. 261.)

[2]) »Projecto in mensam pileo; sublatis in coelum oculus, exclamavit... (*Ibid.*)

[3]) »Ecce enim hic legem tuam.« (*Ibid.*)

[4]) »In locis illis secretis prima calvinistica coena celebrata fuit.« (Florimond Rémond, Hist. de l'Hérésie, II, p. 253.)

[5]) »Non ipse solum explicabat, sed aliorum sententias requirebat.« (*Ibid.*)

Sechstes Kapitel.

Calvin selbst und seine Schüler beginnen Frankreich das Evangelium zu predigen.

(Frühjahr 1534.)

Frankreichs Bekehrung mußte in einem größeren Maßstabe unternommen werden. Konnte nicht dies Land, dessen Erschütterungen oft ganz Europa durchzuckt haben und das nicht zittert, ohne daß alles ringsumher es fühlt, wenn es das Evangelium annahm, ein Heerd des Lichtes werden und ein gewaltiges Werkzeug, die Völker in der Gerechtigkeit und im Frieden zu befestigen? Das wäre Frankreich ohne Zweifel geworden, wenn es den Protestantismus angenommen hätte. Calvin, welcher dreißig Jahre für Genf, für Frankreich arbeitete, arbeitete für die ganze Christenwelt. Zu Poitiers machte er den ersten Versuch und eröffnete damals, wenn wir so sagen dürfen, jenen ruhmvollen Feldzug der Evangelisation, den er bis zu seinem Lebensende fortführte.

Nicht zufrieden damit, die Stadt dem Evangelium zuzuführen, begab sich der junge eifrige Lehrer auch auf die Schlösser, in die Abteien und die Dörfer der Umgegend. Einige Meilen südlich von Poitiers lebte auf dem Schlosse Couhé eine patriarchalische Familie, die im oberen Poitou großen Einfluß besaß. Es war dies die Familie des Barons von Couhé, Guichard de Saint-George und seiner Gemahlin Anna von Mortemer. Bei ihrem Tode hatten sie vier Söhne hinterlassen, welche früh schon angeleitet worden waren, Gottes Gebote zu halten. Der bekannteste von den vier Brüdern war Ponthus, Abt eines Benediktinerklosters, von dem man sagte: „Er ist ein freisinniger, prächtiger Mann, ein Freund der Wissenschaften und der Schriftsteller, die er stets gern bei sich aufnimmt [1].“

Das Gerücht von den zu Poitiers gehaltenen Versammlungen gelangte auch zu Ponthus. Da er mit einigen Schülern Calvin's befreundet war, ja sie bisweilen an seinem Tische sah, so forderte er sie auf, den jungen Gelehrten einmal ihm zuzuführen, und von der Zeit an wurde Calvin

---

[1]) Théodore de Bèze, Hist. des Eglises réformées, I, p. 63.

einer in der Gegend aufbehaltenen Ueberlieferung zufolge [1]) einer seiner Gäste. Zwar wurde nun der Abt durch die Gespräche, welche er mit Calvin führte, nicht bekehrt, aber er fand doch Freude am Evangelium, und bald fragte er sich, warum er dem ausgezeichneten jungen Mann nicht gestatten solle, in der Kirche der Benediktiner zu predigen. Was konnte dem Geiste des jungen Lehrers lieber sein, als seine Worte an eine geistliche, gelehrte Gemeinde richten zu können? Der Abt zeigte also seinen Mönchen an, daß ein Picarde, ein Zögling der Pariser Universität, welcher seit langer Zeit ein Beneficium in Noyon genieße, in der Klosterkirche predigen würde. Und wirklich bestieg Calvin die Kanzel und verkündigte, daß alle, die ein festes, lebendiges Vertrauen in die Gnade Christi setzten, erlöst wären. Einige Zuhörer erschraken über eine Lehre, welche das römische Priesterthum unnütz machte. Man rief: das sind falsche Glaubenssätze! Warum erlaubt der Abt de St. George diesem Picarden, sie in seiner Kirche zu verkündigen [2])?

Saint-George aber war im Gegentheil entzückt von den Predigten des jungen Mannes, doch zögerte er, den entscheidenden Schritt zu thun. Die Benediktinerabteien waren unabhängig, mächtig und reich; die Mönche gehörten im Allgemeinen adligen Familien an, und man fand bei ihnen mehr Geist, bessere Sitten und eine ausgebreitetere Kenntniß der classischen und christlichen Literatur als bei andern Ordensgeistlichen. Ponthus konnte sich daher schwer entschließen, das behagliche Leben in der Abtei aufzugeben, sein reiches Einkommen zu opfern und sich der Strafe der Gesetze auszusetzen. Deshalb faßte er den Gedanken, das Evangelium mit der Welt zu versöhnen nach dem System, welches Margaretha von Navarra empfahl. Er wollte Abt bleiben, aber ein christlicher Abt wie Roussel, und wenn er auch im Mönchsgewande die Kanzel bestieg, so wollte er doch das Evangelium predigen. Ponthus machte einen Versuch damit, und seine Predigt erregte großes Aufsehen. Die erstaunten Zuhörer riefen: Wahrlich, der Abt von Valence (dies war der Name seines Klosters) predigt die Grundlehren der Ketzerei [3]). Auch der dritte Bruder de Saint-George, Guichard, weltlicher Abt von Bonne-

[1]) Lièvre, Hist. des Protestants du Poitou, I, p. 38.

[2]) »Hic Calvino in ecclesiae navi suae *perversa dogmata* praedicare permisit.« (Gallia christiana in loco. — S. Lefèvre, p. 38.)

[3]) Florimond Rémond, Hist. de l'Hérésie, VII, p. 919.

veau, der bald die Ueberzeugung des Ponthus theilte, bekannte sie wie dieser, ohne seine Stelle aufzugeben ... Das Murren im Lande wurde immer lauter. „Seht," sagte man, „die, welche Calvin in seinen Netzen gefangen hat, verlassen weder die Klöster noch die Altäre. Die Aebte bleiben bei ihrem Fleischtopf; schmücken sich mit katholischen Gewändern, obwohl sie heimliche Lutheraner sind, und verwalten ihr Amt, ohne ihr wahres Gesicht zu zeigen [1]."

Ponthus aber fühlte sich unbehaglich, sein redlicher Sinn erlaubte ihm nicht lange, auf beiden Seiten zu hinken. Er opferte eine glänzende Stellung, gab seine Mönche frei, und ließ einige studiren und andere ein Handwerk lernen. Dann vermählte er sich, da er Luther's Ueberzeugung theilte, daß das erzwungene Cölibat ein von den Menschen erfundenes Unwesen und die Ehe von Gott selbst geordnet sei. Der Abt von Valence, sagt ein Geschichtsschreiber, war der erste Abt in Frankreich, welcher die Maske fallen ließ und sich offen als Lutheraner zeigte. Seine Brüder folgten seinem Beispiel. Der Herr de l'Orillonière, der Sohn des ältesten (des Barons von Couhé), war der erste aus dieser Familie, der sein Blut für die protestantische Sache vergoß. So bereiteten die vier Brüder voll Eifer für die Reformation sich und ihren Kindern ein Leben voll Leiden, Kämpfen und Verbannung, aber auch ein Leben reich an Glauben, Hoffnung und Frieden [2]).

Angesichts dieser lebendigen Bewegung rund um ihn her dachte Calvin an ganz Frankreich. Sollte es hinter Deutschland und der Schweiz zurückbleiben? ... Nein, Frankreich muß erwachen. Schon regt es sich, bald wird es das Evangelium in seiner fleckenlosen Lauterkeit annehmen und in Sittenreinheit, Erleuchtung und Freiheit wachsen, das waren Calvin's Hoffnungen. Aber um dieselben zu verwirklichen, bedurfte es

---

[1]) Florimond Rémond, Hist. de l'Hérésie, VII, p. 919.

[2]) Diese Familie hat bis auf unsere Tage die entschiedensten Anhänger des Evangeliums zu ihren Gliedern gezählt. Man kennt die Zusammenkunft des Armand-Louis, de Saint-George, Grafen von Marsay, mit Voltaire auf seinem Schlosse Changins bei Genf. Im Jahre 1717 zum brittischen Ministerresidenten in dieser Stadt ernannt, hatte er dort das Bürgerrecht erworben. (France protestante, article Saint-George.) Das gegenwärtige Haupt der Familie, der Graf Alexander de Saint-George, der mehrere Jahre hindurch Präsident der evangelischen Gesellschaft in Genf war, hat den thätigsten Antheil genommen an der Befreiung der Madiaï und an andern christlichen Werken.

solcher Männer, welche selbst wiedergeboren, mit Gott an dieser neuen Schöpfung arbeiteten. Da fragte sich Calvin denn, ob nicht einige der Bekehrten aus Poitiers zu diesem Werke berufen seien. Ach, was für eine kleine Schar für ein so großes Reich! Wie schwach schien das Evangelium im Vergleich mit der Größe Roms! „Gott," sagte er, „verfährt so mit uns, damit wir alle Anmaßung fahren lassen. Jederzeit wählt er die schwachen Werkzeuge in dieser Welt, um die Starken zu verderben." „Wenn das Eisen im Feuer glüht," sagte er ferner, „so muß man es schmieden [1])." Er wollte es schmieden und nützliche Werkzeuge daraus machen. Als er sich daher eines Tages in der Versammlung befand, sagte er: „Sind hier nicht einige, welche die Unglücklichen aufklären wollen, die der Papst verblendet hat [2])?" Johann Vernou, Philipp Véron und Albert Babinot boten sich an.

Calvin hatte Angoumois mit seinen theuren Freunden nicht vergessen, — dahin, in die Nachbarprovinzen wollte er zuerst seine Freunde senden und so die Evangelisation Frankreichs beginnen. „Ihr, Babinet," sagte er, „geht nach Guienne und Languedoc; Ihr, Philipp Véron, nach Saintonge und Angoumois; und Ihr, Johann Vernou, bleibt in Poitiers und der Umgegend." Calvin und seine Brüder glaubten nicht, daß diese Evangelisten regelrechte theologische Studien bedürften; hatten sie nicht von Gott die nöthigen Gaben empfangen, „nicht mehr und nicht weniger, wie er sich ausdrückte, als wenn er sie ihnen von Hand zu Hand zuertheilt hätte [3])!" Aber sie mußten der Gnade des allmächtigen Gottes empfohlen werden, daher beteten sie gemeinsam. Calvin flehte zum Herrn, er möge die Dienste dieser frommen Männer annehmen. Dann trug er ihnen auf, das Evangelium zu verkündigen, nicht im Namen irgend eines Menschen, sondern im Namen des Herrn, und weil Gott es gebiete. Eine Sammlung beschaffte die Mittel zu dieser Sendung, und die Evangelisten machten sich auf.

Als Babinot an die Ufer der Garonne gelangt war, ging er nach Toulouse und beschloß, sich zuerst an die jungen Adligen zu wenden, welche dort studirten. Ein gelehrter Mann (in Poitiers hatte er die

---

[1]) »Calvinus interim, ferrum sibi in igne esse intelligens . . .« (Florimond Rémond, Hist. de l'Hérésie, II, p. 253.)

[2]) »Ut miseris papistis, oculos aperiendi provinciam susceperint.« (*Ibid.*)

[3]) Calvin, Harmonie évangélique.

Institutionen Justinian's vorgetragen), war er zugleich fest, redlich, voll Glaubenseifer und dabei voll Sanftmuth; nannte man ihn doch auch den Bonhomme. Mehrere Studenten wurden von ihm aufgeklärt. Darauf begann er verschiedene kleine Gemeinden der Umgegend zu besuchen und feierte mit ihnen das Abendmahl in der Weise, wie der Gottesmann, so nannte er Calvin, es ihn gelehrt hatte [1]). „So wanderte er von Land zu Land und betete hie und da im Geheimen in bescheidenen kleinen Versammlungen.“ In Agen wurde ein Rektor, Namens Sarrasin, der ihm erlaubt hatte, in seiner Schule zu reden, selbst zum Evangelium bekehrt und begann sogleich in der Stille das Wort Gottes zu lehren.

Auch Véron, der sich durch seine Thätigkeit auszeichnete, wie Babinot durch seine Sanftmuth, verbreitete die neue Kunde von der Wahrheit aller Orten, und arbeitete mehr als zwanzig Jahre in diesem Geschäfte [2]). Zu Fuß durchstreifte er Poitou, Anjou, Angoumois, Sanitonge und sogar Guienne. „Ich will die verirrten Schafe des Herrn wieder sammeln,“ sagte er. Und wirklich rief er überall, wohin er kam, die Seelen zu dem guten Hirten, der sein Leben für seine Schafe gegeben hat; und wer die Stimme des Hirten von der Stimme des Wolfes zu unterscheiden und die Heimsuchung Gottes von den Erfindungen der Menschen zu trennen wußte, der folgte und ließ sich in den Stall bringen; man nannte Véron deshalb auch den Sammler (ramasseur). „Wahrlich,“ sagte der Priester Cayer, „dieser Sammler schlägt den Generalmarsch und läßt keinen Winkel in unsern Provinzen undurchsucht, um zu erspähen, ob er nicht einen Fang machen kann [3]).“ Wenn er in eine Stadt oder in ein Dorf kam, forschte er nach den empfänglichsten Leuten, ging dann zu ihnen in die Häuser und suchte sie in der Wahrheit zu unterrichten. Er führte einige Manuscripte Calvin's bei sich, und wenn er die Seelen besonders befestigen wollte, so nahm er diese aus seiner Brieftasche und zeigte sie ihnen, indem er sagte, das seien die Schriften eines großen Mannes; und nachdem er ihnen einige Stellen daraus vorgelesen hatte, legte er sie sorgfältig wieder an ihren

---

[1]) »Manducationem, quae a viro illo Dei tradita erat celebrabat.« (Florimond Rémond, Hist. de l'Hérésie, II, p. 252.)

[2]) Florimond Rémond, Hist. de l'Hérésie, liv. VII, chap. XII.

[3]) *Ibid.*

Platz. Die eifrigen Katholiken sagten: der Sammler zeigt als großes Wunder diese Papiere, als ob es sibyllinische Verse wären [1]).

Vorzugsweise wandten sich diese Evangelisten an die Jugend. Calvin wollte nicht, daß man den Religionsunterricht vernachlässigte, oder ihn dem weltlichen Unterricht unterordnete; er sollte seinen besondern Platz haben. Er war der Ansicht, daß alle Bildung, besonders aber die Unterweisung in der Religion in der Jugend beginnen müsse, daß die Seele dann die Fähigkeit besitze, das Gebotene aufzunehmen und sich anzueignen, wie sie dieselbe später nie wiedererlangt, und daß der ganze Mensch dahinsieche, wenn die Keime des religiösen Lebens nicht in das Kinderherz eingesenkt werden und sich in demselben entwickeln. „Klopfet stets zuerst bei den Rektoren und Schullehrern an [2])," hatte er zu den drei Evangelisten gesagt. Die Katholiken wurden auf diese Methode bald aufmerksam. „Seht," sprachen sie, „weil die Jugend leicht zu überzeugen ist, so macht jeder von ihnen den Prediger im Magisterkleide [3])." So ließen die Freunde Calvin's ihre Lehren in die Schulen Guienne's fließen (couler). — Sarrasin bekehrte einen andern Rektor, Namens Vendocin, und dieser wurde so fest im christlichen Glauben, daß er sich lieber langsam verbrennen lassen wollte, als den Calvinismus abschwören [4]).

Die treuen Anhänger Roms aber waren trostlos, als sie sahen, wie bereitwillig die Jugend die evangelische Lehre annahm. In Bordeaux, Toulouse, Angoulême und Agen, in den Klöstern, den Parlamentshöfen und selbst auf den öffentlichen Plätzen erschallten die lautesten Klagen. „Ach!" sagte man, „diese Merkure (so nannte man die Evangelisten Calvin's) thun viel Schaden in den Schulen. Wenn die Hauptleute der Jugend (die Rektoren) erst einmal überwunden sind, so marschiren die kleinen Soldaten unter ihren Fahnen. Die jungen Köpfe der jungen Leute lassen sich leichter von dem ketzerischen Gifte berauschen, als die alten. Sie stürzen sich in die Gefahr, ohne sie genau zu kennen; und sie sind verloren, ehe sie es denken. Sie erfassen mit solchem Muthe diese seltsamen Lehren, daß manche, die noch nicht dem Knabenalter entwachsen

---

[1]) Florimond Rémond, Hist. de l'Hérésie liv. VII, chap. XI.

[2]) *Ibid.*

[3]) *Ibid.*

[4]) *Ibid.*

sind, sich freiwillig dem Tode aussetzen und Seele und Leib verlieren [1])!" Und in der That gab es Märtyrer in den Schulen.

Während Babinot und Véron den Süden durchstreiften, blieb Johann Vernou ruhig in Poitiers und erweckte die Studenten. Die Reformation liebt die Studien; sie betrachtet die Wissenschaft als eine Freundin der Religion. Der Glaube an und für sich verlangt nicht von den Christen, daß sie all ihr Wissen nur aus ihm schöpfen sollen, oder daß sie nicht auf wissenschaftlichem Wege sich aneignen, was man lernen muß. Er will, daß man wisse, und daß man recht wisse. Aber auf der andern Seite hält er dafür, daß das rechte Wissen von dem Gelehrten unmöglich verlangen könne, die Wahrheiten zu mißachten, welche der Glaube bezeugt. Für die Fortschritte der Menschheit ist es wesentlich, daß stets zwischen dem Glauben und der Wissenschaft ein gutes Einvernehmen bestehe. Diese Einigkeit verlangt auch die Reformation von ihnen; leider aber ist eine Veruneinigung möglich, ja sogar leicht herbeigeführt. Der Gelehrte und der Christ verfallen und versenken sich leicht in einen traurigen Egoismus, der ersteren die Religion, letzteren die Wissenschaft mißachten läßt. Damit Glaube und Wissenschaft sich suchen und sich einigen, muß das sittliche Element in denen vorwiegen, die sich damit beschäftigen. Wenn dieses schwächer wird, so führt die Religion leicht zum Fanatismus, die Wissenschaft zum Unglauben. Der sittliche Verfall, der Schlummer des Gewissens, das ist zu allen Zeiten die einzige Erklärung jener beiden beklagenswerthen Verirrungen. Sobald das Gewissen erwacht, sobald dies heilige Licht den Menschen erleuchtet, giebt es keinen Fanatismus, keinen Unglauben. Das waren die Gedanken Calvin's, und sein Schüler Vernou suchte wie er, auf der Universität zu Poitiers Glauben und Wissenschaft zu einigen, und streute, wie uns die Geschichte erzählt, unter der Jugend, welche dort studirte, den Samen der christlichen Lehre aus.

Bald wurden die drei Evangelisten Calvin's, Babinot, Véron und Vernou, im ganzen westlichen Frankreich berühmt, und der Zorn der Pfarrer, der Sakristane und selbst der vornehmen Laien kannte keine Grenzen. Die Professoren der Gymnasien suchten selbst im Homer nach Schmähungen, um diese Herolde von Gottes Wort zu erniedrigen. „Diese

[1]) Florimond Rémond, Hist. de l'Hérésie, liv. VII, chap. XI.

drei guten Apostel", sagten sie, „führen die Gebote des Erzketzers Calvin aus, sie sind die Unruhstifter Frankreichs ... Seht sie wohl an ... Das sind die, welche die Welt reformiren wollen! ..... Arme Thersiten ... arme Irus, Bettler von Ithaka, welche sich einem Ajax und Achilles gleichstellen wollen! ... Sie schossen auf in einer Nacht, und nichtsdestoweniger geberden sie sich, als stammten sie von den Aposteln ab." Ulysses tödtete, wie bekannt, den Bettler Irus mit einem Faustschlage. Daran dachten wohl jene hämischen, scharfen Kritiker und hofften, daß die Könige von Frankreich der Reformation einen Faustschlag versetzen sollten. Sie haben ihn freilich ausgetheilt, aber der Protestantismus erlag demselben nicht.

Als Calvin sich später in Genf niedergelassen hatte, suchten Babinot, Véron und Vernou ihn dort auf. Wie froh waren sie, als sie den jungen Lehrer, aus dessen Munde sie in Poitiers die ersten Worte des Lebens vernommen hatten, mit Ehrenbezeugungen überhäuft sahen. Sie wurden nicht müde, ihn zu hören, doch ließen sie sich nicht hier bei ihm bleibend nieder. Die beiden ersteren kehrten nach dem westlichen Frankreich zurück, um dort ferner das Evangelium auszubreiten, was sie bis zu ihrem Tode fortsetzten. Was Vernou betrifft, so wurde er bei einem Uebergang über die savoyischen Berge von den Bogenschützen ergriffen und in Chambéry verbrannt, und bekannte noch im Tode seinen Heiland Jesum Christum [1]. — Doch wir kehren nach Poitiers zurück.

Der Prior des Trois-Moutiers, bei dem Calvin wohnte, gehörte zu denen, welche, obwohl sie die Wissenschaft und das Evangelium liebten, doch mit der Kirche nicht brechen wollten. Die Unterredungen in den Basses-Treilles, die Abendmahlsfeier in den Grotten von St. Benoît, die Verbreitung des Evangeliums in Stadt und Land, alles das beunruhigte ihn. Er erschrak bei dem Gedanken, daß eines Tages die Gerichtsdiener an seine Thür klopfen könnten, daß der Ketzer in seinem Hause ergriffen werden möchte; deshalb rieth er Calvin, seinen Weg fortzusetzen. Der Reformator aber hatte hier seine Aufgabe auch beendet, er mußte seine Schritte anderswohin lenken, und nahm Abschied von seinen Freunden. Er konnte bei seinem Fortgehen mit seinem Herrn sagen: Was will ich, wenn das Feuer schon angezündet

[1]) Crespin Martyrol. — A. Lièvre, Hist. des Protestants du Poitou.

ist? Calvin hat selbst die Entstehung der Reformation in Poitiers bestätigt, als er später der in dieser Stadt versammelten kirchlichen Gemeinde schrieb: „Entfernt Euch nicht von der Lehre, welche Ihr zum Theil von uns erhalten habt, weil es Gott gefiel, sich unserer Arbeit zu Eurem Heile zu bedienen [1])." Wenn auch in der Ferne, blieb er doch immer der Führer dieser Kirche. „Ich weiß wohl," schrieb er ihnen, „daß Ihr von den Feinden bewacht werdet, aber laßt die Furcht vor den Verfolgungen Euch nicht hindern, die Weide des Lebens zu suchen .... Es giebt eine Furcht, die zwischen Verwegenheit und Furchtsamkeit die Mitte hält .... Haltet Euch stille im Verborgenen, liebe Brüder, aber hütet Euch, denen die Thür zu verschließen, welche sich sehnen, in das Reich Gottes zu kommen [2])."

Ein Gedanke beschäftigte ihn lebhaft in dem Augenblicke, als er Poitiers verließ. Es war im April 1534; am 10. Juli ward Calvin 25 Jahre alt. Nun hatte ein vom Tridentiner Concil bestätigtes Kirchengesetz dieses Alter für die Beförderung der Tonsurträger in den Priesterstand bestimmt. In früher Jugend hatte er die Tonsur erhalten, dieses Symbol des priesterlichen Königthums, welches nach dem Ausspruch des heiligen Hieronymus den heidnischen Priestern der Isis und des Serapis entlehnt ist [3]). Calvin's Alter berief ihn jetzt zur Priesterweihe. Es fehlte nicht an Freunden, welche ihn dringend baten in der Kirche zu bleiben, um sie zu reformiren; die Gésina-Kapelle in Noyon und die Pfarrei von Pont-l'Evêque erwarteten ihn, und viele andere Thüren hätten sich vor ihm aufgethan; man lud ihn ein, die gesetzlichen Formalitäten zu erfüllen. Aber Calvin schreckte vor dem Gedanken zurück, sich unter die Söldlinge des Papstthums einreihen zu lassen. „Wenn ich mich zum Vasallen des Papstes machte", sagte er, „wie könnte ich dann mit gutem Gewissen gegen die Papisten kämpfen? Ich würde ja die Majestät Gottes beleidigen! — Lieber will ich eine, nein hundert der glänzendsten Pfründen im Stiche lassen [4]). O die verwünschten Reich-

[1]) Calvin an die Kirche zu Poitiers. (Lettres françaises, tome II, p. 12.) — S. auch A. Lièvre, Hist. des Protestants du Poitou tome I, p. 33.

[2]) Calvin an die Gläubigen von Poitiers. (Lettres françaises, tome I, p. 433.

[3]) »Rasis capitibus sicut sacerdotes Isidis atque Serapidis.« (Hieron. XIII, in Ezech., chap. XLIV.)

[4]) »Optimis et splendidis sacerdotidis, sese protinus abdicat.« (Calvini Opusc. lat., p. 90.)

thümer der Kirche; es ist nicht ein Heller darunter, der nicht durch Diebstahl, Gotteslästerung oder Raub besudelt wäre!" — Ein Geist, der sich so ausgezeichnet zur Verwaltung eignete, hätte freilich auf jede geistliche Würde Anspruch machen können. Aber Calvin war überzeugt, daß er Rom opfern müsse, um das Evangelium zu retten. Es zeigten sich ihm zwei Wege, der eine breit und bequem, der andere eng und schwierig, aber er schwankte nicht in der Wahl. „Das Evangelium," sagte er, „ist mehr werth, als alle Reichthümer, Ehren und Bequemlichkeiten dieser Welt ... Ich bin bereit, alles, was mich davon trennt, aufzugeben."

Calvin verließ nun Poitiers in Begleitung seines treuen du Tillet, der ihm zwei Jahre hindurch fast nicht von der Seite ging. Der junge Stiftsherr gehörte zu jenen aufrichtigen, aber schwachen Naturen, welche durchaus einer Stütze bedürfen und, weil sie dieselbe nicht im Worte Gottes zu finden verstehen, sie bei starken Menschen suchen. So rankte er sich an dem jungen Reformator empor wie die Weinrebe am Ulmbaum ... Ach, einst sollte der Tag kommen, wo er aus Angst vor Verfolgung und aus Scheu vor dem Bruche mit der Kirche sich an das Papstthum anklammerte, um an ihm die Stütze zu finden.

In Poitiers hatte eine so wunderbare Umgestaltung stattgefunden, daß Calvin bei seinem Scheiden mancher Seufzer, manche Klage nachfolgte. „Ach, wollte Gott, daß wir viele Calvine hätten," schrieb ihm einer der Professoren der Universität, Karl von Sainte-Marthe; „es betrübt mich sehr, daß Ihr uns entrissen seid; ich beneide die Länder, wo Ihr weilt, und mein einziger Trost besteht darin, daß unsere Universität jetzt so viele fromme und gelehrte Männer zählt. Betet zu Gott, daß wir durch den heiligen Geist würdiglich das Evangelium verkündigen mitten unter den Feinden, ja selbst noch in den Flammen [1])!"

Calvin kam nun durch Orléans, und auf dem Wege nach Paris langte er Anfang Mai in Noyon an. Hier theilte er alsbald seinen Verwandten und dem Bischof mit, daß er auf seine Pfründen zu verzichten gedenke. Man kann sich das Erstaunen seiner Freunde vorstellen: Wie, Er wollte sich die Gelegenheit so viel Gutes in der Kirche zu wirken, entgehen lassen! Er wollte auf wichtige Aemter verzichten, um sich einer un-

[1]) Brief von Sainte-Marthe an Calvin, aufgefunden in der Bibliothek zu Gotha durch Herrn Jules Bonnet. (Manuscr. Nr. 404.)

bedeutenden Sekte anzuschließen! ... Das schien ihnen eine Thorheit, aber nichts vermochte ihn in seinem unerschütterlich festen Entschlusse wankend zu machen.

Am Montag den 4. Mai 1534 leistete Calvin in Gegenwart des Großvikars, Monseigneur Bischof und Graf von Noyon, seines Kanzlers und des Notars des Kapitels Verzicht auf die Gésina-Kapelle zu Gunsten des Meister Anton de la Marlière, und auf seine Pfarrstelle zu Gunsten eines andern Geistlichen zu Noyon. Es scheint sogar, daß er zu dieser Zeit auch sein väterliches Erbe verkaufte [1]).

Nachdem Calvin diese letzten Bande, die ihn an die römische Kirche knüpften, zerrissen hatte, begann er bei weitem freier vom Evangelium zu reden.

In seinem väterlichen Hause hatte er noch zwei Brüder, Anton und Karl, und eine Schwester, Maria, vorgefunden; diese lud er zuerst in herzlichen und frommen Unterredungen ein zu Christo zu kommen. Dann wandte er sich an Mitglieder der bischöflichen Geistlichkeit und an andere Einwohner von Noyon. Nach seinem Ausdruck „legte er die Hand auf solche", welche umherirrten, um sie schnell in ihrem Laufe aufzuhalten. Anton und Maria folgten seinem Rufe zuerst, Karl widerstand länger; jedoch fiel auch in sein Herz damals ein Same, der später aufging.

Auch scheinen ein Stiftsherr, Heinrich de Collemont, andere Geistliche und einige Bürger den frommen und beredten Worten ihres jungen Mitbürgers ein williges Ohr geliehen zu haben. Doch trieb es ihn zur Rückkehr nach der Hauptstadt, und gegen Ende Mai war er in Paris, wo neue Kämpfe seiner warteten.

---

[1]) Desmay, Vie de Calvin hérésiarque, p. 48, 49.) — Levasseur, Annales de Noyon, p. 1161, 1168. — Drelincourt, p. 171, 216, 219. Wir besitzen eine Verkaufsakte, durch welche Calvin an einen königlichen Wachtmeister seine Wiese de la Tuilerie für 10 livres tournois abtritt.

Siebentes Kapitel.

Die evangelischen Christen in Paris im Jahre 1534.

(Sommer 1534.)

Calvin fand Paris sehr verändert, seit er es vor acht Monaten so eilig verlassen hatte. Jetzt schien die Zeit für das Evangelium günstig. Der König von England hatte, ob er gleich im Herzen katholisch blieb, beschlossen, das römische Joch abzuschütteln; dieses Ereigniß fand in Europa einen mächtigen Widerhall, und viele fragten, ob Franz I. nicht seinem lieben Bruder folgen werde! Auch schien er ziemlich nahe daran zu sein; er verbündete sich damals mit den protestantischen Fürsten Deutschlands, er setzte einen von ihnen in seine Staaten wieder ein und legte der französischen Geistlichkeit Glaubensartikel vor, welche von dem Verfasser der Augsburgischen Confession redigirt waren. Diese auffallenden Handlungen des Monarchen kannte Calvin, und zum Theil gerade deshalb hatte er sich bewogen gefühlt, nach Paris zurückzukehren. Franz I. war jedoch nicht der einzige in Frankreich, der Wünsche nach Erneuerung hegte; in allen Classen regte sich das Verlangen nach einer Reform. Die Gelehrten forderten Gedankenfreiheit und sehnten das Ende der Mönchsherrschaft herbei. Gewisse Staatsmänner wollten Frankreich von dem dominirenden Einflusse Roms befreien, jedoch unter Beibehaltung der Katholicität. Wilhelm du Belley, der thätigste Minister des Königs, nannte den Reformator Bucer einen ausgezeichneten Professor der besseren Theologie [1]) und schrieb ihm: „Alles heißt uns gutes Muthes sein; der König selbst findet täglich mehr Geschmack an dem bessern Wissen [2]), d. h. an der heiligen Schrift.“ Bucer selbst, voll der schönsten Hoffnungen, theilte dieselben seinen Freunden folgendermaßen mit: „Die Herrschaft des Papstes nimmt sehr ab in Frankreich, und viele seufzen dort nach Jesu Christo [3])!“ .... Die Geistlichkeit gerieth in große Unruhe, und ein Franziskaner klagte, daß „Luther's Ketzerei in Frankreich eingedrungen sei, sich dort schon sehr breit

---

[1]) »Melioris theologiae professor eximius.« (20. Juni 1534.)

[2]) »Etiam rex ipse; cujus animus erga meliores litteras in dies magis ac magis augetur.« (Msc. de Strasbourg.)

[3]) »Pulchre inclinabat regnum Papae in Gallia. Ad Christum multi aspirabant.« (*Ibid.*)

mache; so daß sie von sich sage, sie beherrsche Paris [1])" .... Adlige, Gelehrte, Bürger, Studenten und viele Leute aus dem Volke begrüßten die Reformation als den Anbruch eines neuen Tages. „Alle Verständigen," sagte man, „wes Alters und Geschlechts sie auch seien, ziehen sich von der Bigoterie zurück, wenn sie die Wahrheit predigen hören!"

Inzwischen kehrte Calvin in Paris in der Straße St. Martin in dem Hause „zum Pelikan" bei seinem Freunde de la Forge ein. Der fromme Kaufherr und seine Gattin empfingen ihn mit der herzlichsten Gastfreundschaft, und da sie abermals Gefahr für sein der Kirche so kostbares Leben fürchteten, beschworen sie ihn, sich nicht zu sehr darauf zu verlassen, was man von den Anordnungen des Königs sagte, und sich vor der öffentlichen Verkündigung seiner Lehre zu hüten, wenn er sich nicht dem Tode aussetzen wolle [2]). Die scheinbar erloschene Flamme der Verfolgung konnte jeden Augenblick von neuem auflodern.

Ein Märtyrertod, den man ihm mit allen Einzelheiten berichtete, war wohl geeignet, diese Klugheitsregeln zu unterstützen. Calvin fand den glaubensstarken entschiedenen Christen, den Chirurgen Pointet, welchen er oft in den Versammlungen getroffen hatte, nicht mehr am Leben [3]). Die Mönche, denen dieser kühne Mann so derb den Text gelesen hatte über ihre Unsittlichkeit, hatten ein Geschrei gegen ihn erhoben; der Pfarrer Leclerc von Saint-André-des-Arts hatte ihn verfolgt, man hatte ihn in die Conciergerie eingesperrt und verurtheilt, erst erdrosselt und dann verbrannt zu werden, — das hieß die Sittenlehren theuer bezahlen, die er den Mönchen gegeben hatte. Vor der Stunde seiner Hinrichtung führten ihn die Kerkermeister in die Gefängnißkapelle und ließen ihn dort mit einem Mönche vor einem Heiligenbilde. — „Knieet nieder vor diesem Bilde," begann der Mönch ihn zu ermahnen, „und bittet um Vergebung Eurer Sünden." Als er nun sah, daß sein Beichtkind unbeweglich blieb, faßte er ihn bei der Hand, um ihn zu dieser Stellung zu bringen. Aber Pointet, der von Natur sehr heftiger Gemüthsart war, stieß den Mönch lebhaft zurück und rief ihm zu: „Hebe dich weg von mir, Satan, und versuche nicht, mich zum Götzendiener zu machen!"

---

[1]) Histoire catholique de notre temps, par Fontaine. Paris. p. 188.

[2]) »Magnum vitae periculum.« (Beza, Vita Calvini.)

[3]) S. Thl. II dieser Geschichte, Buch II, Kap. XXXII.

Bestürzt und unwillig verließ der Mönch eilig die Kapelle, begab sich in das Criminalgerichtszimmer und erzählte dem Präsidenten und zweien Räthen, was sich zugetragen hatte, indem er sie beschwor, mit ihm zu gehen und diesen Menschen zur Vernunft zu bringen. „Er ist ein Rasender, er ist von Sinnen," sagten die Beamten und folgten dem Beichtiger. Als diese drei Personen, welche Pointet zum Strange verurtheilt hatten, ihm die Aufforderung des Mönches wiederholten, caressirte er sie, wie der Chronist sagt, wie er den Mönch caressirt hatte. „Ihr Blutdürstigen," sprach er, „Ihr Mörder und Räuber, die Ihr gegen alles Gesetz und Recht die Kinder Gottes zum Tode führt! ...." Da kehrten die drei Richter ebenfalls voll Aufregung und Schrecken in den Gerichtssaal zurück, und im höchsten Zorn verschärften sie den Urtheilsspruch und fügten hinzu, daß Pointet vor Vollziehung der andern Strafen die Zunge sollte ausgerissen werden, denn diese Zunge hatte sie ja Mörder genannt. Man hoffte, daß er sich dann fügsamer zeigen würde, aber man täuschte sich. Freilich konnte der glaubensstarke Christ nicht mehr reden, aber er weigerte sich, auch nur das geringste Zeichen eines Widerrufes zu geben oder das Haupt vor dem Heiligenbilde zu neigen. Als die Feinde der Wahrheit, wie die Chronik sie nennt, das sahen, nahmen sie ihre Zuflucht zu einer neuen Verschärfung der Strafe; sie verurtheilten Pointet, lebendig verbrannt zu werden; „was auf die grausamste Weise geschah, die man sich vorstellen kann." Dieser Tod hinterließ einen tiefen Eindruck in den Seelen der evangelischen Christen von Paris [1]).

Calvin gab den Bitten seiner Freunde nach und beschloß an Stelle der Predigten in den Versammlungen besondere Ermahnungen treten zu lassen. Er fing deshalb an, die frommen Christen zu besuchen, von denen er bei de la Forge hatte sprechen hören.

In der Straße zwischen den beiden Pforten des Pallastes befand sich eine Schusterbude. Wenn man hineintrat, gewahrte man einen armen Krüppel, der an allen Gliedern mit Ausnahme der Zunge und Arme gelähmt war. Dies war der Sohn des Schusters, welcher Bartholomäus hieß. Wenn ihn die Leute bemitleideten, sagte sein Vater, Robert Milon: „Ach er ist nicht immer so gewesen; in seiner Jugend war er ein ganz

[1]) Crespin, Martyrol., fol. 107, verso.

anderer und besaß ausgezeichnete Körper- und Geistesgaben [1])." Und in der That war Bartholomäus der schönste junge Mann des ganzen Stadtviertels gewesen, von großer Geschicklichkeit, voll Geist und Leben. Aber er hatte diese Gaben misbraucht, und indem er seiner leidenschaftlichen Natur die Zügel schießen ließ, stürzte er sich inden Strudel der Welt und überließ sich allen Ausschweifungen der Jugend, tollen Liebeshändeln und andern Zügellosigkeiten, zu welchen junge Leute sich so leicht verleiten lassen. Stets von neuem von leidenschaftlichen Aufwallungen hingerissen, suchte er Streit und Lustbarkeiten, und sobald sich ein Zank entspann, mischte er sich in denselben und entwickelte dann stets eine Tollkühnheit ohne Gleichen. Er arrangirte Bälle und Concerte, verachtete Gottes Wort, machte die Priester lächerlich und spottete über die Frommen. Jedermann im Quartier sprach von Berthelot (so nannte man ihn) und seinen Heldenthaten, die einen mit Bewunderung, die andern mit Furcht; die ganze Jugend aber erkannte ihn als ihren Führer an.

Eines Tages, als er sich leichtsinnig seinen gewöhnlichen Ausschweifungen hingab, that er einen Fall und brach die Rippen. Da er kein Heilmittel gebrauchen wollte, verschlimmerte er das Uebel, die verschiedenen Körpertheile schwanden nach und nach dahin, und er wurde vollständig gelähmt. Welcher Wechsel in seinem Leben! Der arme Bartholomäus, der einst so stolz auf seine Schönheit gewesen, war schwach und gebrochen, des Gebrauches seiner Glieder beraubt und unfähig seinen Freunden zu folgen; und so sah er sich genöthigt, den ganzen Tag die Bude seines Vaters zu hüten. Tief gebeugt war er, nicht nur durch die stechenden Schmerzen, welche er empfand, sondern ebenso sehr durch den Anblick seiner Verkrüppelung. Auf seinem Platze am Fenster war es seine einzige Zerstreuung, die Vorübergehenden zu betrachten, und da seine Bosheit dieselbe geblieben war, oder vielmehr durch sein Unglück eher zugenommen hatte, sparte er die Ausfälle nicht. Als er einst einen Evangelischen an der Bude vorübergehen sah, begann er sogleich ihn zu verhöhnen und „die furchtbare Majestät Gottes herauszufordern." „He, Lutheraner!" rief er, und fügte eine Menge Spottreden hinzu. Der Christ blieb stehen, und tief bewegt bei dem Anblick des beklagenswerthen

[1]) Crespin, Martyrol., fol. 112, verso.

Zustandes des Armen, der ihn schimpfte, trat er auf ihn zu und sagte liebevoll zu ihm: „Armer Mann, weshalb verspottest du die Vorübergehenden? Siehst du nicht, daß Gott deinen Körper so gebeugt hat, um deine Seele aufzurichten [1]?" — Dies so einfache Wort ergriff Milon tief, er hatte nie daran gedacht, daß seine Seele auch darnieder liege. „O," sagte er, „sollte Gott wirklich mir diese Leiden gesandt haben, um sein verirrtes Geschöpf zu bessern?" So horchte er auf die Mahnung des Vorübergehenden. Dieser redete mit ihm und reichte ihm ein neues Testament mit den Worten: „Sieh hier dies Buch, in wenig Tagen wirst du mir sagen können, was dich davon dünket." Milon nahm das Evangelium, öffnete es, und als er einmal angefangen hatte, „die Früchte dieser Lektüre zu kosten," sagt der Chronist, „konnte er sich Tag und Nacht nicht davon trennen." Das kleine Buch genügte ihm, er bedurfte keines andern Lehrmeisters. Das Schwert des göttlichen Wortes drang ihm tief ins Herz, und sein vergangenes Leben erfüllte ihn mit Schrecken. Aber das Evangelium tröstete ihn, es war ihm eine „laut schallende Posaune, welche die Gnade Christi verkündete." Milon fand den Heiland. „Mir ist Barmherzigkeit widerfahren," sagte er, „auf daß die Liebe Gottes, die dem größten Sünder vergiebt, verherrlicht und allen vor Augen gestellt werde." Jetzt hatte er einen Zügel, welcher ihn zurückhielt und vor Schimpfreden, Zank, Schwelgereien, Streit und Unfrieden bewahrte. Der Wolf war ein Lamm geworden. Bartholomäus theilte die Schätze, welche er in dem Worte Gottes fand, seinem Vater, den andern Familiengliedern und allen Kunden mit, welche in den Schusterladen kamen. In ganz Paris gab es kein Zimmer, welches ein so interessantes und verschiedenartiges Schauspiel darbot. — In der That wurde die christliche Liebe des Bartholomäus ebenso unerschöpflich, wie ehemals sein weltliches Talent, Lustbarkeiten zu erfinden. Er widmete jetzt Gott völlig jenen Thatendrang, den er früher im Dienste der Welt verschwendet hatte. Zu gewissen Stunden des Tages versammelte der arme junge Mann, „der seines Gleichen nicht hatte in der Schreibekunst" die Kinder seines Quartiers und diktirte ihnen einige Bibelworte, er lehrte sie die Buchstaben schön zu schreiben mit Grund- und Haarstrich. Zu andern Zeiten gedachte er der Armen und ihrer Bedürfnisse; ja, er

[1] Crespin, Martyrol, fol. 113.

arbeitete fleißig mit eigenen Händen, und indem er auf Messer, Dolche und Schwerter gravirte, brachte er für die Goldarbeiter nicht gewöhnliche Artikel hervor. Den Verdienst wendete er dann zur Unterstützung einiger Dürftigen an, die das Evangelium kannten. Auch hatte er eine sehr schöne Stimme und spielte mehrere Instrumente „mit besonderer Anmuth," und diese Gaben, die er ehemals zum Vergnügen benutzt hatte, weihte er nun dem Lobe Gottes und sang, indem er sich selbst begleitete, Psalmen und Gesänge. Von allen Seiten stürmte man in diese Bude, die im Mittelpunkt von Paris gelegen war. Die einen kamen „wegen der ausgezeichneten und seltenen Arbeiten, welche er verfertigte," die andern „besuchten ihn, um seinen musikalischen Leistungen zuzuhören." Eine große Anzahl wurde endlich durch die Veränderung angelockt, die mit ihm vorgegangen war. „Ach," sprach der arme Krüppel zu sich selbst, „Gott hat mir die Gaben verliehen, damit sein Ruhm durch mich verherrlicht werde." Voll Sanftmuth unterwies er die Demüthigen im Evangelium; wenn aber Heuchler erschienen, so wandte er sich an sie besonders und „schleuderte ihnen die Blitze Gottes entgegen." „Kurz," sagt der Chronist, „sein Zimmer war eine wahrhaftige Schule der Frömmigkeit, welche vom Morgen bis zum Abend vom Lobe Gottes widerhallte."

Ziemlich weit von seiner Wohnung, aber nahe bei dem Hause des de la Forge, befand sich beim Eingang in die Straße Saint-Denis an der Ecke des Boulevard mit dem Schild des „schwarzen Pferdes" ein großer Tuchladen, welcher dem Johann du Bourg gehörte. Dieser Kaufmann, ein selbstständiger Charakter, welcher am liebsten selbst sehen, begreifen und urtheilen mochte, hatte weder häufig die Schule besucht, noch viel mit den Evangelisten geredet; „aber dennoch," sagt der Chronist, „hatte ihn die göttliche Weisheit nicht abgewiesen." Er hatte von Gott durch die heilige Schrift, welche er fleißig las, und worin er demüthig nach der Wahrheit forschte, Kenntniß von der Freudenbotschaft erhalten, zu welcher „die Gelehrten nicht durch ihren Scharfsinn gelangen." Sogleich hatte er sie mit unermüdlichem Eifer rings um sich her verbreitet, worüber seine Umgebung sehr erstaunt war. Einige seiner Verwandten sagten: „Dieser Eifer, der im Anfang so groß scheint, wird bald in Rauch aufgehen, wie Strohfeuer, wie es im Sprichwort heißt." Aber sie waren im Irrthum; das Wort

Gottes war ganz und gar in seine Seele gedrungen und hatte so tiefe Wurzeln geschlagen, daß es unmöglich gewesen wäre, es herauszureißen. Da hatten dann die Priester intriguirt, die Verwandten hatten ein Geschrei erhoben, seine Kunden hatten ihn verlassen, „aber weder der Verlust äußerer Güter noch die Stimmen der Verwandtschaft konnten ihn bewegen, irgendwie von der Wahrheit abzuweichen [1])!“

Während seine alten Freunde sich von ihm trennten, traten neue ihm näher. Oft kam ein Steuereinnehmer aus Nantes, Namens Peter Valeton, in seinen Laden. Dieser war, wie du Bourg „ein Mann von Geist und Ansehen,“ aber während der Kaufmann in der Einsamkeit vom heiligen Geist unterwiesen worden war, hatte der Steuereinnehmer die Kenntniß des Evangeliums „von einigen guten Leuten empfangen, die er häufig besuchte [2]),“ und dann hatte ihn das Lesen des neuen Testaments befestigt. Er blieb aber dabei nicht stehen. Da er wohlhabend war und die Bücher liebte, kaufte er alle Schriften der Reformatoren, die er sich verschaffen konnte. Wenn er eine solche in irgend einem abgelegenen Buchladen fand, bemächtigte er sich ihrer, bezahlte schnell den Preis, verbarg sie unter seinem Rocke, und aus Furcht, daß der Band entdeckt werden könnte, kehrte er eilends nach Hause zurück. In seinem Zimmer angelangt, legte er das Buch unten in einen Koffer oder eine Truhe, zu der er den Schlüssel stets bei sich trug. Sobald er einen freien Augenblick hatte, schloß er sich in seinem Zimmer ein, öffnete den Koffer, nahm das kostbare Buch heraus und las begierig. Indeß horchte er auf jeden Fußtritt, denn obwohl eine gläubige Seele, war er doch noch schwach im Glauben und fürchtete sich vor dem Feuertode.

Alle diese frommen Männer nahmen diejenigen mit Freuden auf, die irgend Liebe für das Evangelium zeigten. Zuweilen erschien bei ihren Zusammenkünften ein Edelmann aus der Pikardie, welcher bei der Admiralin de Bonnivet wohnte, der Wittwe jenes berühmten Günstlings Franz I. Johann le Comte, so nannte er sich, war im Jahre 1500 in Etaples geboren und hatte sich an seinen Landsmann Lefèvre ange-

---

[1]) Crespin, Martyrol., fol. 113. verso.
[2]) *Ibid.*

schlossen. Mit ihm war er bei Briçonnet gewesen und hatte sich nur von ihm getrennt, um bei der Admiralin als Lehrer ihrer drei Söhne einzutreten. Ein eifriger Theilnehmer an den Versammlungen der kleinen Kirche, redete er häufig daselbst, und jedermann schätzte seine Schriftkenntniß (er las die Bibel sogar im Hebräischen), seine vorzügliche Theologie und sein Talent die Wahrheit darzuthun. In der Schweiz werden wir ihm wieder begegnen.

Eine andere etwas auffallende Persönlichkeit zog die Aufmerksamkeit der Versammlung auf sich durch einen braunen Teint, einen düstern Blick und geheimnißvolles Aussehen. Dies war ein berühmter Italiener, Julius Camillus aus Forli (Kirchenstaat), ein Philosoph, Redner, Dichter, Astrolog, Philolog und Mytholog. Er war sehr bewandert in der cabalistischen Wissenschaft [1]), rühmte sich mit den Elementargeistern zu verkehren und hatte vierzig Jahre lang an Herstellung einer Maschine gearbeitet, welche in Gestalt eines Theaters in kleinen Nischen alle unsere geistigen Fähigkeiten und noch viele andere Dinge enthielt. Mit Hülfe dieser Maschine behauptete er alle Wissenschaften lehren zu können. Franz I. hatte ihn nach Paris kommen lassen, und als Camillus ihm seine wunderbare Maschine zeigte und erklärte, war der König davon so entzückt, daß er ihm 500 Dukaten schenkte. Camillus, obgleich schweigsam und zum Grübeln geneigt, suchte doch die frommen Männer; Paleario erwähnt ihn in seinen Briefen [2]), und in Paris schloß er sich an Sturm an, der in seinem Hause gerne die Gelehrten aller Länder empfing. Sturm war überglücklich, daß ein Gelehrter, der von dem König aus Italien gerufen war und von dem alle Welt sprach, sich dem Evangelium zuneigte, und in einem Briefe an Bucer schrieb er: „Camillus besitzt nicht nur ein tiefes Wissen, sondern auch eine bewundernswürdige Frömmigkeit .... Gott richtet häufig etwas durch Leute solchen Schlages aus, und wenn ihr Wollen Schritt hält mit ihrem Können, dann sind sie außerordentliche Vorbilder [3])." — Während Sturm noch schrieb, klopfte Camillus an die Thür und trat ein. Sturm zeigte

[1]) Tiraboschi, Lettere italiane, VII, p. 315.

[2]) Palearii Op., lib. I, ep. XVII.

[3]) »Per ejusce modi homines, saepe Deus aliquid facid, qui quum quantum possunt tantum velint, magno solent esse exemplo.« (Msc. de Strasbourg. — Schmidt, G. Roussel, p. 220.)

ihm seinen Brief, und der Italiener schrieb darunter: „Wollte Gott, daß mein Geist in meinen Händen ruhte oder daß er aus meiner Feder strömte [1]) .... Wenn Ihr ihn sehen könntet, so würdet Ihr sicherlich erkennen, daß er derselbe, wie der Eure." Wie es indessen scheint, gab sich Camillus einer Täuschung hin. Er war ein origineller Geist, und stets bestrebt, alles Neue kennen zu lernen, zog ihn auch die Reformation an, aber er war nicht frei von Charlatanerie, und wenn seine vielbesprochene Maschine auch die Wissenschaft nicht eben förderte, so vergrößerte sie doch sein Vermögen, und das war in seinen Augen eine Entschädigung. Calvin war weniger entzückt von ihm als Sturm, und der Adlerblick des Reformators erkannte das Richtige. Es schien ihm, als versteckte sich hinter dem düstern Aussehen des Italieners etwas wie Ketzerei oder Unglauben. Er sagte: „Wenn die göttliche Freudigkeit nicht in unserm Herzen wohnt, so ist das Reich Gottes nicht in uns [2])."

Noch viele andere wohlbekannte Männer besuchten in Paris die Freunde des Evangeliums, wie: des Fosset, später Landvogt (lieutenant général) in Berry, Jakob Canaye, später ein berühmter Advokat im Parlament; andere Rechtsgelehrte, Adlige, königliche Beamte, Gewerbtreibende und Professoren. Die Verfolgung machte sie bekannt, und wir werden mehrere von ihnen unter den Verbannten und Märtyrern zu nennen haben [3]).

Außer diesen erwachsenen Laien machte sich noch eine gewisse Anzahl von Schülern und Studenten in den evangelischen Versammlungen bemerkbar. Unter ihnen war ein Knabe aus Melun, Namens Jakob Amyot, „von sehr geringer Herkunft", sagt Beza. In den Straßen von Paris hatte eine Dame ihn aufgelesen, und um den Knaben nützlich zu beschäftigen, ließ sie ihn mit ihren Kindern in die Schule gehen und deren Bücher tragen. Amyot, der einer der berühmtesten Schriftsteller seines Jahrhunderts werden sollte, hatte bald für das Griechische ein bewundernswürdiges Talent gezeigt; ja er hatte sogar etwas vom Evangelium kennen gelernt. Später sollte er freilich andern Sinnes werden, denn er erhielt die Priesterweihe und vergaß, was er gelernt hatte, ja

---

[1]) »Utinam animus esset nunc in manibus atque in calamo.« (Msc. de Strasbourg. — Schmidt, G. Roussel, p. 220.

[2]) Calvin, in I. Epistol. ad Thessalonicenses.

[3]) S. Kap. XI.

er wurde ein „höchst unseliger Verfolger [1])“; damals aber betrachtete man ihn als einen Freund der neuen Lehre.

Am zahlreichsten fanden sich indessen die Leute aus dem Volke in den kleinen Versammlungen ein. Einer derselben, ein armer Maurer aus einem Dorfe nahe bei Meaux, Heinrich Poille, erzählte einst einem seiner Freunde, er sei in der Schule zu Meaux Dank dem Bischof Briçonnet zur Wahrheit gelangt. „Ach!“ fügte er hinzu, „jener ist seitdem durch den Feind des Kreuzes überwunden worden.“

Selbst die Dürftigsten waren fleißig in guten Werken. Eine arme Frau, Namens la Catelle, war aus Liebe zu den Kindern Schullehrerin geworden. „Es wäre doch zu grausam,“ sagte sie, „wenn man dies Alter von der Gnade Gottes ausschließen wollte!“

Keiner aber unter diesen evangelischen Christen von Paris bewies einen solchen Eifer wie de la Forge. „Auch wurde sein Gut bei den Armen nicht geschont,“ sagt der Chronist [2]). Er ließ auf seine Kosten die heilige Schrift drucken, und stets wußte er seinen Almosen ein freundliches Wort, häufig auch ein Evangelium oder ein anderes frommes Buch hinzuzufügen.

Indessen hatte Calvin nicht an allem in Paris ein gleiches Wohlgefallen. Er freute sich an der Schönheit der Stadt, aber er erschrak über die schrecklichen Höhlen neben jenen prächtigen Palästen und „den Abgrund der Hölle,“ wie er sagte ... Eine tiefe Traurigkeit überkam ihn bei diesem Anblicke. Ueberall in der Welt zeigte sich damals eine ungeheure Bewegung. Wie die Frühlingssonne die in der Erde ruhenden Saatkörner emporsprießen läßt, — das Unkraut wie das gute Korn, — so belebte die Sonne der Freiheit, als sie zu leuchten begann, nicht nur die Keime der Wahrheit, sondern zuweilen auch die des Irrthums. Das erfüllte Calvin mit tiefer Trauer; aber dabei ließ er es nicht bewenden. Hatte er doch von Gott den Beruf empfangen, allen falschen Lehren entgegenzutreten, und er schickte sich dazu an. Darin können wir einen der Hauptvorzüge seines Charakters erkennen, daß er bis zum Ende den Hochmuth derer bekämpfte, die da meinen, alles zu wissen, die Sucht der Spitzfindigkeiten, die Behauptungen der Mystiker, die Sittenlosigkeit,

---

[1]) Th. de Bèze, Dict. Eccl. p. 11. — France protestante, art. Amyot.
[2]) Crespin, Martyrol., fol. 113.

die unitarischen Lehren, den Deismus, welcher das Uebernatürliche leugnet, und die pantheistischen und atheistischen Theorieen. Alle diese Arten von Verirrungen fand er in Paris vor. Sein Hauptmittel zur Bekämpfung des Irrthums war das Entgegenhalten der Wahrheit; doch bisweilen fand er es auch zweckmäßig, Gespräche und selbst Conferenzen mit den Gegnern zu halten. Davon werden wir sogleich einige Beispiele sehen.

Achtes Kapitel.

Erste Beziehungen Calvin's zu den Libertinern und zu Servet.

(Sommer 1534.)

De la Forge nahm bereitwillig alle frommen Fremden, die nach Paris kamen, bei sich auf. So erblickte Calvin eines Tages am Tische seines Freundes etliche Individuen, die ihm seltsam erschienen. Mit prüfendem Blicke schaute er sie an und suchte sie zu ergründen. Da erhob einer von ihnen, Namens Coppin aus Lille, ein Mann aus dem niedern Volk ohne Bildung, dessen Kühnheit aber noch größer war als seine Unwissenheit, seine Stimme, affektirte eine sentenzenreiche Sprache und redete wie ein Orakel. „Wahrlich," sagte Calvin, „ein Narr bezweifelt nichts!" Etwas entfernt von diesem Gaste saß ein anderer, Namens Quintin aus dem Hennegau, der mehr Bildung, aber besonders mehr Verschlagenheit zu besitzen schien; er nahm eine überlegene Miene an, einen ehrfurchtgebietenden Ton und gab sich das Ansehen eines Propheten, indem er sich in doppelsinniger Weise ausdrückte. „Der scheint mir ein hochmüthiger Schurke zu sein," sagte Calvin von dieser Persönlichkeit [1]). Quintin war gewöhnlich umgeben von einigen Schülern, unwissenden und ihm blind ergebenen Menschen, welche alles wiederholten, was er sagte. Dazu gehörten Bertrand des Moulins, Claude Perceval und andere. Diese kühnen und abenteuerlichen Sektirer, die nichts hatten und auch nicht arbeiteten, suchten überall, wohin sie kamen, irgend gutmüthige Leute, die ihnen trotz ihres Müßigganges Unterhalt gewährten und ihnen zu ihren Mahlzeiten verhalfen. Durch einschmeichelnde Reden nisteten

---

[1]) Calvin contre les libertins. Opusc. franç., p. 652. — Opusc. lat., p. 510.

sie sich in den Häusern ein, ohne gleich anfangs ihre besondern Lehren vorzubringen, die sie für die Eingeweihten aufsparten. Doch trachteten sie danach ihre Zuhörer zu gewinnen, und deshalb sprachen sie unaufhörlich vom heiligen Geist und wollten glauben machen, sie seien dessen Apostel. Einfältige Seelen ließen sich täuschen. Sie hätten gemeint, die Sünde wider den heiligen Geist zu begehen, wenn sie diese Leute nicht wie Heilige betrachteten.

Eines Tages, als große Gesellschaft bei de la Forge war, begann Quintin der Versammlung seine Lehre vorzutragen. Was auch der Gegenstand der Unterhaltung sein mochte, immer sprach er alsbald vom „Geiste.“ Endlich verlor Calvin die Geduld und sagte: „Ihr macht es gerade wie gewisse Dorfpfarrer, die in ihrer Kirche nur ein Heiligenbild haben und dies für fünf oder sechs Heilige gelten lassen. Bald ist es der heilige Jakobus, bald der heilige Franziskus, bald der heilige Basilius, und der Priester empfängt so viele Opfergaben, als er Heilige hat [1]).“ — Indessen verriethen sich die Spirituellen (das war ihr Name) bisweilen und ließen etwas von ihren fanatischen Lehren durchblicken. „Es giebt nicht viele Geister“, sagte Quintin, „es giebt nur einen einzigen Geist Gottes, der in allen Creaturen ist und lebt. Dieser einzige Geist ist es, der alles vollbringt [2]), der Mensch hat gar keinen Willen, nicht mehr als ein Stein [3]).“

Solche Worte setzten Calvin in Erstaunen, er prüfte diese seltsamen Propheten näher und entdeckte bei ihnen grobe Irrthümer. „Der heilige Geist ist unsere Vernunft,“ sagten einige, „und dieser Geist lehrt uns, daß es weder Hölle noch Verdammniß giebt“ .... „Die Seele“, sagten andere, „ist materiell und sterblich.“ .... „Gott ist alles,“ rief Quintin aus, „und alles ist Gott.“ An dieses System knüpften sich unmoralische Lehren, so daß Calvin sich in seinem Gewissen erschreckt fühlte. Er war aufgetreten, um ein wurmstichiges Gerüst niederzureißen, welches die Menschen um den Tempel Gottes aufgeführt hatten, und jetzt hatten verwegene Hände die Kühnheit, den Tempel selbst einzureißen. Er wollte

[1]) Opusc. franç., p. 664. — Opusc. lat., p. 520.

[2]) Opusc. franç., p. 666. — Opusc. lat. p. 523: »Unicum esse spiritum Dei qui sit et vivat in omnibus creaturis.«

[3]) »Nullam homini voluntatem tribuunt, ac si esset lapis.« (Opusc. franç. p. 669.)

nur die abergläubischen Traditionen so vieler Jahrhunderte zerstören, um die göttlichen Wahrheiten aus den Zeiten der Apostel an die Stelle zu setzen, und plötzlich fand er sich Menschen gegenüber, die keinen andern Gott als die Natur begehrten und die Welt in eine große Wüste verwandelten. Calvin trennte sich ja nicht von Rom, um weniger Christ zu sein, sondern um ein besserer Christ zu werden. Deshalb mußte er solche angreifen, die unter dem Schein des Protestantismus die Mysterien des Glaubens beseitigen wollten; er mußte mit derselben Strenge den Papst und die Sektirer bekämpfen, und wenn er sich bestrebte, die Erdichtungen der Menschen zu nichte zu machen, so lag ihm noch viel mehr am Herzen, die Offenbarungen Gottes zu erhalten. Hat Luther nicht von diesen sogenannten Spirituellen gesagt: „Es ist der Teufel, der Euch von der Wahrheit abwendig zu machen sucht .... Kehrt diesen Schwätzern den Rücken [1])!“ — Auch zeigten einige Vorfälle, die damals unter Calvin's Augen sich zutrugen, ihm immermehr die Nothwendigkeit, energisch dieser bedrohlichen Lehre entgegenzutreten.

Eines Tages war ein Mensch in einer Straße von Paris ermordet worden; eine große Menschenmenge umringte den Leichnam. „Ach,“ rief ein frommer Christ, „wer mag dies Verbrechen begangen haben?“ Quintin, der auch zugegen war, erwiderte sogleich in seiner picardischen Mundart: „Wenn Du es wissen willst, ich bin es gewesen.“ Erstaunt rief der andere: „Wie, Ihr könntet so schändlich sein?“ — „Ich bin es nicht,“ versetzte Quintin, „Gott ist es.“ — „Was,“ entgegnete der Fragende, „Ihr beschuldigt Gott des Verbrechens, das er bestraft?“ Da fuhr der Unglückliche, „sein Gift noch stärker ausspritzend“ fort: „Ja, Du bist es, ich bin's, Gott ist's; denn was Du oder ich thue, das thut Gott, und was Gott thut, das thun wir.“ Ein anderes ähnliches Ereigniß trug sich bald darauf vor Calvin's Augen in dem Hause seines Freundes selbst zu. De la Forge hatte einen Diener, dem er einen hohen Lohn gab. Dieser Mensch bestahl seinen Herrn und entwich mit dem Gelde. Ein Schuster in der Nachbarschaft, der sich zu Quintin's Lehre hielt, kam an demselben Tage zu dem Kaufherrn, den er sehr in Unruhe traf. „Wer einer so schlechten That fähig ist,“ sagte de la Forge, „kann auch meinen Credit mißbrauchen und auf meinen

---

[1]) Luth., Br., III, p. 62.

Namen borgen." .... Da, erzählt Calvin, setzte mein Schuster sich sogleich aufs hohe Pferd, fuhr auf ihn ein und rief aus: „Diese That schlecht nennen, heißt Gott lästern, da ja Gott alles thut, darf man nichts für schlecht halten." Einige Tage nachher wurde dieser Philosoph (der Schuster) ebenfalls durch einen Diener bestohlen. Sogleich vergaß er alle seine spirituelle Wissenschaft, verließ sein Haus, wie „ein Rasender", um Erkundigungen einzuziehen, und als er zu de la Forge kam, stieß er die heftigsten Verwünschungen gegen den Dieb aus. Da wiederholte ihm de la Forge spöttisch seine eigenen Worte: „Aber Ihr klagt ja Gott an, denn er ist's, der diese That vollbracht hat." Und ganz verwirrt entfernte sich der Schuster und „ging reuig den Schwanz zwischen den Beinen davon[1])."

Calvin begann den Kampf. Aber nicht mit der Philosophie, der Theorie oder mit Vertheidigungsgründen stritt er wider diese vorgeblichen Spiritualisten. „Gott," sagte er, „schenkt uns Licht genug in der heiligen Schrift; nur der Mangel an Kenntniß derselben ist die Ursache und Quelle aller Irrthümer[2])." Er griff Quintin an und trieb ihn sehr in die Enge, denn er citirte die Gebote Gottes gegen den Diebstahl und den Mord. „Ihr nennt Gott unrein," sagte er, „macht ihn zum Dieb und Mörder[3]) und fügt hinzu, in dem allen sei nichts Böses[4]). Wer hat denn die Unreinigkeit, den Diebstahl und den Mord verdammt, wenn nicht Gott?" .... Quintin, der gewöhnlich viele Schriftworte vorbrachte, antwortete lächelnd: Wir sind nicht dem Buchstaben unterworfen, der da tödtet, sondern dem Geiste, der lebendig macht. Die Bibel enthält Gleichnisse und Sagen, deren Sinn uns der Geist enthüllt[5]). „O," rief da Calvin, „Ihr macht der Schrift eine Wachsnase und spielt mit ihr, wie mit einem Balle[6])." — „Meine Rede gefällt Euch nicht, weil Ihr sie nicht versteht," antwortete Quintin. — Calvin aber versetzte: „Ich verstehe etwas mehr davon als Ihr, und ich sehe klar, daß

[1]) Opusc. franç., p. 662. — Opusc. lat., p. 518.
[2]) Calvin, Matth. XXII, 29.
[3]) »Deum latronem, furem, scortatorem.« (Opusc. lat., p. 530.)
[4]) »Nigrum in album communtare.« (*Ibid.*)
[5]) Opusc. franç., p. 663. — Opusc. lat., p. 519.
[6]) »Scriptura, nasus cereus fiat, aut instar pilae, sursum deorsumque agitetur.« (Opusc. lat., p. 519. — Opusc. franç., p. 663.)

Ihr die Welt durch abgeschmackte und gefährliche Thorheiten verführen wollt."

Die Spirituellen waren abwechselnd Protestanten und Katholiken, wie es ihnen bequem war; diese Anschauungsweise paßte zu ihrem Pantheismus, und sie würden sich eben so wohlbefunden haben unter den Hindus und Türken. Das weite Gewissen, welches die Partei von dem rechten Mittelwege abführte, empörte Calvin. Als eines Tages Quintin ganz entzückt sagte: „Ich komme aus einer feierlichen Messe, die ein Kardinal gehalten hat ...." „Ich habe die Herrlichkeit Gottes gesehen [1]," versetzte Calvin ziemlich derb: „Ich verstehe, nach Eurer Ansicht soll ein Stiftsherr in seinem Wohlleben und ein Mönch in seinem Kloster bleiben, wie ein Schwein in seinem Kothe [2])."

Die Pantheisten machten auch Proselyten. „Durch List und Ränke aller Art lockten sie arme, einfältige Dummköpfe an sich und machten sie zu eben solchen Faullenzern, wie sie selbst waren." Sie suchten sich bei den Gelehrten und Vornehmen einzuschmeicheln und sich sogar zu den Herzen der Fürsten Zugang zu verschaffen. Ihr lautes Prahlen mit geistlichem Wesen machte auf schwache Gemüther Eindruck, und ihr bequemer Grundsatz, nach welchem jeder in der Kirche bleiben durfte, der er angehörte, selbst wenn sie sich im Irrthum befände, zog die schüchternen und unentschlossenen Seelen auf ihre Seite. Dem Pocquet, einem Priester, der Quintin's Hauptwaffengefährte war, gelang es den trefflichen Bucer durch falschen Schein zu täuschen und zehn Jahre später wurde eine der vortrefflichsten Frauen, Margaretha, ebenfalls durch ihren erheuchelten Spiritualismus geblendet und getäuscht. Ungefähr 4000 Seelen wurden in Frankreich verführt.

Calvin gehörte nicht zu jenen Geistern, „die im Schwanken und in der Ungewißheit bleiben;" vom ersten Augenblicke an erkannte er den Pantheismus und den Materialismus unter dem Gewande, mit welchem diese Menschen zuweilen ihre Irrthümer zu umhüllen strebten, und er zog sie muthig an's Licht. Calvin's Offenheit und gerades Wesen bildete den schlagendsten Gegensatz zu der List und Verstellung der Spiri-

---

[1]) »Se gloriam Dei videre.« (Opusc. lat., p. 547., — Opusc. franç., p. 688.

[2]) »Tanquam porci in hara stertere.« (Opusc. lat., p. 541. — Opusc. franç., p. 688.)

tuellen. „Sie hängen ihren Mantel nach jedem Winde", sagte er, „so daß man nicht weiß, wo man sie fassen soll. Einer der Hauptartikel ihrer Theologie ist, daß man sich verstellen müsse, während selbst die Heiden gesagt haben, es sei besser einem Löwen zu gleichen als einem Fuchs [1])" .... Er fand ihre Lehren gottlos und untergrabend. Gott und die Welt verschmelzen zu wollen, hieß nach seiner Meinung, den lebendigen, persönlichen Gott, der mitten unter uns ist, aus der Welt entfernen; folglich nicht nur die Reformation und das Christenthum, sondern die gesammte Menschheit dem totalen Untergange entgegenführen. Endlich genügte schon das ganze Benehmen dieser vorgeblichen Spirituellen in seinen Augen, um ihr System zu charakterisiren und zu verdammen. „Quintin und seine Genossen", sagte er, „sind nur deshalb aus Schneidern Lehrer geworden, weil sie lieber behaglich leben und sich pflegen lassen wollen als arbeiten; sie finden es bequem, mit Schwatzen ihren Lebensunterhalt zu verdienen, wie die Priester und Mönche mit Singen [2])."

Erst später verfaßte Calvin seine schöne Schrift gegen die Libertiner [3]); „aber," sagt Theodor v. Beza, „damals (während seines Aufenthalts in Paris) leuchtete er zuerst jenen Lehrern heim, die in unsern Tagen die abscheuliche Sekte der Karpokratianer wieder aufgebracht haben, und allen Unterschied zwischen gut und böse aufheben [4])." Allein er begegnete einer vielleicht noch furchtbareren Lehre.

Es erschien damals bisweilen, wiewohl selten, in kleinen Cirkeln von Paris ein Fremder, dessen Wesen etwas Geheimnißvolles hatte. Viele rühmten ihn sehr. Man sagte, man könne ihm keine unmoralischen Tendenzen vorwerfen, und es schien, als müßten ihn sein scharfer Verstand, seine glänzenden Gaben, seine gründliche Kenntniß der Natur, seine glühende Phantasie zu einem der einflußreichsten und bewundernswürdigsten Lehrer machen. Michael Servet (das war sein Name) stand

---

[1]) Opusc. franç., p. 660. — »Praestabilius sit leoni quam vulpeculae similem esse.« (Opusc. lat.)

[2]) »Ut quemadmodum sacerdotes et monachi cantillando, sic ipsi garriendo vitam quaererent.« (Opusc. franç., p. 652. — Opusc. lat., p. 511.)

[3]) »Adversus fanaticam et furiosam sectam libertinorum, qui se spirituales vocant, Instructio.« (Opusc. lat., p. 506.)

[4]) Théod. de Bèze, Hist. eccl. I, p. 9.

in Calvin's Alter. Geboren zu Villanueva in Aragonien, hatte er zu Toulouse die Rechte studirt und später eine kühne Schrift herausgegeben unter dem Titel: Ueber die Irrthümer der Dreieinigkeit. Er trat in der Welt auf als der Lehrer der Wahrheit und vollständiger Reformator. Die großen Mysterien des Glaubens sollten einem gewissen Pantheismus Platz machen, der mit allerlei mystischen und sabellianischen Formen ausgestattet war. Er wollte nicht nur den römischen Katholicismus reformiren, nein, die evangelische Reformation selbst, indem er ihren schriftgemäßen praktischen Charakter durch eine philosophische und rationalistische Tendenz ersetzte.

Um diese Umgestaltung des Protestantismus zu vollführen, stellte Servet sich zuerst den Reformatoren der deutscheu Schweiz und Deutschlands vor. Als Oekolampadius ihn examinirte, erklärte er, er könne ihn nicht für einen Christen halten, wenn er nicht anerkenne, daß der Sohn von Ewigkeit her Theil habe an der wahrhaftigen Gottheit des Vaters. Melanchthon, der von seinen Lehren hörte, erschrak. „Seine Vorstellungen sind verwirrt," sagte er, „seine Gedanken dunkel. Er zeigt manche Spuren eines fanatischen Geistes [1]). Er extravagirt in Betreff der Rechtfertigung und der Dreieinigkeit .... O mein Gott, welche Tragödien wird diese Frage bis zur fernsten Nachwelt hervorrufen [2])."

Man kann sich den schmerzlichen Eindruck leicht denken, den Servet auf die beiden duldsamsten Männer des 16. Jahrhunderts machte. Er war, wie wir schon gesagt haben, ein mystischer Rationalist; nun sind aber Rationalismus und Protestantismus, welche manche verwechseln, zwei entgegengesetzte Pole. Nichts erregte den Unwillen der Reformatoren mehr, als dieser Hochmuth der menschlichen Vernunft, die aus sich selbst Gott erklären und ohne ihn die sittliche Erneuerung des Menschen vollbringen zu können sich anmaßt. Als der spanische Gelehrte sich so von den deutschen Ländern verworfen sah, verließ er diese Gegenden erzürnt und beleidigt und rief aus: „Möge der Herr alle

---

[1]) »In Serveto multae notae fanatici spiritus.« (Corp. Ref., II, p. 660.)

[2]) »Bone Deus! quales tragoedias excitabit haec questio ad posteros.« (*Ibid.* p. 630.)

Tyrannen der Kirche vernichten! Amen[1])!“ Darauf begab er sich unter dem Namen Michel de Villeneuve nach Paris.

Als Servet sich nach Frankreich wandte, hatte er einen besondern Zweck. Gelang es ihm, seine Fahne in diesem mächtigen Lande aufzupflanzen, neben jener Universität, die seit vielen Jahrhunderten die Gebieterin des geistigen Lebens war, — so dachte er, sei sein Triumph gesichert. Dann überließ er Deutschland den Deutschen gerne. Jene französische Nation, der die Universalität zu Theil geworden, der alles gelingt, die so intelligent, offen und mittheilsam, so praktisch und thätig ist, sie erwählte er zum Organ der zweiten Reformation. Servet sagte sich, daß die französischen Reformirten kühner wären als die sächsischen; man erzählte ihm von einem jungen Gelehrten, der, geistig reich begabt, die Reformation weiter treiben wollte als Luther, und nun glaubte Servet seinen Mann gefunden zu haben. Aber der Spanier irrte sich: jener Mann war über seine eitlen Theorieen erhaben.

Calvin kannte keinen andern Gott und wollte keinen haben, als den, der uns geschaffen hat, der uns erlöst und heiligt; den Vater, Gott über uns; den Sohn, Gott für uns; den heiligen Geist, Gott in uns. Diese dreifache Beziehung zu Gott, welche die heilige Schrift ihm offenbarte, und die sein innerstes Gemüth vollständig befriedigte, ließ ihn in Gott einen Unterschied erkennen. Aber andererseits war die Einheit so wesentlich für die Gottheit, daß er sie um jeden Preis aufrecht erhalten mußte, und so sah er sich genöthigt, den Gedanken einer göttlichen Dreieinigkeit zu erfassen. Gerade gegen diese Lehre aber richtete Servet seine bitterste Satire. Der Spanier verwarf, was er die „eingebildete Dreieinigkeit“ nannte; er schalt die, welche daran glaubten, Tritheisten oder selbst Atheisten und zog über sie her. „Jesus ist ein Mensch,“ sagte er, „die Göttlichkeit ist ihm nur aus Gnaden mitgetheilt, aber von Natur ist er nicht Gott; in diesem Sinne ist der Vater allein Gott[2]).“ Er lud Calvin zu einer Conferenz ein, denn erfüllt und entzückt von seinem System, wie er war, glaubte er sicher ihn überzeugen zu können, und er schmeichelte sich damit, an ihm einen Mitarbeiter zu gewinnen.

---

[1]) »Perdat Dominus omnes ecclesiae tyrannos! Amen!« (Christ. Restitutio.)

[2]) »Declarat Christus esse Deum, non natura sed specie, non per naturam sed per gratiam.« (De Trinitatis erroribus, 1531, folio 12.)

Allein so leicht war die Sache nicht. Es war das Bestreben der Reformation, einen geistigen Tempel aufzuführen, in welchem alle unruhigen Seelen eine Zufluchtsstätte finden könnten, und jetzt sah Calvin, wie verwegene Hände daraus eine Freistatt für alle Irrthümer machen wollten, ja nach seinem kräftigen Ausdruck „eine Mördergrube, um die Seelen zu tödten." So stand er denn auf, um die apostolische Lehre aufrecht zu erhalten, und behauptete fest, daß Christus sich selbst den eingeborenen Sohn Gottes nenne, und daß er der Sohn sei, nicht wie die Gläubigen durch die Adoption; nicht wie die Engel durch ihre Gemeinschaft mit dem Herrn; sondern im eigentlichen Sinne; und wie der Sohn eines Menschen die Menschennatur habe wie sein Vater, so sei Jesus, der eingeborene Sohn Gottes, gleiches Wesens mit Gott.

Diese Frage beschäftigte damals vorzugsweise lebhaft die Gemüther. Denn Servet stand durchaus nicht allein mit seiner Ansicht, andere Gelehrte, wie Hetzer, Denck, Campanus und Joris hatten ähnliche Irrthümer gelehrt. Ein allgemeiner Schreckensruf ließ sich bei allen Reformatoren vernehmen, als sie sahen, daß man die Gottheit Christi angriff. Luther hatte erklärt, daß „dieser kleine Funke eine große Feuersbrunst veranlassen würde[1])." Zwingli hatte verlangt, man solle sich mit allen Kräften „dieser falschen, bösen und verderblichen Lehre widersetzen[2])." Selbst der gemäßigte Bucer vergaß seine christliche Sanftmuth so sehr, daß er von der Kanzel herab sagte: „ein Mensch wie Servet verdiene, daß ihm die Eingeweide aus dem Leibe gerissen und sein Körper in Stücke gehauen würde[3])." Indeß beschloß Calvin, Servet's Einladung anzunehmen, und so sehen wir die beiden jungen Männer, die in demselben Jahre geboren waren, beide mit wunderbaren Gaben ausgestattet und unerschütterlich in ihren Ueberzeugungen, gegen einander in die Schranken treten. Welche Streiche werden sie führen, was für ein Kampf wird das werden! Wer wird als Sieger daraus hervorgehen? Wenn Luther, Zwingli, Bucer sich so ereifern, wie wird es mit Calvin? Er zeigte von allen die gemäßigtste Gesinnung in Bezug auf Servet. Ach, warum hat er sie nicht bis an's Ende bewahrt! — Er sagte: „Ich

---

[1]) Luther. Ep., IV, p. 423.

[2]) Trechsel, Die Protestant. Anti-trinit., I, p. 100.

[3]) »Pro suggestu proanuntiavit dignum esse qui avulsis visceribus discerperetur.« (Calvin, Ep. et Resp., p. 154.)

will alles thun, was in meiner Macht steht, um Servet zu heilen [1]... Wenn ich öffentlich auftrete, setze ich mein Leben auf's Spiel, das weiß ich wohl, aber ich will nichts schonen, um ihn zu solchen Ansichten zu bringen, daß alle frommen Menschen ihm herzlich die Hand drücken können [2]." Die Billigkeit fordert, daß man diese Gesinnung Calvin's gegen Servet im Auge behalte.

Die Besprechung wurde demnach beschlossen und eine Anzahl Freunde auserlesen, um derselben beizuwohnen. Man bestimmte Zeit und Ort, und als der Tag gekommen war, verließ Calvin die Wohnung des de la Forge und gelangte durch die Straße St. Martin in die Straße St. Antoine, wo er zur bestimmten Stunde ein Haus betrat, welches für die Besprechung ausersehen war. Servet war noch nicht da, Calvin erwartete ihn, aber der Spanier erschien nicht; dennoch harrte der Franzose geduldig. Woher kam diese Verzögerung? Sollte der Criminalrichter Morin von der Disputation in Kenntniß gesetzt sein und sich anschicken, die beiden jungen Häupter in demselben Netze zu fangen? Nach langem vergeblichen Warten entfernte sich Calvin endlich [3]. Servet, der als Katholik unter den Katholiken lebte und sich kein Gewissen daraus machte, an dem Gottesdienste der römischen Kirche theilzunehmen, fürchtete wahrscheinlich, daß eine öffentliche Besprechung mit Calvin sein wahres Antlitz offenbaren und ihn ernstlichen Gefahren aussetzen werde [4].

Doch blieb die Herausforderung Servet's nicht ohne Folgen; er hatte Calvin in die Schranken gefordert und diesen zum Kämpen für die Lehre vom Vater, Sohn und heiligen Geiste gemacht; die Gelegenheit, dieser Herausforderung zu entsprechen, bot sich zwanzig Jahre später in Genf. Hätte sich der Kampf damals auf eine gelehrte Disputation zwischen den beiden großen Geistern beschränkt, so wäre er rechtmäßig gewesen, denn Servet hatte ihn selbst hervorgerufen. Aber die Zeitanschauung, welcher sich Calvin (so sehr er eine Milderung der Form begehrte) leider nicht entziehen konnte, führte eine jener traurigen Kata-

---

[1]) »Obtuli meam operam ad eum sanandum.« (Calvin, Op., VIII, p. 511.)

[2]) »Nec per me stetisse quominus recipiscenti manum pii omnes porrigerent.« (*Ibid.*)

[3]) »Diutius quidem sed frustra exspectavit.« (Beza, Vita Calvini.)

[4]) Trechsel, Die Protestant. Anti-Trinit., I, p. 110.

strophen herbei, welche in den Annalen Roms eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch so häufig sind, von denen wir aber in der Geschichte der Reformation, Gott sei Dank, nur dies eine Beispiel haben.

Calvin kämpfte aber nicht nur mit Worten, er beschleunigte damals den Druck seiner ersten theologischen Schrift. Es war dies das Buch gegen die, welche sagten: „die Seele sei nur eine Bewegung der Lungen, und wenn sie bei ihrer Erschaffung Unsterblichkeit empfangen habe, so sei sie derselben durch den Sündenfall verlustig gegangen [1]." „Wir wollen diese Leute vernichten, welche die Seelen morden, ohne sie anscheinend zu verwunden," hatte er gesagt und das Werk verfaßt über die **Unsterblichkeit der Seelen**; das ist der Titel, welchen er derselben in einem Briefe an Fabri gab [2]). Es ist schade, daß er an die Stelle desselben den etwas barbarischen Titel Psychopannychia „Seelennacht oder Seelenschlaf" gesetzt hat; der frühere bezeichnet den Inhalt viel deutlicher. Indessen bekämpfte er in dieser Schrift auch die Meinung jener „braven Leute," wie er sie nennt [3]), nach denen die Seele bis zum jüngsten Gerichte schliefe. Die erste Ausgabe dieser Schrift, welche die Jahreszahl 1534, Paris, trägt, erschien wahrscheinlich gleich, nachdem Calvin die Stadt verlassen hatte, vielleicht kurz vor seiner Abreise.

Dies Werk wies ihm einen besondern Platz in der Reihe der Reformatoren an. In dieser ersten theologischen Abhandlung trat der Charakter deutlich hervor, der ihn auszeichnen sollte, wie ihn seine Umgebung schon aus seinen Gesprächen hatte erkennen können. Darnach sollte seine Theologie keine negative, sondern vor allem eine positive sein. Sein erstes Werk bekämpft nicht die Irrlehren Roms, nein, er tritt darin auf als Vertheidiger der Seele, als Vertreter des christlichen Spiritualismus. „Er ist berufen," wie ein großer Geschichtsschreiber [4]) sagt, „die Festung des Herrn aufzubauen, zu welcher Luther den Grund gelegt hatte." Die Macht der Ueberzeugung, das Gewicht der Beweise, die Kraft, mit welcher er von der heiligen Schrift Gebrauch machte, die Einfachheit und Klarheit seines Stiles, das alles überraschte seine Leser. Wir wollen hier nicht von Calvin als Schriftsteller reden, das haben

---

[1]) »Qua ruina immortalitatem suam perdiderit.« (Opusc. lat., p. 19.)

[2]) Calvinus Libertino (Fabri.). Msc. de Neuchâtel.

[3]) »Nonnulos bonos viros.« (Opusc. lat., *Psychopan.* Lectoribus.)

[4]) Johannes von Müller.

wir anderswo gethan [1]). Jedoch machte sich in dieser Schrift ein Fehler bemerklich, den Calvin nie ganz ablegte: es finden sich darin starker Hohn und bittere Ausfälle. Er sah das auch selbst ein, ja er that noch mehr, er milderte diese Ausdrücke in der zweiten Ausgabe. „Ich habe gewisse Dinge gesagt," schrieb er in Bezug auf die erste, „mit einer Derbheit und Herbheit, die gewisse zarte Ohren beleidigen könnten [2]). Deshalb habe ich jetzt einige Stellen weggelassen, andere hinzugefügt und im Uebrigen manches geändert." Das hinderte ihn aber nicht, später in denselben Fehler zu verfallen, welcher indessen, wie man zugestehen muß, der Fehler des Jahrhunderts war.

Ungeachtet seiner häufigen Streitigkeiten fühlte sich Calvin doch glücklich in dem Hause des de la Forge. Gewohnt mit geringen Mitteln zu leben, machte der Ueberfluß an allen möglichen Gütern, denen er hier begegnete, wenig Eindruck auf ihn; aber die Frömmigkeit dieser Familie erfüllte ihn mit Freude. Gern sah er es, wenn der Kaufmann die Evangelien austheilte, die Armen unterstützte, den Auslegungen des göttlichen Wortes zuhörte, und er erquickte sich an seiner christlichen Unterhaltung. „Sicherlich," sagte er, „ist die wahre Glückseligkeit nicht auf die engen Grenzen dieses hinfälligen Lebens beschränkt, und doch verheißt Gott den Gläubigen auch in dieser irdischen Heimat und Pilgerschaft ein glückliches Leben, so weit die Bedingungen des Diesseits es zulassen [3]). Aber das Glück dieses so gesegneten Hauses sollte nicht von langer Dauer sein. Bald sollte der grausame Criminalrichter Morin eindringen, die Frau in den Kerker werfen, den Gatten zum Schaffot führen und so das friedliche Glück einer christlichen Familie in Schmerz, Jammer und Thränen verwandeln.

Und sollte denn de la Forge das einzige Opfer sein? Sollten gerade gegen ihn die ersten Streiche geführt werden, nicht vielmehr gegen Calvin, welcher der Verfasser dieser kühnen Rede war, die Universität und Stadt bis in ihre Grundfesten erschüttert hatte? Konnte der Freund des Rektors Cop in der Hauptstadt bleiben, ohne von

---

[1]) S. über den Einfluß Calvin's auf die französische Sprache Geschichte der Reformation, III, Buch XII, K. XV.

[2]) »Quaedam paulo acrius atque etiam asperius esse dicta quae aures quorumdam delicatulas radere fortasse possent.« (Calvinus Libertino.)

[3]) Calvin, *Psaumes*, 128.

neuem die Aufmerksamkeit der Verfolger zu erregen? Eine große Verfolgung drohte auszubrechen, und hätte Calvin zu jener Zeit noch in der Straße St. Martin gewohnt, so wäre er zweifelsohne mit dem frommen Kaufmann ergriffen und wie die andern Märtyrer verbrannt worden; dann hätte sich die Geschichte seines Lebens auf einen Paragraphen in den einfachen Erzählungen des Martyrologium Crespin's beschränkt. Aber der Vater, der im Himmel wohnet, gab nicht zu, daß dieser Sperling damals zur Erde fiel. Calvin trieben mächtige Beweggründe, Frankreich zu verlassen. Das Leben in Paris bestand für ihn so sehr in Visiten, Unterhaltungen, Beschäftigungen und Zerstreuungen, daß er unter der Last fast erlag, ohne daß er erfüllen konnte, was er für seine erste Pflicht ansah. Er war mehr zum gelehrten Theologen, als zum einfachen Evangelisten berufen. Um aber diese große, ihm bestimmte Aufgabe zu erfüllen, bedurfte er der Ruhe, der Muße, der Studien, und dann der Unterredungen und Conferenzen mit andern Theologen. So faßte er dann den einen großen Entschluß. „Ich werde Frankreich verlassen," sagte er, „und nach Deutschland gehen, um dort in irgend einem abgelegenen Winkel die Ruhe zu suchen, welche mir anderswo versagt wird[1])!"

Du Tillet war entschlossen, ihn zu begleiten. Die beiden Freunde machten also ihre Vorbereitungen, verschafften sich zwei Pferde und zwei Diener, und eines Tages gegen Ende Juli sagte Calvin dem frommen Kaufmann Lebewohl, der ihm ein Bruder gewesen war. Die Kleidungsstücke wurden in die Mantelsäcke gesteckt, das Geld verbarg man in einem derselben, und dann schnallte man sie hinten auf die Pferde. Darauf traten die vier Männer ihre Reise an, die Herren zu Pferde, die Diener zu Fuß.

„An der Grenze angekommen," sagt ein katholischer Geschichtsschreiber, „konnte Calvin seine Bewegung nicht zurückhalten; er erhob seine Stimme und beklagte, daß Frankreich die Männer von sich wies, ja zu vernichten suchte, die ihm von Gott gesandt waren[2])...." Dieser Ausruf scheint uns zweifelhaft; der Geschichtsschreiber, welcher denselben

---

[1]) »Relicta patria, Germaniam concessi, ut in obscuro aliquo angulo abditus, quiete denegata fruerer.« (Praef. in Psalm.)

[2]) Varillas, Hist. des Révolutions religieuses, II, p. 490.

berichtet, ist nicht immer genau; doch ist die Klage immer möglich und hat nichts Unnatürliches.

Bei ihrer Ankunft in Lothringen machten die Reisenden in Delmenahe bei Nancy Halt; sie stiegen von ihren Pferden und gingen etwas in die Stadt hinein. Unterdessen benutzte einer von den Dienern, welcher wußte, wo das Geld verborgen war, die Abwesenheit seiner Herren, legte den Beutel auf das beste von den beiden Pferden und sprengte mit verhängten Zügeln davon. Als Calvin und du Tillet zurückkehrten, bemerkten sie den Diebstahl; vergebens machte man sich auf, den Dieb zu verfolgen, er war nicht einzuholen[1]), und so befanden sich die beiden Freunde in großer Verlegenheit. Der andere Diener näherte sich ihnen und bot ihnen zehn Thaler an, die er bei sich hatte. Dies Geld nahmen sie an und konnten damit Straßburg erreichen[2]).

Wäre Calvin in seinem Vaterlande geblieben, so hätte er nie die Laufbahn vollenden können, zu welcher er berufen war; dort gab es für ihn keine andere Aussicht als den Scheiterhaufen. Und doch sollte gerade er der Reformator Frankreichs werden .... Freilich verließ er es, aber die Hand Gottes wies ihm seinen Platz an möglichst nahe bei dem Lande seiner Liebe und seiner Schmerzen. Von jenen malerischen Gegenden aus, von wo die Rhône Frankreich unaufhörlich ihre Fluthen zuführt, wollte Gott durch Calvin die lebendigen Wasser des Evangeliums Christi über alle Provinzen dieses großen Königreichs verbreiten.

Neuntes Kapitel.

Die Plakate.

(October 1534.)

Kaum hatte Calvin Paris verlassen, als die Wolken sich über der kleinen Kirche der Hauptstadt zusammenzogen. „In keinem Jahre," sagt der Chronist des 16. Jahrhunderts mit Bezug auf das Jahr 1534, „haben sich so große Wunderdinge in verschiedenen Ländern ereignet,

---

[1]) Beza, Vita Calvini.

[2]) *Ibid.*

als in diesem; aber von allen jenen Wundern ist keines denkwürdiger als dasjenige, nach welchem man dies Jahr das Jahr der Plakate genannt hat [1])."

Die Christen in Paris versammelten sich häufig in diesem oder jenem ihrer Häuser. „Der Herr gebietet seinen Jüngern weit hinauszugehen, um die Lehre des Heils über alle Enden der Erde zu verbreiten. Der Bienenstock schwärmte, wie früher in Poitiers. Le Comte, den wir oben erwähnt haben, verließ seine Freunde, und nach vielen Gefahren langte er in Murten bei Farel an, um diesen in seinem evangelischen Werke zu unterstützen. Auch ein anderer Lutheraner, dessen Reise unberechenbare Folgen haben sollte, schlug alsbald denselben Weg ein.

Wie wir gesehen haben, gab es in Frankreich unter den evangelischen Christen zwei bestimmte Parteien, die der Temporisirenden (temporiseurs) und die der streng Schriftgemäßen (scripturaires). Bisweilen begegneten sie sich einander, und jede hielt dann lebhaft ihre Ansicht aufrecht. Die Temporisirenden blickten nach Margaretha, auf ihren Bruder den König, auf die Bündnisse mit Heinrich VIII. und mit den Protestanten in Deutschland. Da sie wußten, wie sehr Franz I. die Mönche verabscheute, so hofften sie, daß er mit Hülfe eines du Bellay eine gemäßigte Reformation in Frankreich einführen würde, und wollten nichts unternehmen, was einer solchen hinderlich sein könnte; so warteten sie mit Geduld.

Was die streng Schriftgemäßen betrifft, die Evangelischen aus der Schule Calvin's, so beunruhigte sie die Diplomatie; die Protektion des Königs stand ihnen im Wege, und der Gedanke die Bischöfe und den Papst anzuerkennen war ihnen entsetzlich. Sie sahen im Voraus den ganzen Aberglauben im Gefolge der Hierarchie und waren entschlossen, sich kräftig allem zu widersetzen, was die Götzen in den Tempel Gottes zurückführen könnte.

Da diese beiden Parteien sich nicht verständigen konnten, so beschlossen sie einen der Ihrigen nach der Schweiz zu Farel und den an-

[1]) Crespin, Martyrol., fol. 3. — Florimond Rémond, Hist. de l'Hérésie, liv. VII, chap. V.

[2]) Ruchat, Hist. de la Réformation de la Suisse, tome III, p. 132, d'après un journal manuscrit de Jean le Comte.

dern Vertriebenen zu senden, um deren Meinung einzuholen. Soll man warten oder handeln? Das war die Frage, die sie aufstellten. Zu dieser Sendung wählten sie einen einfachen, frommen, aber gescheuten Christen, welcher der Apotheke angehörte und Féret hieß; er übernahm den Auftrag und reiste ab. Niemand ahnte damals, daß diese Reise eine Explosion herbeiführen sollte, welche die Hauptstadt erschütterte, ganz Frankreich in Schrecken setzte und die Sache der Reformation verderben konnte.

Féret eilte der Schweiz zu, und kaum hatte er den Jura hinter sich, als sich seinen Augen ein wunderbarer Anblick darbot. Denn dort war alles in Bewegung, wie in einem Bienenkorbe. Farel, Viret, Saunier, Olivétan, Froment, Marcourt, Hollard, le Comte und noch andere, aus der Dauphiné, aus Basel, Paris, Straßburg oder aus der Schweiz selbst breiteten daselbst mit der größten Kühnheit die evangelische Lehre aus. In Neufchâtel hatte man beim Gottesdienste alles Götzendienerische abgeschafft, ebenso in Aigle und seinen vier Bezirken. Auch Orbe, Granson, das Waadtland fingen an sich auszusprechen, Genf wankte, und die alten Waldenser in Piemont reichten den neuen Reformirten die Hand. An mehreren Orten riß man sogar die Altäre nieder und zerstörte die Statuen nach dem Gebot des Deuteronomium [1]). Welch ein Contrast mit den ängstlichen Vorsichtsmaßregeln der Christen in Paris! Féret ward betroffen, und das war schon eine Antwort.

Er setzte nun den Christen, zu denen man ihn gesandt hatte, die ganz andere Lage, in welcher Paris sich befand, auseinander; er schilderte die Schwierigkeiten in Frankreich, die beiden Parteien unter den Reformirten und bat um Rath. Farel und seine Freunde waren der Ansicht, daß zwar ein Unterthan sich nicht gegen seinen Herrn auflehnen dürfe; wenn aber der König von Frankreich etwas gebiete, was der König des Himmels verbiete, so müsse man dem gehorchen, welcher der Herr des andern sei. Voll Entschiedenheit verwarfen diese Christen jede Vermischung des Evangeliums und des Papstthums, für welche Franz I., Margaretha von Navarra, du Bellay und selbst, wie man behauptete, Melanchthon stimmte. „Diese beiden (das Evangelium und der Papst)

---

[1]) Kap. VII, 5.

können nicht mit einander bestehen," sagten sie, eben so wenig wie Wasser und Feuer".... Besonders die Messe, dieser Hauptpunkt der römischen Lehre, mußte nach ihrer Ansicht abgeschafft werden. War die päpstliche Hierarchie der Baum, dessen verderblicher Schatten die lebendigen Samenkörner des Wortes ertödtete, so war die Messe seine Wurzel. Man mußte diesen Baum entwurzeln und ihn dadurch verhindern, seine verderblichen Zweige über das weite Gefilde der Christenheit auszubreiten. Dazu schlug man Plakate vor.

Und in der That, was sollte man thun? Der Druck machte die kühnsten Redner verstummen, so mußte eine energische Protestation gegen den Irrthum geschrieben und wo möglich in demselben Augenblick ganz Frankreich vor die Augen gebracht werden .... Dies Werk übernahm Farel, und man durfte gewiß sein, daß er „eine schneidende Sprache und ein donnerndes Wort nicht scheuen werde [1]." Er sammelt sich, sein Geist geräth in Flammen Angesichts der Leiden Frankreichs. Der Unwille führt dem kühnen Schreiber die Hand; sein Stil ist ungleich, hart vielleicht, aber männlich, kräftig und voll Feuer. Endlich ist das evangelische Manifest vollendet, und Farel zeigt es seinen Brüdern. Sie nahmen es an, denn sie meinten, dies Wort müsse sein wie ein Hammer, der Felsen zerschmeißt. Die Schrift wird in die Druckerei gebracht und verläßt die Presse in Neufchâtel in zweierlei Gestalt, einmal als Plakate, welche angeschlagen werden, und dann als kleine Heftchen, welche in den Straßen ausgestreut werden sollten [2]. Man legt die Blätter zusammen, macht Ballen daraus, bindet sie mit Stricken und umhüllt diese aus der Schmiede Farels hervorgegangenen Blitzstrahlen [3]) mit Leinwand. Der Pariser Féret übernimmt alles, er reist ab und nimmt seine kostbaren Colli mit sich. Niemand hält ihn an der Grenze auf, ohne Schwierigkeit kommt er durch die Franche-Comté, Burgund und Champagne und langt in Paris an.

Die evangelischen Christen der Hauptstadt, welche voll Ungeduld

---

[1]) Crespin, Martyrol., fol. 111.

[2]) *Ibid.*

[3]) Florimond Rémond, Hist. de l'Hérésie, livre VII, chap. V. — In der lateinischen Ausgabe heißt es: »Famoso libello a *Farello*, ut creditur, composito.« (p. 228.)

auf Nachrichten aus der Schweiz warteten, versammelten sich sogleich in größter Eile, und Féret übergab ihnen die Schrift. Wunderbar kühn erschienen diese kraftvollen Worte, die am Fuße des Jura geschrieben waren, hier so nahe der Sorbonne und an den Thoren des Louvre. Der fromme, tapfere Geistliche Courault trat in der Versammlung als Organ der „Urtheilsfähigen", auf, wie man sie später nannte. „Hüten wir uns wohl, dies Plakat anzuschlagen," sprach er, „wir würden dadurch die Wuth der Gegner entflammen und die Trennung der Gläubigen nur größer machen." Allein diejenigen, welche die Schritte Franz I. zur Einigung des Papstes und des Evangeliums erschreckten, waren entzückt. Sie sagten: „Hüten wir uns vielmehr, unsere Klugheit so weit zu treiben, daß wir um ihretwillen wie Feiglinge handeln. Wenn wir zaghaft bald nach dieser, bald nach jener Seite schauen, um zu erfahren, wie weit wir gehen können, ohne unser Leben zu gefährden, dann verlassen wir Jesum Christum." In ihren Augen handelte es sich darum, den Herrn vor Frankreich zu bekennen, und sie waren bereit, dabei, wie die alten Märtyrer, den Tod zu erleiden. Da ergaben sich auch manche von denen, die Widerspruch erhoben hatten, und die Veröffentlichung der Plakate wurde beschlossen. In ihrer Aufrichtigkeit waren die Christen so sehr von der Göttlichkeit ihrer Lehre überzeugt und so voll Glaubens, daß sie eine Einwirkung Gottes erwarteten, wenn auch freilich keine wunderbare, so doch eine außerordentliche, einen Himmelsodem, „der da heftig bliese" und wie „die feurigen Zungen die Herzen entzündete"; sie dachten, Gott würde Frankreich durch das Wort die Thür zu den geistigen Schätzen öffnen.

Die Berathung nahm nun ihren Fortgang. Wo soll man diese Schrift verbreiten? fragten einige. — In ganz Paris, war die Antwort. — In ganz Frankreich, riefen andere. Und das waren uns wohlbekannte Männer, die sich so berietheu; der reiche Kaufmann du Bourg und seine Freunde waren darunter, und wenn Bartholomäus Milon auch nicht thätig eingreifen konnte, so ertheilte er doch Rathschläge, die ihm theuer zu stehen kommen sollten. Die wärmsten Freunde der Reformation theilten sich in das Werk; jeder erhielt sein Quartier, — seine Provinz. „Man theilte sich in das Königreich, um in allen Städten ein Gleiches zu thun," sagt der Katholik Fontaine, und die Nacht vom 24. auf den 25. October wurde zu dieser kühnen Schilderhebung

festgesetzt [1]). Die Plakate wurden darauf an alle diejenigen gegeben, welche sie anheften oder verbreiten sollten. In dem Bewußtsein, daß ihre Arbeit umsonst sein würde [2]), wenn Gott nicht die Herzen in alle Wahrheit leitete, ermahnten die frommen Menschen einander zu brünstigem Gebet. Darauf kehrte jeder mit seinem Stoß von Plakaten und mit seinem Pack Traktätchen in sein Haus zurück.

Als die bestimmte Nacht herangekommen war, verließen die dazu erwählten Männer ihre Häuser nnd machten sich mit dem gedruckten Plakat in der Hand auf den Weg; dann that jeder still und heimlich seine Pflicht in seinem Quartier. Doch traf der eifrige Christ, der so sein Leben auf's Spiel setzte, gewisse Vorsichtsmaßregeln; er horchte nach rechts und links, ob auch jemand käme, klebte dann schnell das Blatt an die Mauer und schlich geräuschlos weiter an einen andern Ort, wo er abermals ein Blatt anschlug. Bald waren Straßen, Plätze und Straßenecken mit der evangelischen Proklamation angefüllt, und selbst der Louvre trug dieselbe an seinen Mauern. Als der Tag erschien, kehrten die meisten von denen, welche die Plakate angeklebt hatten, nach Hause zurück, aber einige versteckten sich, um von fern zu beobachten, was geschehen würde.

Bald kamen Leute aus ihren Häusern; sie traten näher und blieben vor den auffallend großen Anschlagzetteln stehen. Allmählich sammelte sich das Volk, die Mönche kamen darüber zu; Hunderte von Leuten aller Art drängten sich um diese seltsamen Plakate. Man las sie, man machte Bemerkungen, und die verschiedenartigsten Gefühle machten sich Luft, viele äußerten Unwillen und Drohungen, einige Beifall, eine große Anzahl aber Erstaunen. Besonders zahlreich war die Menschenmenge in den Straßen St. Denis, St. Honoré, auf der place Royale, in der Altstadt, an den Thüren der Kirchen, der Sorbonne und des Louvre. Doch lesen wir selbst das furchtbare Plakat, wie man es damals in den Straßen der Hauptstadt las. Die Leute unseres Jahrhunderts werden es zu hart, vielleicht zu lang finden, und wir müssen es ein wenig

---

[1]) Dies ist das Datum, welches in dem Tagebuch eines Pariser Bürgers, herausgegeben von Lalanne, p. 440 Journal d'un Bourgeois de Paris, publié par Lalanne, p. 440 angegeben ist. — Fontaine, in seiner Histoire catholique, nennt den 18. October.

[2]) Calvin, passim.

abkürzen, aber im 16. Jahrhundert las man es bis zu Ende, und ungeachtet seiner Fehler war die Wirkung eine mächtige. Wie der heftige Stoß bei einem Erdbeben, erschütterte diese Schrift gewaltsam ganz Frankreich. Es begann mit einer feierlichen Anrufung.

„Wahrhaftige Artikel, über die schrecklichen, großen und unerträglichen Mißbräuche der päpstlichen Messe, geradezu erfunden wider das heilige Abendmahl unseres Herrn, unseres einigen Mittlers und einigen Heilandes Jesus Christus.

Ich rufe Himmel und Erde an zum Zeugniß der Wahrheit wider diese pomphafte und stolze päpstliche Messe, denn durch sie wird die Welt (wenn Gott nicht bald ein Einsehen hat) — gänzlich verheert, zerstört, verderbt und in den Abgrund gestürzt, sintemal in derselben unser Herr schändlich wird gelästert und das Volk verführet und verblendet; was fortan nicht mehr zu dulden.

Erstlich soll jeder gläubige Christ ganz gewiß sein, daß unser Herr und einiger Heiland Jesus Christus, der große von Gott verordnete Hirte und Bischof, seinen Leib, seine Seele, sein Leben und sein Blut für unsere Heiligung zum ganz vollkommenen Opfer dahingegeben hat. Auf dies Opfer Verzicht leisten, als sei es unzureichend, dasselbe durch ein sichtbares Opfer, die Messe, ersetzen, als ob Christus nicht vollständig für uns der Gerechtigkeit seines Vaters Genüge gethan hätte, und als ob er nicht der Heiland und Mittler wäre, das wäre eine schreckliche, verdammungswürdige Gotteslästerung.

Die Erde trug und trägt noch an manchen Orten elende Opferpriester, die sich an die Stelle Jesu Christi setzen, als seien sie unsere Erlöser, und behaupten Gott ein angenehmes Opfer darzubringen zum Heile so vieler Lebendigen und Todten; aber machen jene Leute nicht zu Lügnern die Apostel und Evangelisten, und strafen sie sich nicht selbst Lügen, da sie doch alle Sonntage in ihren Vespern singen, daß Jesus Christus ist ein ewiger Hoherpriester? ....

Ja, durch das große und wunderbare Opfer Jesu Christi ist jedes äußerliche und sichtbare Opfer abgeschafft. Christus, heißt es im Briefe an die Hebräer (den ich jedermann fleißig zu betrachten bitte) Christus hat sich **einmal** für uns dahingegeben. — Wir sind gehei-

liget, **einmal** geschehen durch das Opfer des Leibes Jesu Christi. Christus hat sich einmal dahingegeben und nicht mehrmals, Ihr hört es .... Wenn dies Opfer vollkommen ist, weshalb es wiederholen? .... Tretet doch hervor, Ihr Opferpriester, und wenn Ihr antworten könnt, ... so antwortet!

Aber das ist noch nicht alles. Durch diese unglückselige Messe hat man die ganze Welt in eine offenbare Abgötterei gestürzt. Giebt man nicht fälschlich zu verstehen, daß in der Gestalt des Brotes und Weines Jesus Christus körperlich enthalten sei, wirklich, persönlich, in Fleisch und Bein, so stark, so groß, so vollkommen, wie wenn er lebendig wäre? .... Und doch lehrt uns die heilige Schrift und unser Glaube im Gegentheil, daß Jesus Christus nach seiner Auferstehung gen Himmel gefahren ist. St. Paulus aber schreibt an die Colosser: Suchet, was droben ist, da **Christus ist, sitzend zu der Rechten Gottes.** Höret! St. Paulus sagt nicht: Suchet Christum, der in der Messe ist, oder am Hochaltar, oder im Kästchen oder im Meßschranke .... Er sagt: Suchet Christum, der im Himmel ist! Wenn der Körper im Himmel ist, so ist er nicht auf Erden, und wenn er auf Erden ist, so ist er nicht im Himmel. Ein wahrhaftiger Körper ist immer nur an einem einzigen Orte, wo er einen bestimmten Raum von einem bestimmten Umfange einnimmt. Es ist unmöglich, daß ein Mensch von 20 oder 30 Jahren in ein Stück Teig, wie ihre Oblate, eingehüllt werde.

Augustinus hat das wohl gewußt, wenn er schreibt: Bis die Welt ein Ende nimmt, ist der Herr droben, aber seine Gottheit ist überall [1]. Eben so hat Fulgentius geschrieben: Der Herr war abwesend vom Himmel nach seiner menschlichen Natur, als er auf Erden war, und er verließ die Erde, als er gen Himmel fuhr. Aber nach seiner göttlichen Natur verließ er den Himmel nicht, als er auf die Erde herniederkam, und verließ die Erde nicht, als er wieder gen Himmel fuhr [2].

Wenn uns jemand sagt: Christus ist hier oder da! so sagen die Priester, man müsse es glauben. Aber Jesus Christus sagt: Glaubet

---

[1]) ».... Sursum Dominus est ...« (Aug. Ep. ad Dardanum).

[2]) »Secundum humanam substantiam dereliquerat terram cum ascendisset in coelum ....« (Fulg., ad Thrasimundum, lib. II.)

es nicht (Matth. XXIV, 23). Sie singen wohl im Augenblick der Communion: Die Herzen empor! Sursum corda! aber sie thun das Gegentheil und ermahnen, daß man Christum nicht droben, sondern in ihren Händen, in ihren Kästchen, in ihren Meßschränken suchen solle!...

Noch mehr; diese blinden Opferpriester häufen Irrthum auf Irrthum und lehren in ihrem Wahne, es bleibe nicht Brot, nicht Wein, wenn sie auf das Brot in ihren Händen, auf den Wein in den Kelchen gehaucht oder darüber gesprochen haben; Christus allein sei darin durch die Transsubstantiation .... Große und wunderbare Worte .... Teufelslehre, aller Schrift zuwider! Ich frage jene Kuttenträger, wo sie dies große Wort Transsubstantiation gefunden? ... St. Matthäus, St. Marcus, St. Lukas, St. Johannes, St. Paulus und die alten Kirchenväter haben nicht davon gesprochen. Wenn sie das heilige Abendmahl erwähnen, so haben diese heiligen Schriftsteller offen und einfach das Brot und den Wein, Brot und Wein genannt. St. Paulus sagt nicht: Iß den Leib Jesu Christi; sondern: Iß von diesem Brote. Ach! die Schrift bedient sich keiner Täuschung, in ihr ist keine Verstellung. So ist das Brot also Brot.

Aber anmaßend, schamlos, ketzerisch, dem Worte Gottes feind, wie sie sind, begnügen sie sich nicht damit zu behaupten, daß sie den Leib Jesu Christi in ihre Hostie einschließen; nein seht, zu welchen Thorheiten ihr Aberglaube sie führt. Sie schämen sich nicht, zu sagen, der Leib Jesu Christi werde von Ratten, Spinnen und Würmern verzehrt .... Ja das steht mit rothen Lettern in ihren Meßbüchern, in der 22. Cautel, welche also beginnt: „Wenn der Leib des Herrn von den Mäusen und Spinnen verzehrt, wenn er ganz vernichtet oder stark zernagt ist, oder wenn der Wurm völlig darin gefunden wird .... so werde er verbrannt und in's Reliquienkästchen gelegt!" ....

O Erde, warum thust du dich nicht auf, um diese greulichen Gotteslästerer zu verschlingen! O Ihr Abscheulichen! Ist denn dieser zernagte Körper wirklich der Leib Jesu Christi, des Sohnes Gottes? .... Sollte sich denn der Herr von Mäusen und Spinnen verzehren lassen? ... Er, das Brot der Engel und aller Kinder Gottes, wäre uns gegeben zur Speisung der Thiere? .... Ihn, der unvergänglich sitzet zur Rechten Gottes, wollt ihr den Würmern und der Verwesung unterwürfig machen? Hat nicht schon David das Gegentheil gesagt, als er prophetisch von

seiner Auferstehung spricht? .... Ihr Elenden! Und wenn es in Eurer ganzen höllischen Theologie weiter nichts Schlimmes gebe, als dieses unehrerbietige Geschwätz, mit dem Ihr von dem kostbaren Leibe Jesu redet, seid Ihr nicht schon dadurch Gotteslästerer, Ketzer! .... und zwar die größten und ungeheuerlichsten, die je auf Erden gelebt haben? ....

Wohlan schüret, ja schüret Eure Feuer, aber um Euch selbst zu braten und zu verbrennen. Warum wollt Ihr sie für uns anzünden? — Weil wir an Eure Götzen nicht glauben wollen, an Eure neuen Götter, an Euren neuen Christus, die sich von den Thieren verzehren lassen; .... und gleicher Weise nicht an Euch, die Ihr schlimmer seid als Thiere?

Was bedeuten all diese Possen, die Ihr um Euren Gott aus Teig aufführt, indem Ihr mit ihm spielet, wie die Katze mit der Maus? Ihr zerlegt ihn in drei Stücke; .... — geberdet Euch dann kläglich, als wäret Ihr tief betrübt; Ihr schlagt an Eure Brust, ... nennt ihn Lamm Gottes und bittet ihn um Frieden. St. Johannes zeigte Christum allzeit gegenwärtig, allzeit lebendig, lebendig ganz und gar — anbetungswürdige Wahrheit! Ihr aber zeigt Eure Oblate in Stücke zerlegt; dann eßt Ihr sie und laßt Euch zu trinken geben .... Was sollte wohl jemand sagen, der nie eine solche Aefferei gesehen? .... Haben St. Paulus, St. Johannes jemals auf solche Weise Jesum Christum gegessen? Würden sie wohl solche Gaukler als Diener Gottes anerkennen?

Endlich ist der Gebrauch Eurer Messe dem Gebrauch des heiligen Abendmahls Jesu Christi gerade entgegengesetzt. Freilich, das ist kein Wunder; denn es giebt keine Gemeinschaft zwischen Christus und Belial.

Das heilige Abendmahl Jesu Christi erinnert uns an die große Liebe, damit er uns so sehr geliebet, daß er uns gewaschen hat mit seinem Blute. Es wird uns darin von dem Herrn der Leib und das Blut seines Sohnes dargeboten, auf daß wir Theil hätten an dem Opfer seines Todes, auf daß Jesus unsere ewige Speise sei. Es fordert uns auf, Zeugniß abzulegen von unserm Glauben und von der gewissen Zuversicht, welche wir haben, daß wir erlöset sind, weil Jesus uns theuer erkauft hat. Da wir alle ein einziges Brot empfangen, werden wir ermahnet zur Liebe, in der wir alle in demselben Geiste leben sollen. Dieses Abendmahl, so wohl verstanden, erquickt die gläubige Seele in

aller Demuth und giebt ihr Kraft sich in allem Guten und in herzlicher Liebe zu üben.

Die Frucht der Messe aber ist eine ganz andere. Durch sie wird die Predigt des Evangeliums gehindert. Die Zeit wird ausgefüllt mit Geläute, Geheule, Geplärre, mit leeren Ceremonieen, Erleuchtungen, Räucherungen, Verkleidungen und allerlei Zauberkünsten. Und die arme Welt, die für Schafe oder Böcke gehalten, wird elendiglich betrogen, unterhalten, irre geführt; was sage ich? sie wird gefressen, geschunden, zerrissen wie von reißenden Wölfen.

Durch diese Messe haben sie alles gepackt, untergraben und verschlungen. Durch sie hat man Fürsten und Könige, Herren und Kaufleute und alle Welt (lebendig oder todt) um ihr Erbe gebracht .... — O Ihr falschen Zeugen, Verräther, Räuber der Ehre Gottes, die Ihr abscheulicher seid als die Teufel.

In Summa, die Wahrheit treibt sie von hinnen, die Wahrheit erschreckt sie, und durch die Wahrheit wird ihre Herrschaft in Kurzem auf immer vernichtet werden."

Das war die Proklamation, welche man in Paris und im übrigen Frankreich angeschlagen hatte. Man findet in derselben, wie man zugestehen muß, die Schroffheit der Sprache des 16. Jahrhunderts wieder, besonders in einer Stelle, die vorzugsweise den Zorn der Geistlichkeit erregen mußte; es wird da von dem Papste, den Kardinälen, den Priestern und Mönchen gesprochen, die das Plakat falsche Propheten, Wölfe, Verführer nennt und mit noch andern Namen belegt, welche in unsern Tagen nicht mehr angewendet werden, außer in den Bullen der römischen Priester. Man erkennt in diesem Schriftwerk die antipapistische Begeisterung in ihrer ursprünglichen Gewalt, wie sie der ersten Eingebung folgt. Wenn es darin heißt, daß das wahre Abendmahl Christi die gläubige Seele erquickt und ihr mittheile alles Gute und alle herzliche Liebe, so spürt man darin ohne Zweifel den Hauch des Evangeliums wieder, aber im Allgemeinen ist dies Manifest eine Kriegsmaschine mit eiserner Spitze. Versetzt man sich in die ersten Zeiten der Reformation, so begreift man wohl, daß sie meinte, gewaltige Sturmböcke nöthig zu haben, um die Mauern des Papstthums, die den Jahrhunderten getrotzt und unerschütterlich schienen, umzustürzen. Alles zeigt uns in dieser Schrift den liebevollen, aber auch feurigen und beredten

Farel, offener, aufrichtiger und unerschrockener als alle, der den bewundernswürdigen Muth des Ritters ohne Tadel und dessen Durst nach Gefahren besaß, ihn, den Bayard unter den Gottesstreitern [1]). Und wie der Autor, so war sein Werk.

Wenn man indessen auch etwas auf Rechnung der Zeit bringt, in welcher das Plakat geschrieben und angeschlagen wurde, so kann man sich doch wohl fragen, ob diese That einzig auf Antrieb des Geistes geschah, ob nicht auch ein fleischlicher Eifer dabei mitwirkte, und ob die Apostel zu solchen Waffen gegriffen haben würden? In jedem Falle scheint es uns außer allem Zweifel, daß eine maßvollere Sprache thatsächlich kräftiger gewesen und der Zweck dadurch besser erreicht worden wäre. Das wird der Fortgang zeigen.

Zehntes Kapitel.

Der Zorn des Königs.

(Herbst 1534.)

„Das furchtbare Plakat, welches bei Nacht in Paris und fast in ganz Frankreich an allen Ecken angeschlageu wurde," sagt Sturm [2]), erregte ungeheures Aufsehen. Das Volk gerieth in Bewegung, die Frauen und Schwächlinge waren entsetzt, die Behörden empört [3]). Aber die Gegner des Papstthums ließen nicht nach in ihren Streichen. Fast zu derselben Zeit erschien ein anderes Traktat „wider die päpstlichen Handelsleute und Schenkwirthe." Diese Schrift war weniger evangelisch, und vielmehr in dem spöttelnden Geiste des Erasmus gehalten. „Alles," hieß es darin, „muß der Habgier der Priester dienen, Himmel und Erde, Hölle und Zeit, alle lebendigen und leblosen Geschöpfe, Wein, Brot, Oel, Flachs, Milch, Butter, Käse, Wasser, Salz, Feuer, Räucherungen... Aus dem allen wissen sie ... Silber und Gold zu ziehen. Und das

---

[1]) M. Michelet.

[2]) »Per universam fere Galliam, nocte, in omnibus angulis, affixerunt manibus.« (Corp. Ref., II, p. 855.)

[3]) »Perturbatus hac re populus, territae multorum cogitationes, concitati magistratus.« (*Ibid.*, p. 856.)

Gewand des Händlers erhöht den Preis seiner Waare, denn die Messe eines Abtes oder Bischofs kostet mehr, als die eines Vikars oder Mönches. Sie machen es wie die liederlichen Weibsbilder, die ihre Schande je nach ihrem Putz und ihrem Schmuck desto höher verkaufen [1])." Die Aufregung stieg von Stunde zu Stunde; die Priester und Mönche mischten sich unter die Gruppen der Bürger und des Volkes und fachten die Wuth an, steigerten das Entsetzen und sprengten falsche Gerüchte aus. „Die Ketzer," sagte man, „haben beschlossen, die Katholiken während des Gottesdienstes zu überfallen und ohne Erbarmen Männer, Weiber und Kinder zu erwürgen" . . . Eine abgeschmackte Beschuldigung, erfunden, um die Reformirten verhaßter zu machen, wie ein römischer Geschichtsschreiber sagt. Gleichviel, sie wird geglaubt, und bald laufen in der Menge die schrecklichsten Gerüchte um. „Ein furchtbares Complott ist gegen Staat und Kirche angezettelt. Dies Plakat ist das Signal, die Ketzer wollen alle Tempel, alle Paläste anzünden, alle Katholiken ermorden, das Königthum abschaffen und das Reich in eine große Wüste verwandeln. . . . Tod den Lutheranern!"

Nirgends war die Wuth so groß, wie in der Sorbonne unter den Doktoren; die ersten Ausbrüche ihres Zornes waren von unglaublicher Heftigkeit. „Dieser Vorgang," sagt der Chronist, „brachte sie zu solcher Raserei, daß ihr früherer Ungestüm dagegen erträglich erschien. Kein Sturm kam diesem an Wuth gleich [2])."

Doch sollte von einer andern Seite der Donnerschlag kommen.

Schon seit einiger Zeit hegte Franz I., der sich damals in Blois befand, einige Unruhe in Betreff der Reformation. Eines Tages im Jahre 1534 beklagte er sich beim Nuntius über den Papst und warf leicht hin, daß Frankreich wohl Heinrich's VIII. Beispiel nachahmen könnte; da hatte der Nuntius geantwortet: „Offen gestanden, Sire, Ihr würdet das zuerst bereuen; das Volk kann seine Religion nicht verändern, ohne dann auch einen Herrscherwechsel zu verlangen." Vergebens hatte man Franz I. vorgehalten, daß weder die deutschen Fürsten, noch Heinrich VIII. selbst durch die Reformation vom Throne gestoßen seien, jenes Wort des Nuntius war wie ein Pfeil im Herzen des Königs haften geblieben.

---

[1]) »Qua quidem in re, nihil differunt a meretricibus.« — S. die Schrift: In Pontificios mercatores et caupones. (Gerdes., IV, p. 103.)

[2]) Crespin, Martyrol., fol. 112, verso.

Blois war von der evangelischen Bewegung auch nicht unberührt geblieben, und die Reformation hatte sich sogar unter den Vorsängern der königlichen Kapelle verbreitet; ja einer derselben hatte den Auftrag erhalten, die Plakate in dieser Stadt anzuschlagen. Dieser Vorsänger, ein enthusiastischer, verwegener Charakter, beschloß das protestantische Manifest im Schlosse selbst anzuheften, wo er leicht Zutritt hatte[1]). Zu gelegener Zeit schlich er mit seinem Plakate unbemerkt bis zum Zimmer des Königs, und als er sich vergewissert hatte, daß weder ein Höfling noch ein Diener auf den Corridoren erschien, klebte er sein Blatt an die Thüre Seiner Majestät und eilte dann schnell davon[2]). Diese Handlung, die nicht minder unklug als strafwürdig war, da sie die Ehrfurcht gegen den König verletzte, sollte schrecklich gebüßt werden.

Am Morgen erschienen Montmorency und der Kardinal von Tournon nach ihrer Gewohnheit beim König. Sie besaßen das Vertrauen Franz I. und spähten seit langer Zeit nach einer Gelegenheit, der Reformation einen derben Stoß zu versetzen. In dem Augenblick, wo die beiden durch die Thüre in das Kabinet Seiner Majestät treten wollten, bemerkten sie das dort angeheftete Plakat; sie bleiben stehen und lesen, und nicht ohne Grund nehmen sie die Sache ernst, reißen voll Wuth die Schrift herunter, treten dann in das Gemach des Fürsten und überreichen ihm das Papier[3]). Nichts auf der Welt konnte ihn so aufregen, wie ein solches Attentat; seine königliche Würde war in seinen Augen fast ebenso geheiligt, wie die göttliche Majestät. Er erblaßte, zitterte, nahm das Papier und betroffen über diese unerhörte Kühnheit, gab er es dem Kardinal zurück und verlangte, daß man es ihm vorläse.

Tournon war nichts lieber; das Plakat wurde also dem König vorgetragen und auf die verfänglichsten Stellen ein besonderer Nachdruck gelegt; aber der König konnte es nicht bis zu Ende aushalten. Die seiner Person zugefügte Beleidigung, der Eindruck, den dieser öffentliche Scandal auf seine Verbündeten und besonders auf den Papst machen konnte, der Gedanke, daß etliche Fanatiker in dem Augenblicke, wo er eine Annäherung der Protestanten und der Katholiken anbahnte, die

---

[1]) Journal d'un Bourgeois de Paris, publié par Lalanne, p. 449.

[2]) Fontaine, Hist. catholique.

[3]) »Ante regis conclave.« (Corp. Ref., II, p. 856.)

ganze Wuth der Priester und des Volkes herausforderten, und seine friedlichen Absichten zu nichte machten, das alles brachte ihn weit mehr auf, als der Angriff gegen die Messe. Seine Umgebung benutzte die Gelegenheit und stellte den Vorfall als ein Majestätsverbrechen hin. Montmorency und Tournon drückten zuerst den Stachel in das Herz des Fürsten. „Er gerieth vor Zorn außer sich," schrieb Professor Sturm an Melanchthon; „er gerieth so in Feuer und Flammen," sagt das Martyrologium; „er wurde in solche Wuth versetzt," sagt Theodor von Beza; „er wurde von einem so unglaublichen Eifer erfaßt," sagt der Katholik Fontaine, „daß alles um ihn her zitterte." — „Man ergreife ohne Unterschied alle, die des Lutherthums verdächtig sind" .... rief er aus. „Ich will alle ausrotten."

Dies Ereigniß rief große Aufregung hervor, man sprach von nichts anderm, und jeder erzählte es auf seine Weise: „Wißt Ihr," sagten einige, „als der König in lebhafter Erregung sein Taschentuch aus der Tasche zog, fiel ein Plakat heraus und ihm vor die Füße, eine geschickte Hand hatte ihm dies Exemplar hineingesteckt." „Das glaube, wer da will," sagt Fontaine, und spricht damit selbst das Urtheil über das Märchen. Die ganze Dienerschaft des Schlosses gerieth sogleich in Bewegung, um den Urheber der Unthat zu entdecken, und das war nicht schwer; der Sänger war Einigen wegen seiner lutherischen Ansichten wohlbekannt; er wurde ergriffen, gebunden und nach Paris geschickt, um gerichtet zu werden [1]).

Aber der Zorn des Königs sollte sich nicht auf diesen Menschen beschränken. Das Verbrechen war überall begangen, die Strafe mußte auch überall folgen. „Schreibt dem Parlament," sagte der König, „daß es strenge Gericht halten soll; und dem Criminalrichter, daß ich sein Gehalt um 600 Livres auf Lebenszeit erhöhe, um ihn aufzumuntern [2]). Unverzüglich sollen in meinem ganzen Königreich gegen diese Feinde Gottes Untersuchungen eingeleitet werden."

Das Parlament hatte die Befehle des Königs gar nicht abgewartet. Am Tage nach dem großen Ereignisse, am 26. October versammelte der erste Präsident, Peter Lizet, alle Kammern, und der Gerichtshof

---

[1]) Journal d'un Bourgeois de Paris, p. 449.

[2]) Fontaine, Hist. catholique. — Journal d'un Bourgeois de Paris, p. 452.

ordnete, voll Aufregung und Unwillen, genaue Nachforschungen und Prozessionen an. Die Trompeten erschallten, das Volk lief zusammen, und ein Beamter des Parlaments rief: „Wer den oder die Personen nachzuweisen vermag, welche die besagten Plakate angeschlagen haben, erhält vom Gerichtshofe 100 Thaler; wer aber dabei betroffen wird, sie zu verbergen, wird mit dem Feuertode bestraft [1]."

Unterdessen hielten sich alle evangelischen Christen und besonders die, welche das Feuer an die Mine gelegt hatten, voll Schrecken über die furchtbare Explosion, welche die Folge gewesen, still in ihren Häusern. Morin's Talent, seine Opfer zu entdecken und Martern zu ersinnen, war ihnen wohlbekannt, und unruhig sahen sie einer düstern Zukunft entgegen. Seufzer, reuige und schmerzliche Berathungen ließen sich bei ihnen vernehmen. Was fangen wir an? sagte man. Entfliehen! — Wie? Familie, Beruf und Vaterland verlassen, ohne zu wissen, wohin sich wenden? Welch' traurige Zukunft! — Aber ist es nicht besser, alles das aufzugeben, wenn man nur das Leben rettet? — So lauteten fast überall die herzzerreißenden Gespräche [2]. Väter, Frauen, Kinder beschworen ihre Lieben mit Thränen sich dem Zorn des Königs zu entziehen, und einige verließen in der That bei Nacht ihre Wohnungen und entflohen [3]. Manche aber, die sich beim Anschlagen der Plakate nicht betheiligt hatten, wegen des freimüthigen Bekenntnisses ihres Glaubens jedoch bekannt waren, meinten, daß ihnen keine Gefahr drohen könne. . . . Diese Unglücklichen zögerten und verschoben ihre Flucht, und mehrere von ihnen mußten ihre unkluge Sicherheit theuer bezahlen [4].

Der Criminalrichter, ein großer Gegner der religiösen Bewegung, der selbst ein sehr ausschweifendes Leben führte und eine seltene Kühnheit bewies bei Einziehung Strafwürdiger, sowie eine erstaunliche Feinheit, sie in ihren Antworten zu fangen [5], entwarf nun seinen Operationsplan. Seine Eigenliebe, seine Habsucht, sein Haß, kurz alle seine Leidenschaften kamen bei dieser Gelegenheit ins Spiel. Mit einmaligem Auswerfen

[1]) Crespin, Martyrol, fol. 112. verso.

[2]) *Ibid.*

[3]) »Quidam mature sibi consulentes aufugerunt.« (Corp. Ref. II, p. 856.)

[4]) »Qui ad se ea pericula spectare non putabant, qui non contaminati erant eo scelere, hi etiam in partem poenarum veniunt.« (*Ibid.*)

[5]) Théodore de Bèze, Histoire ecclésiastique, p. 10.

seines Netzes wollte er alle Ketzer fangen. Aber wie? Da kam ihm ein Lichtgedanke; wenn er sich eines einzigen Mannes bemächtigte, so schmeichelte er sich alle anderen auch zu haben. „Ihr kennt den Laden mit Etuis und andern Instrumenten in der Straße de la Vannerie, welche an den Grèveplatz stößt," sagte er zu einem seiner Leute; „geht dahin und arretirt den Meister Futteralmacher und führt ihn zu mir." — „Futteralmacher," sagte er zu ihm, „Ihr seid einer der Ketzer, und was noch schlimmer ist, Ihr zeigt ihnen an, wie ich weiß, wo ihre geheimen Zusammenkünfte gehalten werden sollen; Ihr seid der Mann, leugnet nur nicht. Ich möchte sie zusammenrufen, und Ihr sollt mich in ihre Wohnungen führen." Als der arme Mann begriff, um was es sich handle, verweigerte er zitternd diesen Verrätherdienst. Da befahl der Criminalrichter, einen Scheiterhaufen zu errichten. Nachdem die Gerichtsdiener hinausgegangen waren, wandte sich Morin an den Futteralmacher und sagte: „Ihr führt die Leute in die Kirche, so ist es auch billig, daß Ihr den Tanz eröffnet." Der Unglückliche zitterte. Was für eine schreckliche Wahl! Zu denen, die er zum Gottesdienst zu rufen pflegte, sollte er sich jetzt begeben, um sie den Flammen zu überliefern. In seinem Innern entstand ein schrecklicher Kampf, aber die Furcht Gottes unterlag, das Licht der Vernunft erlosch, und jedes Rechtlichkeitsgefühl wurde unterdrückt . . . Satan fuhr in „Judas" und er gedachte, wie er seine Brüder überliefern könnte. „Da er sich dem Feuertode nahe glaubte [1]," sagt Beza, „versprach er zu thun, was man von ihm verlangte."

Alles war in Paris in Bewegung. Man sperrte alle Straßen, man hielt Prozessionen, und um den der Messe zugefügten Schimpf auszulöschen, trug man feierlich durch alle Quartiere das Corpus Domini [2]). Morin benutzte diese Bewegung, um seinen Gang zu verbergen. Vor ihm her ging der treulose Futteralmacher, blaß und zitternd; in einiger Entfernung folgten ihm Polzeisoldaten, und schweigend schlich diese schaurige Schar an den Mauern entlang. Der Futteralmacher blieb stehen und wies mit dem Finger auf eine Thür, dann trat Morin hinein. Umsonst betheuerte die erschrockene Familie ihre Un-

---

[1]) Théod. de Bèze, Hist. ecclésiastique, p. 10.

[2]) Journal d'un Bourgeois de Paris, p. 44.

schuld, der Criminalrichter ließ die Unglücklichen binden und setzte dann ohne Erbarmen seinen Weg fort. „Er schonte weder große noch kleine Häuser," sagt der Chronist, „noch auch die Gebäude der Universität."

Allmählich verbreitete sich das Gerücht von diesem schaurigen Zuge in der Hauptstadt. Da ergriff Todesangst nicht nur die Freunde Farel's, sondern alle, die nicht fanatische Anhänger Roms waren und sogar einfache Freunde der Wissenschaft oder des Vergnügens, welche an der Reformation durchaus nicht Geschmack fanden. „Vor Morin zitterte die ganze Stadt [1]," denn niemand wußte, ob er nicht zu der Zahl der Verdächtigen gehörte. In manchen Häusern stand man auf der Lauer, um zu sehen, ob der schreckliche Zug sich nahte. Der Steuereinnehmer Valeton hielt sich am Fenster, und als er Morin kommen sah, wandte er sich rasch um und rief seiner Frau zu: „Da ist er, entferne schnell aus meinem Zimmer die Kiste mit meinen Büchern ... Ich eile ihm entgegen, ich will mit ihm reden und ihn aufhalten, damit du Zeit gewinnst." ... Erschrocken warf die junge Frau die Bücher in großer Eile an einen heimlichen Ort. „Ergreift mir diesen Menschen," sagte der Criminalrichter sogleich, sobald er Valeton kommen sah; „man werfe ihn ins Gefängniß, und bewache ihn strenge." Dann stieg er hinauf, durchsuchte alles und fand nichts, bemerkte aber die leere Kiste; doch hielt er sich nicht dabei auf, denn er war ungeduldig, das Verhör mit seinem Gefangenen zu beginnen; er eilte darum zu demselben ins Gefängniß, in das man ihn geführt hatte. Indessen konnte er nichts aus ihm herausbringen, denn der Steuereinnehmer, ein geistvoller Mann, wich allen Fragen aus. Der Criminalrichter wurde besorgt; er sagte sich, daß der Steuereinnehmer Ansehen besitze, und daß er der Mann dazu sei, ihn das Verfahren entgelten zu lassen; er beschloß daher, um ihn zu verderben, schlauer zu Werke zu gehen [2]. Die leere Kiste fiel ihm wieder ein; sie mußte etwas enthalten haben, was man ohne Zweifel bei seiner Annäherung daraus entfernt hatte. ... Sogleich kehrte er in das Haus des Angeklagten zurück und sagte zu dessen Gattin, indem er sich vor die Kiste stellte, in ganz natürlichem Tone: „Frau Valeton, Euer Gatte hat mir gestanden, daß er in diesen Koffer seine Bücher und

[1]) Crespin, Martyrol., fol. 112.

[2]) *Ibid.*, fol. 113.

geheimen Papiere zu legen pflege. Im Uebrigen sind wir einig, und ich will gegen ihn Milde üben; wenn Ihr mir eine gewisse Summe gebt und mir sagt, wo die Bücher sind, so schwöre ich vor Gott, daß Euer Gatte in keine Ungelegenheit kommen soll." Die Frau „jung und unerfahren," und noch dazu durch alle diese Vorgänge außer Fassung, ließ sich durch diese List fangen; Morin richtete auch an sie so viele „feine und verfängliche" Fragen, daß sie im Vertrauen auf sein Versprechen ihm alles sagte. Der Richter aber rief: „Schön! wenn er seine Bücher vor uns hat verstecken wollen, so fühlt er sich der Ketzerei schuldig." Er nahm die Bücher und entfernte sich, um andere Opfer zu suchen.

Gab es in Paris überhaupt einen Menschen, den man wegen des Anschlagens der Plakate nicht in Verdacht haben konnte, so war es der arme Lahme; konnte er doch kaum sein Bett verlassen. Dessenungeachtet lenkte Morin fast zuerst seine Schritte nach dem Hause des Bartholomäus Milon. Schon früher war dieser in den Gefängnissen des Criminalrichters gewesen, „aber," sagt das Martyrologium, „der Herr hatte ihn wieder daraus befreit, um sich seiner zum Trost der Seinigen in jener schweren Zeit zu bedienen." Morin kannte den Laden des Schusters gar wohl, derselbe stand in seinen Büchern verzeichnet. Wie außer sich und vor Wuth schäumend, drang er in das Zimmer, in welchem der arme Bartholomäus lag. „Auf! Erhebe dich!" rief er ihm mit wildem Blicke zu. Bartholomäus aber „erschrak nicht vor dem abscheulichen Gesicht des Tyrannen," sondern antwortete mit freundlichem Lächeln: „Ach! Herr, ein Größerer als Ihr müßte mir die Kraft zum Aufstehen geben." — „Schafft diesen Menschen fort," sprach darauf der Henker zu seinen Schergen, und nachdem er ihnen den Befehl ertheilt hatte, auch ein Möbel mitzunehmen, in welchem der Gelähmte seine Papiere bewahrte, setzte er seinen ruhmvollen Feldzug fort.

Er begab sich von dort in die Nähe des Thores St. Denis nach dem Hause mit dem Schilde des schwarzen Pferdes und trat in den Laden des reichen Kaufmanns du Bourg. Bei seinem Anblick erschraken alle im Geschäfte Angestellten; aber obgleich sie ihren Principal sehr liebten, rührte sich doch keiner zu seiner Vertheidigung. Nur die Frau des Tuchhändlers, die Tochter eines gleichfalls reichen Kaufmanns, Namens Favereau, blieb nicht so ruhig. Mit Thränen und Wehklagen beschwor

sie den grausamen Morin, ihren Gatten nicht fortzuführen, aber nichts konnte den Wütherich rühren, er ließ du Bourg ergreifen und sagte: „Er selbst hat jene Schriften an die Straßenecken angeschlagen.“ Dann führte man ihn fort. Nun kam die Reihe an den armen Maurer Poille, der in seiner ärmlichen Wohnung gefangen genommen wurde.

Nach diesen wurden noch verschiedene Personen jedes Standes und Geschlechts in die Gefangenlisten eingetragen; sowohl Leute, welche die Plakate getadelt, als auch solche, die sie gebilligt hatten. An Angebern fehlte es nicht, da man jedem derselben den vierten Theil von den Gütern der Angeklagten versprach; und diese Quadruplatoren, wie man sie nannte [1]), waren unermüdlich im Aufsuchen der Schlachtopfer; jeder konnte zugleich Ankläger und Zeuge sein. Es war eine Zeit der Schreckensherrschaft und alle Wohlmeinenden waren bestürzt.

Die Sorbonne aber benutzte diesen heftigen Sturm, um sich an Margaretha zu rächen und die Freunde derselben zu bestrafen. Die Fürstin hatte Béarn im Anfang des Sommers verlassen wegen der Vermählung ihrer Schwägerin Isabella von Navarra mit dem Vicomte von Rohan und bei ihrem Bruder die Erlaubniß ausgewirkt, daß Roussel, der sie begleitete, so wie Courault und Berthaud in Paris predigen dürften. Diese Männer, maßvoll wie sie waren, hatten sich dem in der Nacht des 25. October vollführten Akte kräftig widersetzt, wurden aber dennoch ins Gefängniß geworfen. Ja man scheute sich nicht, die Verbündeten des Königs zu beleidigen; viele Deutsche, Katholiken und Protestanten, wurden ohne Umstände ergriffen; und es genügte damals den überrheinischen Accent zu haben, um der Ketzerei verdächtig zu werden.

Unterdessen langte Franz I. in Paris an. Die Kardinäle, die Sorbonne, das Parlament und alle eifrigen Freunde des römischen Katholicismus wetteiferten mit einander, „diesen guten und weisen Fürsten,“ wie Florimond Rémond ihn nennt, in seiner etwas wankend gewordenen Religion zu befestigen. Es galt den Augenblick zu benutzen, um ihn von seinem Bündniß mit den Engländern und Sachsen zu lösen. Jetzt mußte der Schlag geführt, strafbare Verbindungen mußten abgebrochen werden. Namentlich der Kardinal von Tournon war unermüdlich

---

[1]) »Delatores et quadruplatores publice comparantur.« (Sturm an Melanchthon, Corp. Ref., II, p. 856.)

und verlangte unaufhörlich Hinrichtungen. Als der Bischof von Tulle, du Chatel, sich solchen blutigen Maßregeln abgeneigt zeigte, sprach Tournon zu ihm: „Solche Duldsamkeit kommt mir verdächtig vor, sie ist eines wahren Sohnes der Kirche unwürdig.“ Aber du Chatel erwiederte ihm mit Festigkeit: „Ich handle wie ein Bischof und Ihr wie ein Henker.“ Weder Tournon noch Duprat ließen sich jedoch durch irgend ein Hinderniß aufhalten. „Hütet wohl die Ehre,“ sagten sie zu Franz I., „die Pius II. unsern Königen verlieh, als er sagte: „Es ist den Königen von Frankreich eigen, daß sie den katholischen Glauben und die Ehre der Männer der Kirche aufrecht erhalten.“ Sie fügten hinzu: „Man wehrt dem Umsichgreifen des Feuers, indem man die schon ergriffenen Häuser und sogar die daranstoßenden niederreißt; thut desgleichen, Sire; ertheilt den Befehl, daß man ohne Ausnahme alle ausrotte, die sich gegen die Kirche auflehnen. Zündet Feuer an und errichtet Galgen für alle Lutheraner [1])!“ . . .

Und noch eine neue Thorheit, welche einige Geschichtsschreiber berichten, denen wir aber kaum Glauben schenken können, steigerte den Zorn des Königs. Man sagt, in der Nacht nach seiner Ankunft in Paris seien die Plakate abermals an die Thüren des Louvre angeschlagen worden; ja, noch mehr, man behauptet, Franz I. habe in dem Augenblicke, als er zu Bette ging, das Plakat unter seinem Kopfkissen gefunden. Der Geschichtsschreiber, der dies berichtet, neigt indessen stark zur Uebertreibung [2]). Ich halte diese Erzählungen für Fabeln, die von den Gegnern der Reformation erfunden sind; ihre Freunde waren damals zu bestürzt, um solche Kühnheit zu zeigen.

Niemand aber war mehr erschrocken, niemand zitterte heftiger als Margaretha. Der Stil der Plakate war ihrem Sinne durchaus entgegen; und im Grunde war jener Streich nicht nur ein Angriff gegen Rom, sondern auch eine Protestation gegen das halbkatholische System der Königin von Navarra. Die, welche so protestirten, waren nicht unähnlich einem in der Literatur berühmten Charakter; sie verdammten zugleich die fanatischen Römlinge und die Halbkatholischen:

---

[1]) Florimond Rémond, Hist. de l'Hérésie, liv. VII, ch. V.

[2]) Varillas.

„Die Einen, weil sie thun, was böse ist und schlecht,
Die Andern, weil sie stets drauf sehn, was jenen recht [1]).“

Die Königin von Navarra hatte durchaus nichts von dem Schlage gehört, als derselbe vorbereitet wurde, und in dem Augenblick, als sie glaubte, das Evangelium werde jetzt den Sieg davontragen, schien für dasselbe alles aus zu sein. Der Zorn ihres Bruders, der finstere Blick, mit dem er sie vielleicht zum ersten Male ansah, erschütterten diese Frau, die zwar einen starken Geist besaß, aber dabei ein leicht erregbares, ja furchtsames Gemüth; sie vergoß zahllose Thränen und zweifelte durchaus nicht, daß die ganze Sache ein von der Sorbonne und dem Kardinal von Tournon angezetteltes Complott sei. „Monseigneur,“ sagte sie zum Könige, „wir sind keine Sacramentenschwärmer. Diese abscheulichen Plakate sind von Leuten erfunden, die auf uns die Verantwortlichkeit ihres schändlichen Manövers wälzen wollen [2]).“

Sie beschloß alles zu thun, um wenigstens Roussel zu retten; der Gedanke, daß er verbrannt werden sollte, erfüllte sie mit Schrecken. Weshalb hatte sie ihn nicht in Pau zurückgelassen! Als sie die ungewöhnliche Kälte des Königs bemerkte, beauftragte sie den treulosen Montmorency, ihre Bittschrift zu überreichen. „Man schickt sich an,“ schrieb sie ihm, „dem Meister Gérard den Proceß zu machen, ich hoffe, der König wird finden, daß er eines Bessern als des Feuers würdig ist. Er hat nie eine Meinung gehegt, die nach Ketzerei schmeckte. Seit fünf Jahren kenne ich ihn, und hätte ich etwas Zweifelhaftes an ihm entdeckt, so würde ich nimmer so lange ein solches Gift ertragen haben. Ich bitte Euch, für mich in dieser Sache das Wort zu führen [3]).“

Aber Montmorency, weit entfernt Margaretha's Wünsche zu erfüllen, bemühte sich, nicht nur Roussel, sondern auch die Königin selbst in's Verderben zu stürzen, und die Kardinäle Duprat und von Tournon unterstützten ihn in seinen Bestrebungen, dem Könige den Verdacht einzuflößen, daß seine Schwester in der Plakatangelegenheit ihre Hand im Spiele gehabt habe. So nahm die Kälte und Bitterkeit Franz I. gegen Margaretha immer mehr zu, und mit blutendem Herzen verließ sie eilends Paris, wo es sie nicht länger litt.

---

[1]) Le Misanthrope.

[2]) Msc. Bibl. Imp., F. Supplément. Nr. 133.

[3]) Lettres de la reine de Navarre, I, p. 299.

Einige gingen sogar noch weiter als Duprat und Tournon, sie wollten ihre Rache auf den König selbst zurückfallen lassen. Der Tribun der Sorbonne, der leidenschaftliche Beda, der weder sein Exil noch seine Gefangenschaft vergessen konnte, suchte eine Gelegenheit, um sich an dem Könige zu rächen, der ihn seine Ungnade hatte fühlen lassen. Er haßte Franz I. von ganzer Seele; er hatte seine Lust daran, ihm Uebles zuzufügen und suchte eine Ehre darin. Ihm war es nicht genug, die Plakate der Königin von Navarra zuzuschreiben, er wollte Franz selbst beschuldigen. So besteigt er das Katheder und hält eine Rede voll der heftigsten Angriffe gegen den König. „Wenn der König nicht selbst jene Blätter hat anschlagen lassen, so ist er doch wenigstens dafür verantwortlich," sagte er; „die Gnade, die er gegen die Ketzer geübt, sein Bündniß mit dem Könige von England sind an allem Unglück schuld." Allein diesmal hatte sich der Priester geirrt, da er sich für mächtiger hielt als den König. Beda wurde von dem Parlamente wegen Majestätsbeleidigung angeklagt[1]), in's Gefängniß geworfen, dann zur öffentlichen Abbitte vor der Kirche Notre-Dame und zur lebenslänglichen Haft in der St. Michaels-Abtei verurtheilt, wo er auch starb. So endete in der Vergessenheit dieser leidenschaftliche Vorläufer der Ligue.

Die revolutionäre Wuth dieser römischen Kämpen besänftigte Franz I. ein wenig, und da er sah, daß man ihn nicht minder als seine Schwester beschuldigte, so forderte er sie auf, nach Paris zurückzukommen. Die Königin, deren Muth sich eben so leicht wieder beleben, wie niederschlagen ließ, langte voll Hoffnung im Louvre an und zweifelte nicht, daß sie den König für den von ihr so geliebten Mittelweg gewinnen würde. Doch fand sie Franz weniger zugänglich, als sie geglaubt hatte, ja er gab ihr abermals Beweise seiner Verstimmung. Aber das schreckte sie nicht ab. Hatten unkluge, leidenschaftliche Leute die Messe durch ein fanatisches Plakat vernichten wollen, so hoffte sie auf mildere und geschicktere Weise dasselbe Ziel zu erreichen. „Ihr wollt keine Kirche, keine Sakramente mehr," sagte heftig der König zu ihr. Die Königin von Navarra antwortete, sie wolle im Gegentheil beides, und die Gelegenheit benutzend, um ihren Plan zur Ausführung zu bringen, stellte sie ihrem Bruder vor,

---

[1]) »Beda conjectus est in carcerem accusatus criminis laesae majestatis.« (Cop an Bucer, 5. April 1535.)

daß man die ganze Christenheit zu einem Leibe, dessen Haupt der Bischof von Rom sei, vereinigen müsse; zu dem Ende müsse man die Priester dahinbringen, freiwillig gewisse scholastische Lehrsätze, gewisse abergläubische Gebräuche, welche dem Ritus der Kirche ihre ursprüngliche Schönheit raubten, fahren zu lassen. Dann zog sie ein Papier aus der Tasche, welches Lefèvre auf ihre Bitte während ihres Aufenthalts im Süden geschrieben hatte, und überreichte es dem Könige; es war das Glaubensbekenntniß, welches unter dem Namen die Messe mit sieben Punkten bekannt ist. „Der Priester fährt fort, die Messe zu feiern," sagte Margaretha zu ihrem Bruder, „nur wird dies stets eine öffentliche Communion sein; er hebt die Hostie nicht in die Höhe, man betet sie nicht an; Priester und Volk nehmen das Abendmahl unter beiderlei Gestalt; es findet keine Verehrung der Jungfrau und der Heiligen statt; das Abendmahl wird mit gewöhnlichem Brot gefeiert, und wenn der Priester es gebrochen und davon gegessen hat, theilt er das Uebrige unter das Volk aus. Ferner bekommen die Priester die Freiheit sich zu verheirathen[1]). Als Franz I. die sieben Punkte von seiner Schwester vernahm, fragte er sie, was denn noch von der römischen Messe bliebe? Da faßte ihn die Königin bei seiner schwachen Seite, dem Ehrgeiz, und stellte ihm vor, daß er durch dies Compromiß alle Sekten vereinigen und die seit so vielen Jahrhunderten zerstörte katholische Einheit wiederherstellen werde. — War das nicht die größte Ehre, die ein Fürst sich erwerben konnte?

Franz schien zu schwanken, aber er sah noch große Schwierigkeiten vor sich. Da bat ihn die Königin, ihren Kaplan Roussel und die beiden Augustiner Courault und Berthaud kommen zu lassen. „Sie werden Euch beweisen, wie ich nicht zweifle, daß die Sache sich durchführen läßt." Franz war neugierig, sagt ein Geschichtsschreiber, und ging auf ihre Bitte ein. Die drei Evangelischen wurden aus ihrem Gefängniß geholt und in den Louvre gebracht, wo die Königin sie ihrem Bruder vorstellte. Sie war voll Freude; die Plakatangelegenheit, die alles zu verderben drohte, konnte vielleicht noch ein Mittel werden, alles zu retten. Aber sie täuschte sich. Wenn Franz mit ihr sprach, war er leicht nur der gute Bruder; den beiden Mönchen und dem Meister

[1]) France protestante, art. Marguerite. — Freer, Marguerite d'Angoulême, II, p. 142.

Gérard gegenüber war er nur der Gebieter. Diese Männer mißfielen ihm, der Eifer, mit dem sie die Irrthümer und Mißbräuche der Messe darlegten, reizte den König, und er schickte sie eiligst in's Gefängniß zurück. Eifrigere Männer als sie waren schon aus demselben zum Schaffot gegangen.

Elftes Kapitel.

Die Sühne oder Prozessionen und Schaffotte.

(Ende 1534; Anfang 1535.)

Es bedurfte einer Sühne, um Frankreich zu reinigen; feierliche Ceremonieen, Opfer, und Scheiterhaufen, nichts sollte dem Reinigungswerke fehlen.

Als du Bourg, Milon, Poille und ihre Freunde in's Gefängniß geworfen wurden, hatten sie daselbst auf den Tag gewartet, wo man sie vor ihre Richter führen würde. Der arme Gelähmte bewahrte seine Ruhe, die er im Laden seines Vaters gezeigt hatte, ja dieselbe nahm noch zu. Früher, wenn Freunde und Verwandte, die gewohnt waren, ihn aufzurichten, ihn in die Arme nahmen, schrie er vor Schmerzen, die er in seinen Gliedern fühlte. Jetzt aber (im Gefängnisse) duldete er alles ohne Klage und selbst die „rohesten Berührungen schienen ihm leicht.“ Er empfing von Gott außergewöhnliche Kräfte, und so war er ruhig und heiter in der Trübsal. Diese heilige Geduld gab auch seinen Leidensgefährten Frieden in's Herz. Der Chronist sagt: „Es ist kaum zu glauben, welche Tröstungen er ihnen gewährte.“ Alle befanden sich auf einem dunkeln Pfade, der sie einem grausamen Tode entgegenführte, aber der arme Mensch ging ihnen voran und leuchtete ihnen wie eine Fackel, die durch ihren sanften Schein sie erfreute und leitete.

Der Gerichtstag kam, es war der 10. November, 14 Tage nach dem Erscheinen der Plakate. Sieben Gefangene wurden in's Châtelet geführt; sie passirten den alten Hof, in dem sich noch einige Ueberreste der Mauern des Cäsar befanden. Dann erschienen sie vor der Gerichtsversammlung, und der Anwalt des Königs, in Roth gekleidet, forderte eine strenge Bestrafung. Den armen Krüppel konnte man nicht beschuldigen, daß er in der Stadt umhergelaufen sei, um die Plakate

anzuschlagen; gleichviel, er wurde überführt, daß er solche in dem Laden seines Vaters gehabt habe. Es war eine eben so rasche wie grausame Justiz. Alle diese frommen Männer wurden verurtheilt, daß ihre Güter confiscirt werden, daß sie selbst öffentliche Abbitte thun und dann an verschiedenen Orten und Tagen lebendig verbrannt werden sollten. Der Gerichtshof dachte, überall Schrecken zu verbreiten, wenn an vielen Stellen die Strafen vollzogen würden. Das Urtheil wurde vom Parlamente bestätigt [1]).

Am 13. November, drei Tage nach dem Urtheilsspruche trat einer der Gefängnißwärter in den Kerker des Gelähmten, nahm ihn wie ein Kind in seine Arme und trug ihn in einen Karren; dann begab sich der Zug nach dem Grèveplatze. Als Milon vor dem Hause seines Vaters vorüberkam, grüßte er es lächelnd. Man erreichte den Richtplatz, wo der Scheiterhaufen bereit war. „Dämpft die Flammen;" sagte der befehlhabende Officier; „das Urtheil sagt, daß er bei kleinem Feuer verbrannt werden solle." Das war eine grauenhafte Aussicht, aber doch sprach Milon nur Worte des Friedens. Er wußte, daß Glauben und Leiden das Leben des Christen sei; aber er hielt dafür, daß die Gnade des Leidens noch herrlicher sei als die des Glaubens. Die Feinde der Reformation, welche den Scheiterhaufen umringten und die den Märtyrer reden hörten, wurden von Staunen und Ehrfurcht ergriffen. Die Evangelischen aber waren tief bewegt und riefen: „O wie groß ist die Treue dieses Gotteskindes im Leben wie im Tode [2])!"

Am folgenden Tage kam du Bourg an die Reihe, der Kaufmann aus der Straße St. Denis. Weder der Reichthum, dessen er sich während seines Lebens erfreut hatte, noch die Thränen seiner Frau oder die Bitten seiner Freunde hatten ihn retten können. Er besaß einen entschiedenen Charakter; mit kühner Hand hatte er das Plakat angeschlagen, obwohl er wußte, daß diese That ihm das Leben kosten konnte, und mit gleichem Muthe bestieg er den Karren. Vor der Kirche Notre-Dame angekommen, ließ man ihn aussteigen, gab ihm eine Fackel in die Hand und legte ihm einen Strick um den Hals, dann führte man ihn an den Brunnen des Innocents in der Straße St. Denis dicht bei seinem Hause, — man hätte

---

[1]) Journal d'un Bourgeois de Paris, p. 444.

[2]) Crespin, Martyrol., fol. 43.

ihn von seinen eigenen Fenstern aus sehen können, — und dort hieb man ihm die Hand ab. Die Hand, welche die schreckliche Protestation gegen Rom angeschlagen hatte, fiel zu Boden; aber der Mann blieb fest, denn er war der Ueberzeugung, daß, „wenn selbst die, welche unter irdischen Herren kämpfen, in den Tod gehen, ohne den Ausgang zu kennen, die Christen, die des Sieges gewiß sind, mit weit größerem Rechte bis zum Ende im Kampfe ausharren [1]." Du Bourg wurde nach den Hallen geführt und lebendig verbrannt.

Am 18. traf Poille das gleiche Schicksal. Der ehemalige Schüler Briçonnet's zeigte eben so viel Standhaftigkeit, als sein Herr Schwäche bewiesen hatte. Der finstere Zug wandte sich nach dem Faubourg St. Antoine und hielt vor der St. Katharinenkirche; dort hatte man den Scheiterhaufen errichtet zur Erbauung der Gläubigen dieses Quartiers. Poille stieg von dem Karren; in seinen Zügen malte sich Friede und Freude, inmitten der Hellebarden und der ganzen Menge, die ihn umgab, dachte er nur an seinen Heiland und an die ihn erwartende Krone. „Mein Heiland Jesus Christus herrscht im Himmel," sagte er, „und ich bin bereit auf Erden für ihn zu kämpfen bis auf meinen letzten Blutstropfen." Dies Zeugniß der Wahrheit im Augenblick der Hinrichtung reizte die Henker. „Warte," riefen sie, „wir wollen dir das Reden wehren." Sie sprangen auf ihn zu, öffneten ihm den Mund und durchbohrten ihm die Zunge, dann durchstachen sie ihm mit ausgesuchter Grausamkeit auch die Backe und hefteten seine Zunge mit einem eisernen Nagel daran [2]. Bei diesem furchtbaren Schauspiele hörte man Schreckensrufe in der Menge, sie entfuhren den frommen Christen, welche sich eingefunden hatten, um dem armen Maurer durch mitleidige Blicke ihre Theilnahme zu bezeigen. Poille redete nun freilich nicht mehr, aber seine Augen verkündeten noch den Frieden, dessen er sich erfreute. Auch er wurde lebendig verbrannt.

Nun folgten die Hinrichtungen schnell aufeinander, da mehrere andere Urtheilssprüche gefällt waren. Am 19. November wurden ein Buchdrucker, der Luther's Bücher gedruckt, und ein Buchhändler, welcher dieselben verkauft hatte, zusammen nach dem Platze Maubert geführt; diese armen Leute hatten vielleicht nur an eine vortheilhafte Speculation

[1]) Journal d'un Bourgeois de Paris, p. 445.

[2]) Crespin, Martyrol., fol. 113, verso.

gedacht; gleichviel, sie wurden verbrannt. Dieselbe Strafe wurde am 14. December vor Notre-Dame an einem jungen Schreiber vollzogen. Am folgenden Tage starb ein junger Kupferstichmaler, aus Compiègne gebürtig, der in einem Atelier bei der Brücke St. Michael arbeitete. Für ihn hatte man den Scheiterhaufen auf jener Brücke errichtet. Bisweilen begnügte man sich damit, die Angeklagten nackend zu peitschen, ihre Güter zu confisciren und sie zu verbannen [1]).

Der Schrecken war allgemein. Alle, die in irgend einer Weise mit den unglücklichen Schlachtopfern in Verbindung standen oder bisweilen die Versammlungen besucht hatten, waren besorgt und unruhig. In den evangelischen Häusern herrschte große Aufregung; die Flucht schien das einzige Rettungsmittel, und viele trafen Anstalten zur Abreise.

Als wir von den evangelischen Christen in Paris sprachen, haben wir nicht alle genannt. Es gab noch manche, deren Bekenntniß, ohne gerade so öffentlich bekannt zu sein, wie bei Milon, du Bourg und de la Forge, doch eben so aufrichtig gemeint war, und etliche von ihnen zeigten das damals. Unter ihrer Zahl waren einige Adlige. Herr von Roygnac und seine Gattin, Herr von Robertval, Lieutenant des Marschalls de la Marche, Herr de Fleuri en Brière, Frau von Bayard, die Wittwe des Rathes Porte, zogen damals schweren Herzens ihre Straße in die Verbannung [2]). Bis in die Beamtenwelt war die Verwirrung und das Entsetzen gedrungen; mehrere öffentlich Angestellte, Elouin du Lin, Einnehmer des Parlamentes in Rouen, Wilhelm Gay, Einnehmer zu Vernay, verließen ihre Bureaux und flohen, als sie zu wählen hatten zwischen ihren Einnahmen und ihrem Gewissen. Man sah Männer unter den Flüchtlingen, welche man nicht unter den Bekehrten gesucht haben würde. Der Zahlmeister für die kleinen Vergnügungen, Meister Peter Duval war inmitten der Festlichkeiten, die er zu veranstalten hatte, von der göttlichen Gnade ergriffen worden; er nebst seinem Sekretair René, der gleichfalls bekehrt war, beschlossen, die Lockungen der Welt, die mit dem Leben vergehen, preiszugeben und entzogen sich dem furchtbaren Zorn ihres Herrn. Einen andern Duval (Johann) vermuthlich

[1]) Journal d'un Bourgeois de Paris, p. 445, 446.

[2]) Chronique du roi François I., p. 130. Dieses Manuscript, welches 1860 durch M. Guiffrey herausgegeben wurde, berichtet manche neue Fakta.

aus derselben Familie wie jener Peter, Wächter des Pavillons im Bois de Boulogne, wo sich der Hof bei Jagden versammelte, hatte das Wort Gottes unter seinen Hirschen und Falken ergriffen, und desgleichen seinen Koch Wilhelm Deschamps. Auch in das Hôtel der Finanzen war das Evangelium eingedrungen, zwei Schreiber des Schatzes hatten angefangen nach dem himmlischen Schatze zu suchen; sie hießen Claude Berberin und Léon Jamet, aus Sansay in Poitou. Alle diese Männer verschwanden plötzlich; einige verbargen sich in irgend einem Dorfe der Provinz bei Freunden, andere gingen nach Basel oder Straßburg. Jamet, ein Freund des Clemens Marot, der vier jener damals viel gelesenen burlesken Episteln, coq-à-l'âne genannt, an ihn gerichtet hat, ging bis nach Italien und flüchtete an den Hof der Herzogin Renata von Ferrara. Er wurde ihr Sekretair und Clemens Marot, der schon mehrmals vor Gericht gestanden hatte, wegen seines Hasses gegen jeglichen Zwang, nicht wegen seines Glaubens, hegte ebenfalls Befürchtungen und begleitete seinen Freund über die Alpen.

Neben diesen Edelleuten und königlichen Beamten befanden sich auch bescheidenere Männer auf den Landstraßen Frankreichs. Die zur Typographie gehörigen Berufsklassen, Buchdrucker, Buchhändler und Buchbinder lieferten das zahlreichste Contingent zu der Schar der Flüchtlinge. Unter ihren Meistern und Arbeitern hatte die Reformation viele Anhänger gewonnen, und es genügte, ein Werk von Luther gedruckt, gebunden und verkauft zu haben, um lebendig verbrannt zu werden. Meister Simon Dubois, Johann Nicole, der Balafré (nur dieser Beiname ist auf uns gekommen), die alle zu der Druckerei gehörten, waren auf der Flucht. Auch der Buchhändler Andreas Vincard, die Buchbinder, Meister Cholin, Hieronymus Denis und ein Bücher-Revisor, welcher dem Hofe folgte (contrepointeur de livres suivant la cour) mit dem Beinamen Barbe d'Orge, waren verschwunden. Juweliere, Graveure, ein Holzschneider, Johann le Feuvre (vielleicht war er es, der gewisse Zeichnungen, die Christum und den Antichrist darstellten, verfertigte, die mit den Plakaten verbreitet worden waren); ferner ein Faßbinder, ein Schreiner, ein Schuster; ein Maler, Meister Girard Lenet; ein Gastwirth, Johann Pinot, Besitzer des „Schlüssels“ (in Grève), wohlbekannt, weil er häufig Lutheraner beherbergte; die Schwester des lahmen Milon, Frau Simon, die es nicht über sich gewinnen konnte, in der Stadt zu

bleiben, wo ihr Bruder verbrannt war; alle diese Leute entflohen aus Paris [1]).

Die Dauphiné war die Provinz Frankreichs, aus welcher die meisten Evangelischen in Paris herstammten. Meister Thomas Berberin, Pasquales, François, Caspar Charnel und ein junger Mönch, Namens Loys de Laval waren alle aus der Dauphiné; jetzt kehrten sie eilends in ihre malerische Provinz zurück.

Manche andere Flüchtlinge waren Mönche; darunter befanden sich Bruder Gratianus und Bruder Richard, beide Augustiner; Bruder Nicolas Marcel, Cölestiner; der Vorsänger Jehannet, den man den Prädikanten nannte; ein Weltgeistlicher, Meister Johann le Rentif, vom Volk der Hosenprediger genannt; vielleicht führte er diesen Namen, weil er das Ordenskleid abgelegt hatte und in Hosen predigte. Unter dieser Herde von Flüchtlingen war aber auch ein räudiges Schaf; der berühmte Doctor der Theologie Peter Caroli. Die Sorbonne hatte ihm untersagt, seinen Unterricht im Gymnasium zu Cambray fortzusetzen, weil er erklärt hatte: „Nichts hindert mehr die Erkenntniß Gottes, als die Heiligenbilder, und es ist besser einem Armen sechs Blancs zu geben, als einem Priester, um die Messe zu lesen.“ Er ging nach der Schweiz, wo man indessen seine Anwesenheit nicht sehr schätzte. „Auch Caroli wanderte damals aus,“ sagt Theodor von Beza, „der denselben Geist des Ehrgeizes, des Widerspruches und der Hurerei mit sich schleppte; ein Mann, den der Geist Gottes nicht gesandt, sondern der Satan hergeführt hatte, um das Werk des Herrn zu hindern.“

Auch die Gymnasien, in denen das Licht des Evangeliums anfing einige Lehrer und Schüler zu erleuchten, lieferten manche Flüchtlinge. Lehrer, welche die Strenge des Parlamentes gekostet hatten, machten sich auf, sagten ihren Schülern Lebewohl, verließen traurig ihre Studierzimmer und verschwanden. Meister Johann Renault, Rektor eines Gymnasiums in Tournay, Meister Mederic Sévin, Meister Mathurin Cordier, der Freund und Mentor Calvin's, hatten eiligst Paris verlassen, ohne von ihren Collegen Abschied zu nehmen. Alle Classen der Gesellschaft hatten einige Repräsentanten zu jener Schar geliefert, die sich auf allen Wegen aus der Hauptstadt entfernte. Oft widerfuhr diesen edlen Christen auf

[1]) Chronique du roi François I., p. 130—132.

ihrer Flucht die schmachvollste Behandlung; manche hatten Mitleid mit ihnen, andere aber schmähten sie. Zuweilen sahen sie sich genöthigt, sich in Ställen und Gehölzen zu verbergen; von Armuth und Hunger verzehrt, hüllten sie sich in unscheinbare, dürftige Kleidung, um ihren Feinden besser zu entgehen; aber ihr Glaubensfriede tröstete sie; sie hatten Christum nicht verleugnen wollen; sie hatten es vorgezogen, wie Calvin sagt, dem Leben dieser Welt zu entsagen, um ewig im Himmel zu leben und die Hoffnung auf eine herrliche Auferstehung ließ sie nicht unterliegen [1]).

Margaretha vergoß insgeheim viele Thränen, und ihr stummer Schmerz hatte eine beredte Sprache für Franz I. Bald wagte sie Fürbitte einzulegen für ihre Freunde Roussel, Courault und Berthaud. Der König war noch immer aufgebracht gegen dieselben, aber die Liebe zu seiner Schwester trug den Sieg davon. Er befahl, daß die drei Gelehrten aus dem Gefängnisse in ein Kloster gebracht werden sollten; die Zelle folgte auf den Kerker, und das war eine kleine Verbesserung. Jeder erhielt einen strengen Verweis. Roussel erklärte, daß er nicht mit der Kirche brechen wolle, und zog sich in seine Abtei Clairac zurück [2]). Der schwache Berthaud, den die Hinrichtungen erschreckt hatten, nahm ohne Bedenken das Mönchsgewand wieder und starb im Kloster; aber der alte, unerschrockene Courault blieb fest. Umsonst schickte ihn der König ins Kloster zurück, umsonst steckte man ihn in die Kutte und gab ihm einen Rosenkranz in die Hand, er schwieg; aber bei der ersten Gelegenheit einige Tage nachdem man ihn ins Kloster gebracht, entwich er und schlug fast blindlings den Weg ein, den Farel und Calvin genommen hatten; so langte er in Basel an.

Dieser für den Fürsten, der ihn bewilligte, fast schimpfliche Gnadenakt, war indessen der einzige und höchste Beweis von der Barmherzigkeit Franz I. Nachdem er seiner Schwester nachgegeben hatte, folgte er nun den Höflingen, Kardinälen, der Sorbonne und dem Parlament. Die Nachsicht des Königs gegen die drei Gelehrten beschleunigte nur die schreck-

---

[1]) Die Liste derer, welche durch die Herren vom Gericht als solche bezeichnet wurden, die aus Paris geflüchtet waren, giebt schon der Pariser Bürger in seinem Journal p. 446; sie findet sich vollständiger in der Chronique de François I., p. 130—132.

[2]) »Gerardus Rufus .... decreto regio absolutus.« (Cop an Bucer, Straßburger Manuscript.)

lichen Verfolgungen, welche jetzt in Frankreich ihren Anfang nehmen sollten. Das unwissende, abergläubische Volk, besonders in Paris, begriff nicht, daß es eine andere Religion geben könne, als die, in welcher man es unterrichtet hatte, war aber dennoch erstaunt, erschüttert und beunruhigt bei dem Anblick der großen Zahl von Männern und Frauen, welche für das Evangelium gewonnen waren; ja die Freudigkeit der Märtyrer rührte es. Erschrocken über die Aufregung, welche sich allmählich in allen Quartieren der Hauptstadt verbreitete, wollten die Führer der ultramontanen Partei den Glauben der Masse befestigen und bestürmten den König mit Bitten. Sie erinnerten ihn an die Schrift gegen die Messe, sie forderten strengere Strafen, glänzendere Genugthuung; sie stellten ihm vor, „die Bewohner von Paris seien sehr irre geworden durch die Menge derer, welche vom Glauben abgefallen [1]).“ Sie meinten die Fluthen der lutherischen Lehre aus Deutschland gewaltig herandringen zu sehen, sie fürchteten, bald würden sie Frankreich überschwemmen. — Um jeden Preis mußte ein Damm aufgeworfen werden, um sie aufzuhalten. „Sire,“ sagten sie, „erhaltet Euren Nachfolgern getreulich den ruhmvollen Titel eines ältesten Sohnes der Kirche, den Ihr von Euren Vätern überkommen habt. . . . Ihr wißt, wie sehr der französische Geist nach allem Neuen begierig ist, und wohin das uns führen kann. . . . Gebt einen öffentlichen Beweis Eurer Ergebenheit für den Glauben.“ Franz hatte das bei Nacht an seine Zimmerthür angeheftete Plakat nicht vergessen, und jene evangelische Schrift schien ihm ein Akt, der die Ehre seiner Majestät antastete. Also abermals einige Scheiterhaufen. . . . Aber ein ungewöhnlicher Pomp sollte damit verbunden werden. Durch ein Gesetz und eine Verordnung des Königs wurde befohlen, von dem Allerhöchsten die Vernichtung der Ketzerei zu erflehen, und zu diesem Ende sollte eine feierliche Prozession und ein Sühnopfer stattfinden. . . . Franz behielt sich vor, es durch barbarische Handlungen zu krönen.

Ganz Paris gerieth in Bewegung, man schmückte die Straßen mit Teppichen, man erbaute Ruhealtäre, legte in den Palästen die prächtigsten Anzüge zurecht und zählte die Schlachtopfer in den Kerkern.

---

[1]) Chronique du roi François I., p. 113.

[2]) »Quam avido novitatis ingenio essent Galli.« (Florimond Rémond, Hist. de l'Hérésie, II, p. 229.)

Mehrere Gründe bestimmten Franz zur Veranstaltung eines großen Schauspiels, das blutige Intermezzo's begleiten sollten; selbst die Politik kam dabei ins Spiel. Er wollte die bösen Zungen zum Schweigen bringen, die über sein herzliches Einverständniß mit Heinrich VIII. und über die Freundlichkeit, mit der er den Gesandten des Großsultans aufnahm, lästerten; er wollte die Segnungen des Himmels auf seine Waffen herabziehen; er wollte zeigen, daß, wenn er die edlen Wissenschaften beschützte, er dagegen die fanatischen Schriften verachtete, und die zu gleicher Zeit mit den Plakaten verbreiteten Schmähschriften verabscheute. Dahin gehörten die *sieben Sturmangriffe*, die Schrift gegen die *päpstlichen Krämerseelen* und viele andere. Der Zorn aber über den strafwürdigen Anschlag an seine eigene Thür verlangte besonders und ohne Aufschub fürchterliche Rache.

Der 21. Januar brach an; ein unheilvoller Tag. Seit dem frühen Morgen wogte eine ansehnliche Volksmasse, theils aus der Stadt, theils aus der Umgegend in Paris umher; selbst die Dächer der Häuser waren mit großen und kleinen Menschen bedeckt. Diese neugierige, aufgeregte Menge steigerte noch die allgemeine Bewegung; viele Pariser Bürger hatten nie etwas Aehnliches gesehen. Man sagte, es sei nicht das kleinste aus den Mauern vorspringende Fleckchen Holz oder Stein, welches einen Menschen tragen konnte, leer geblieben, und die Straßen schienen mit Menschenköpfen gepflastert zu sein. Die zahllose Menge bewunderte die Teppiche, mit denen die Häuser behangen waren, die Ruhealtäre, die Gemälde voll der prächtigsten Mysterien. Besonders blieb das Volk stehen vor einer Darstellung der heiligen Hostie, vor der des Juden (wahrscheinlich des ewigen Juden), und „vor andern von *viel großer Merkwürdigkeit*." Vor der Thür jedes Hauses befand sich eine brennende Wachsfackel, um dem heiligen Sakrament und den heiligen Reliquien Ehrfurcht zu bezeigen[1]).

Um 6 Uhr Morgens begann die Prozession. Zuerst erschienen alle Kreuze und Banner der Kirchspiele von Paris, dann paarweise die Bürger mit Fackeln in den Händen, die vier Bettelorden, dann die Priester und Stiftsherren der Stadt. Nie hatte man so viele Reliquien gesehen. Nicht nur lebende Menschen bewegten sich damals auf den

---

[1]) Chronique du roi François I., p. 114.

Straßen der Hauptstadt zu Ehren der Messe, auch St. Philipp, St. Marcel, St. Germain, St. Méry, St. Honoré, St. Landry, die heilige Opportuna, St. Martin, St. Magloire, und viele andere zogen, ganz oder zum Theil aus ihren Gräbern hervorgeholt, vor dem Volke vorüber. Das Volk aber betrachtete diese alten Reliquien mit glückseliger Bewunderung. „Seht den Leib des Heiligen! — seht seine Schuhe, seine Beinkleider!"

So sprachen die Bigotten; aber welchen Eindruck machte solcher Aberglaube auf die aufgeklärten Männer? Was hätte wohl besonders Calvin dazu gesagt, dieser große Freund der Anbetung des einigen Gottes im Geist und in der Wahrheit? Seit etlichen Monaten hatte er Paris verlassen, aber hätte er sich noch bei de la Forge oder in einem andern Hause befunden, an welchem die Prozession vorüberzog, welche Gedanken hätten ihn bewegt? Wir erfahren es aus einer seiner Schriften, in welcher er sich mit den damals vor dem Pariser Volk ausgestellten Reliquien beschäftigt, und hier ist der rechte Augenblick, um mitzutheilen, was er von diesen vorgeblichen Ueberresten der Heiligen hielt. Die Ironie ist eine Waffe, die man sehr selten gebrauchen darf, wenn es sich um religiöse Dinge handelt: indessen finden wir sie mehr als einmal in der Bibel, z. B. wenn Elias zu den Baalspriestern spricht[1]). So durfte Calvin sie wohl gebrauchen. Aber Scherz lag nicht in seinem Charakter, und unter seiner Ironie verbarg sich ein tiefer Ernst.

In langer Reihe folgten in den Straßen der Hauptstadt die Körper der Heiligen auf einander, und mit jedem Augenblick stieg die Bewunderung der Pariser Bürger, bei dem Vorüberziehen einer jeden Reliquie glaubten sie einen Gegenstand zu erblicken, der einzig in der Welt existirte. „Ach," sagte Calvin später, „so groß ist das Wunder nicht. Wir haben nicht nur einen Leib von einem jeden dieser Heiligen, wir haben deren mehrere. Es gibt einen Leib des heiligen Matthias in Rom, einen in Padua, einen dritten in Trier; ein Leib des heiligen Lazarus ist in Marseille, ein anderer in Autun, ein dritter in Avallon[2]).

Bald erschienen die Stiftsherren der heiligen Kapelle in ihren Chorröcken; keine Kirche der Christenheit besaß solche Schätze. „Da ist

[1]) 1 Kön. XVIII, 27.

[2]) Calvin, Opusc. franç., p. 750, 751.

die Milch der Jungfrau!" — „Wahrlich," sagt Calvin, „es gibt kein noch so kleines Städtchen, kein noch so elendes Kloster, wo man uns nicht diese Milch zeigt, sicherlich, wenn die heilige Jungfrau ihr ganzes Leben hindurch Amme gewesen wäre, hätte sie nur mit Mühe einen solchen Ueberfluß besitzen können[1])."

„Hier ist das Purpurkleid des Herrn," sagte das Volk; „hier das Leinentuch, mit dem er sich beim Abendmahl umgürtete, und hier seine Windeln! — „Man thäte besser," sagt Calvin, „Jesum Christum in seinem Worte und seinen Sakramenten und geistigen Gnadenmitteln zu suchen, als in seinem Rock, seinem Hemd und seinen Windeln[2])."

„Da ist die Dornenkrone!" hieß es bald darauf. Die durch diesen heiligen Gegenstand hervorgebrachte Sensation war um so größer und die Anstrengungen des Volkes möglichst nahe zu kommen um so lebhafter, als man diese Reliquie noch nie bei Prozessionen gesehen hatte. — „Das ist keine Seltenheit," sagt Calvin, „es giebt zwei solche Kronen in Rom, eine in Vincennes, eine in Bourges, eine in Besançon, eine in Albi, eine in Toulouse, eine in Maçon, eine in Cléry, eine in St. Flour, eine in St. Maximin, eine in Noyon, eine in Salvador in Spanien, eine in St. Jago in Galicien, und noch viele andre an andern Orten. Wahrlich, um alle diese Kronen zu flechten und alle diese Dornen zu sammeln, muß man eine ganze Hecke abgeschlagen haben[3])."

„Hier ist das wahre Kreuz!" Abermals Aufregung und Geschrei. Pariser und Fremde drängen sich gegenseitig. — „Das ist nicht das einzige," sagt der Reformator, „es giebt keine noch so kleine Stadt, kein noch so ärmliches Kirchlein, das nicht Stücke davon zeigte, und wenn man alle sammeln wollte, so gäbe es eine Ladung für ein großes Schiff, und 300 Männer könnten sie nicht tragen[4])."

Dann erschien ein goldenes Reliquienkästchen, welches die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog; es waren die Reliquien der heiligen Genovefa, der Schutzheiligen von Paris; nur wenn Frankreich in großer Gefahr schwebte, nahm man sie hervor, es war der letzte Rettungsanker im Sturm. Die Fleischer von Paris hatten sich erboten, dies kostbare

---

[1]) Calvin, Opusc. franç., p. 743.
[2]) *Ibid.*, p. 727, 736.
[3]) *Ibid.*, p. 736, 742.
[4]) *Ibid.*, p. 734,

Amulet zu tragen und sich durch mehrtägiges Fasten dazu vorbereitet; barfuß und nur mit einem langen Hemde bekleidet, schritten sie einher. Um diese etwas wild aussehende Gruppe herrschte beständige Bewegung. „Seht da!“ rief man, „die heilige Jungfrau von Nanterre! Sie hat unsre Väter vor der Wuth Attila's gerettet; möge sie uns auch vor Luther schützen!“ Man stürzte sich auf diese Reliquien, einer wollte sie mit seiner Mütze, ein andrer mit seinem Tuche, ein dritter mit seinen Fingerspitzen berühren, ja einige, die noch kühner waren, suchten sie zu küssen. „Küsset den Sohn, daß er nicht zürne und ihr umkommet auf dem Wege, denn sein Zorn wird bald entbrennen[1])!“

Als die Reliquien vorüber waren, kam eine große Anzahl Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte in vollem Ornat. Unter einem prächtigen Thronhimmel, dessen vier Stützen von den drei Söhnen des Königs und dem Herzog von Vendôme, dem ersten Prinzen von Geblüt, gehalten wurden, trug der Bischof von Paris die Hostie, welche angebetet wurde, als ob es der Herr selbst gewesen wäre.

Dann erschien endlich Franz I. ohne allen Prunk, zu Fuß, mit unbedecktem Haupte, eine brennende Fackel in der Hand[2]), wie ein Büßender, der die Versündigungen seines Volkes zu sühnen hat. Bei jedem Ruhealtar übergab er dem Kardinal von Lothringen seine Fackel, faltete die Hände und kniete nieder, sich demüthigend, nicht seines wiederholten Ehebruchs, seiner Lügen, und seiner falschen Eide wegen, (daran dachte er nicht) sondern wegen der Frechheit derer, welche die Messe verwarfen. Ihm folgte die Königin, die Prinzen und Prinzessinnen, die fremden Gesandten, der ganze Hof, der Kanzler von Frankreich, der Rath, das Parlament in Scharlachgewändern, die Universität, andere Corporationen und seine Leibwache. Alle gingen paarweise und gaben alle „möglichen Beweise außerordentlicher Frömmigkeit.“ In tiefem Schweigen trug jeder seine brennende Fackel, und nur geistliche Gesänge und Trauerweisen unterbrachen von Zeit zu Zeit die Stille dieser düstern, langsamen Prozession.

So durchzog dieselbe verschiedene Quartiere der Hauptstadt, von einer zahllosen Volksmenge begleitet, und die Bewohner jeder Straße standen vor ihren Häusern und warfen sich auf die Kniee in dem Augen-

---

[1]) Psalm II, 12.

[2]) Garnier, Hist. de France, XXIV, p. 556.

blick, wenn die Hostie vorüberkam. Das Gewühl war so groß, daß die Abtheilungen der Bogenschützen, mit den weißen Stäben in der Hand, welche in allen Straßen aufgestellt waren, dem Zuge kaum Platz zu machen vermochten[1]).

Endlich erreichte die Prozession die Kirche Notre-Dame; dort wurde das Sakrament auf den Altar niedergesetzt, die Messe von dem Bischof von Paris gesungen, und man erwies der Hostie alle erdenklichen Ehrenbezeugungen, um den Schimpf wieder gut zu machen, der ihr durch die Plakate zugefügt war. Von Notre-Dame begaben sich der König und die Prinzen in den bischöflichen Palast.

Es giebt in der Geschichte Unglückstage. Darunter ist besonders einer, dessen bloße Erwähnung die Seele mit Trauer und Schmerz erfüllt; ein unheilvoller Tag, welcher in Frankreich die Zeit der Verfolgungen und der Märtyrer feierlich einweihen sollte. Am 21. Januar 1535 überlieferte ein König von Frankreich, umgeben von seinem ganzen Hofe, seinen Ministern, seinem Parlamente und seiner Geistlichkeit, mit großem Pompe die demüthigen Jünger des Evangeliums dem Tode. Was die Valois anfingen, setzten die Bourbonen fort, und der berühmteste unter ihnen brachte in großartigem Maßstabe das System der Galeeren und der Scheiterhaufen in Anwendung. Ach, es giebt Daten, die in auffallender, schrecklicher Weise zusammenfallen. 258 Jahre später brach ein zweiter 21. Januar herein. Der einfältigste, sanfteste und edelste der Bourbonen bestieg von irregeleiteten Menschen zur Todesstrafe verurtheilt, das Schaffot, welches ebenfalls auf einem Platze in Paris errichtet war; dort empfing er den Todesstreich am 21. Januar 1793. Wir maßen uns nicht an, die Geschichte zu erklären; wir sagen nicht, daß der unschuldige Ludwig XVI. die Strafe erlitt für das Verbrechen seiner Vorgänger und daß Gott der von Franz I. angeordneten Sühne eine andere folgen ließ, aber das Zusammenfallen dieser beiden Daten hat uns tief bewegt, und so konnten wir nicht umhin, inne zu halten, um sie mit heiligem Schauder zu betrachten.

---

[1]) »Innumera denique plebis mutitudine.« (Florimond Rémond, Hist. de l'Hérésie, II, p. 229.) — S. auch Journal d'un Bourgeois de Paris.) — Fontaine, Hist. catholique. — Maimbourg, Histoire du Calvinisme und Chronique de François I.

Zwölftes Kapitel.

Beredsamkeit und Wippgalgen Franz I.

(21. Januar 1535.)

Noch war nicht alles zu Ende. Die Komödie (dafür hielten es manche) hatte stattgefunden, nun sollte ein rednerischer Vortrag kommen, und dann die Tragödie. Um die Reformation zu ersticken, bedurfte es mehr als der Reliquien, der Gesänge und Heiligenbilder; man wollte Blut vergießen. Aber vorher sollte eine Thronrede gehalten werden. Wir erheben keinen Zweifel gegen die Aufrichtigkeit des Königs bei seinen oratorischen Aufwallungen. Ohne Zweifel beeinflußten ihn freilich die ihm persönlich zugefügte Beleidigung und die seinen politischen Plänen durch die Plakate in den Weg gelegten Hindernisse mehr, als die Sache des Katholicismus, aber das alles wirkte in seinem Geiste zusammen, und er zeigte sich beredt. Die Gesandten [1]), der Hof, das Parlament, der Bischof von Paris in Begleitung der hervorragendsten seiner Geistlichen, der Rektor der Universität mit seinen berühmtesten Gelehrten, der Vorsteher der Kaufmannschaft, die Schöffen und eine große Anzahl der vorzüglichsten Beamten und Kaufleute der Stadt hatten den Befehl erhalten, sich am Nachmittage in dem großen Saale des bischöflichen Palastes zu versammeln. Man erwartete eine Rede des Königs, was damals etwas Seltenes war, und um so größer war die Ungeduld. Bald erschien Franz I. mit ernster, trauriger, ja finsterer Miene. Seine Kinder, die andern Prinzen von Geblüt, die Kardinäle und die Großwürdenträger des Staates umgaben den Thron, auf welchem der König von der ganzen Versammlung gesehen und gehört werden konnte. Er stieg die Stufen hinan und sprach [2]): „Ihr Herren, es darf Euch nicht Wunder nehmen, daß Ihr auf meinem Antlitz nicht den gewöhnlichen Ausdruck und jene Freude

[1]) Die Chronique de François I. (p. 121) nennt unter den Gesandten, die zugegen waren, die Gesandten des Kaisers, des Königs von England, von Venedig und von anderen Fürsten, Herrschaften, Städten, Marquis, Grafen, Barone aus Deutschland, Italien und anderen Ländern.

[2]) Diese Rede, von der Theodor Beza und Mézeray in ihren Geschichtswerken sprechen, findet sich in der Chronique de François I., herausgegeben von Guiffrey im Jahre 1860 und die Protokolle des Hôtel de Ville stimmen vollkommen mit der Chronik überein.

wahrnehmt, die mich stets beseelt, wenn ich Euch gegenübertrete. Wundert Euch nicht, wenn meiner Rede die Künste der Beredsamkeit fern bleiben. Nicht von mir selbst will ich zu Euch reden, heute handelt es sich um den Frevel gegen den König der Könige. So geziemt es mir denn, einen andern Ton und andere Worte, ein anderes Gesicht, andere Haltung anzunehmen, denn ich spreche nicht zu Euch, wie ein König und Herr zu seinen Unterthanen und Dienern, sondern selbst als Unterthan und Diener, und wende mich an die, welche wie ich Knechte sind eines gemeinsamen Königs, des Herrn aller Herren, der da ist der allmächtige Gott. Welcher Preis, welche Ehrfurcht, welcher Gehorsam gebührt nicht diesem großen Könige? Wie viel Dank ist ihm vor allen andern dies Reich schuldig, da er es seit 13 oder 14 Jahrhunderten in Ruhe und Frieden mit seinen Freunden erhalten, ihm Sieg über seine Feinde verliehen hat. Wenn er es bisweilen wegen Vergehen gegen seine göttliche Liebe hat heimsuchen wollen durch Strafen in weltlichen Dingen, hat er es mit solcher Nachsicht gethan, daß die Züchtigung nie härter war, als die eines gütigen und liebreichen Vaters für die Fehler eines demüthigen, gehorsamen Sohnes. Aber in Hinsicht auf die geistlichen Dinge, die den heiligen katholischen Glauben angehen, hat Gott Frankreich nie so sehr verlassen, daß es auch nur eine Handbreit von demselben hätte abweichen können; er hat Frankreich solche Gnade widerfahren lassen, daß ihm nach allgemeinem Urtheil der Vorzug zugestanden wird, die einzige Macht zu sein, die nie eine Schlange an ihrem Busen genährt hat und die vor allen andern den Namen der allerchristlichsten führt.... Um so mehr müssen wir Kummer und Bedauern fühlen, daß sich in der gegenwärtigen Zeit unter uns so böse und gottlose Leute gefunden haben, welche diesen schönen Namen zu schänden trachten, verdammungswürdige Meinungen verbreiten und nicht nur die Dinge angegriffen haben, die nach dem Willen dieses großen Königs verehrt werden, sondern die in ihren bösen Wegen so weit gehen, daß andere nichts Schlimmeres ersinnen können, und in vollem Sturmlauf ihn selbst und sein heiliges Sakrament des Altars stürzen wollen. Leute geringen Standes und von noch geringerer Gelehrsamkeit, schändliche Gotteslästerer haben in Bezug auf das Sakrament des Altars sich Ausdrücke erlaubt, die jede andere Nation von sich gewiesen und verworfen hat, so daß unsere Nation und selbst diese gute Stadt Paris, die seit den Zeiten, wo man

die Studien aus Athen hierher verpflanzte, stets im Glanze heiliger und reiner Wissenschaften prangte, an jenen Irrlehren ein Aergerniß nehmen und ihr Licht verdunkelt sehen könnte .... Deshalb haben wir befohlen, daß strenge Strafe an den Delinquenten vollzogen werde andern zum Exempel, damit nicht noch mehrere in den verdammungswürdigen Irrglauben verfallen. Und wir bitten alle Verirrten auf den Weg des heiligen katholischen Glaubens zurückzukehren, auf welchem ich, ihr König, und die geistlichen und weltlichen Fürsten beharren wollen .... O Frevel, o Gotteslästerung! O Tag des Schmerzes und der Schande, weshalb mußtest du über uns hereinbrechen!"

Kaum einer war in der ganzen Versammlung, sagt die Chronik, dem der König nicht Thränen entlockte. Nach einem kurzen Schweigen, welches durch Weinen und Schluchzen der Menge unterbrochen wurde, fuhr der König fort: „Es gereicht mir wenigstens zum Troste, daß Ihr meinen Schmerz theilt. Es wäre ja eine Schande für uns, wenn wir jene bösen Geister nicht vernichteten! Zu dem Ende habe ich Euch zusammenberufen, und habe Euch bitten wollen, aus Euren Herzen alle Gedanken zu verbannen, die Euch verleiten können und Eure Kinder und Dienstboten im christlichen Gehorsam des katholischen Glaubens zu unterrichten; und wenn Ihr irgend jemand kennt, der durch diese verderbte Sekte verführt ist, sei es ein Verwandter, Bruder, Vetter oder Bekannter, so gebt ihn an. Wenn Ihr seine Uebelthaten verschweigt, so werdet auch Ihr Anhänger dieser verwerflichen Partei." Die Versammlung gab lebhafte Zeichen der Zustimmung, und der König bemerkte ihre Ergebenheit, ihren redlichen Eifer und ihre Willigkeit, die auf allen Gesichtern zu lesen war. „Ich sage Gott von Herzen Dank," begann er abermals, „daß die größten, gelehrtesten, und ohne Zweifel die meisten meiner Unterthanen, besonders in dieser guten Stadt Paris, voll Eifer sind für die katholische Religion." Da, sagt die Chronik, konnte man sehen, wie der Ausdruck der Gesichter bei den Anwesenden wechselte, und nur Freude sich in denselben malte; Freudenrufe übertönten die Seufzer, Seufzer erstickten jene. „Ich thue Euch hiermit kund," fuhr der König fort, „daß es mein Wille ist, die besagten Irrthümer zu vernichten und aus meinem Reiche zu verbannen, und daß ich keinen entschuldigen werde." Dann rief er mit heftigem Zorne aus, sagt ein Geschichtsschreiber: „So wahr ich Euer König bin, Ihr Herren, wüßte

ich eines meiner eigenen Glieder von dieser abscheulichen Fäulniß befleckt und angesteckt, ich ließe es mir von Euch abhauen! .... Noch mehr, sähe ich eines meiner Kinder damit behaftet, ich würde sein nicht schonen .... Ich würde es selbst ausliefern und Gott zum Opfer bringen [1]. ....“

Bei diesen Worten hielt der König inne; er war bewegt, er weinte, und bei dem Anblick dieses neuen Abraham zerflossen auch die gerührten Anwesenden in Thränen. Nach einer Pause, welche diese bewegliche Scene erforderte, näherten sich der Bischof von Paris, du Bellay, und der Vorsteher der Kaufmannschaft, Johann Tronson, Herr von Coudray-sur-Seine, beugten das Knie vor dem Könige, dankten ihm für seinen Eifer, der eine im Namen der Geistlichkeit, der andere im Namen der Bürger, und schwuren der Ketzerei den Krieg. Dann riefen alle Anwesenden mit von Schluchzen unterbrochener Stimme: „Wir wollen leben und sterben für den katholischen Glauben!“ Der Verfasser der Chronik Franz I., der ohne Zweifel in dieser Versammlung anwesend war, legt ein besonderes Gewicht auf die durch die Rede des Königs hervorgebrachte Bewegung. „Es zeigt sich hier deutlich,“ sagt er, „daß das Wort eines beredten und mächtigen Mannes die Herzen nach seinem Willen lenkt; denn in der Versammlung war kein einziger Einheimischer oder Fremder, dessen Haltung und Gesichtsausdruck nicht mehrfach wechselte nach den verschiedenen Affekten, welche die Worte ausdrückten [3].“

Aber noch andere Gefühle sollten erregt werden, nämlich Angst und Schrecken. Nachdem der König seine Beredsamkeit entfaltet hatte, wollte er auch seine Grausamkeit zeigen. „Franz, der immer extrem war [4],“ sagt ein strengkatholischer Schriftsteller, „verschmähte es nicht, sich durch den Anblick eines Schauspiels der Barbarei und des Schreckens zu entwürdigen.“ Auf dem Wege von Sainte-Geneviève zum Louvre waren zwei Schaffotte errichtet, eines am Kreuze du Tirouer, in der Straße Saint-Honoré, das andere in den Hallen. Einige der ausgezeichnetsten Männer, die Frankreich aufzuweisen hatte, sollten nach schrecklichen Martern verbrannt werden. Altäre, Gerüste und Inschriften waren auf den

---

[1]) Chronique du roi François I., p. 125.
[2]) »Haec fatus, allacrymari coepit.«
[3]) Chronique de François I., p. 126.
[4]) Garnier, Hist. de France, XXIV, p. 540.

Brücken und auf den Straßen angebracht worden. Auf der Brücke Notre-Dame hatte man um einen Brunnen auf dem sich ein großes Crucifix befand, diese Worte geschrieben:

Ipsi peribunt, tu autem permanebis. (Ps. CII.)
Inimicos ejus induam confusione. (Ps. CXXXI.)
Videbunt in quem transfixcerunt. (Joh. XIX.)[1]

Weiterhin befand sich ein Altar mit einer Anrufung der Maria und aller Heiligen, damit sie Hülfe, Kraft und Stärke verleihen möchten wider alle Feinde des heiligen Abendmahls. Noch an einem andern Orte sah man vier französische Strophen, von denen jede mit dem Verse endigte:

Vor allen Landen blühet Frankreichs Macht.

Nachdem der König, seine Familie und das ganze Gefolge sich wieder in Bewegung gesetzt hatte, machte man zuerst Halt vor dem Kreuze du Tirouer. Nun ließ der grausame Richter Morin drei evangelische Christen vortreten, die zum Feuertode bestimmt waren, „um den Zorn Gottes zu besänftigen.“ Es waren der treffliche Valeton, der Steuereinnehmer aus Nantes, Meister Nicole, Gerichtsschreiber des Châtelet und ein Dritter[2]). Das Volk war erhitzt durch die Prozession, durch die Ausrufungen, die von allen Seiten selbst vom Throne her wider die Verächter der Heiligen erschallten; ja die Menge war so außer sich, als nun die Märtyrer erschienen, daß man sich auf sie stürzte und sie den Händen der Henker entreißen wollte, um sie zu erwürgen. Aber die Polizeisoldaten stießen die Wüthenden zurück, denn die Jünger des Evangeliums waren einem viel schrecklicheren Tode aufbehalten.

Der Erste, welcher vortrat, war jener muthige Mann, jener achtbare Christ, der immer mit rechtschaffenen Leuten Umgang gepflogen hatte, Nicolaus Valeton. Der König war darüber aufgebracht gewesen, daß er schnell seine Bücher an einen verborgenen Ort hatte werfen lassen, und er hatte deshalb befohlen, daß sie mit ihm verbrannt werden sollten. Valeton langte bei dem Scheiterhaufen an. Mit einer gewissen Raffinirtheit hatte man aus seinem eigenen Hause das Holz

---

[1]) „Sie werden vergehen, aber du bleibst. — Seine Feinde will ich mit Schanden kleiden. — Sie werden sehen, in welchen sie gestochen haben.“

[2]) Journal d'un Bourgeois de Paris, p. 447.

herbeigeschafft, um ihn zu verbrennen, aber diese Ironie machte auf ihn keinen Eindruck. Ein anderer Gegenstand zog seine Aufmerksamkeit auf sich; dies war eine Art Galgen, bestehend aus zwei Holzpfählen, von denen der eine fest in die Erde gerammt war, der andere aber wie eine Schaukel quer darüber lag und sich nach Belieben durch ein Seil, welches an einem der äußersten Enden befestigt war, in die Höhe ziehen ließ. Ruhig betrachtete der Steuereinnehmer dies Marterinstrument, an welches man ihn anbinden wollte, um ihn in die Luft fliegen zu lassen. Diese frommen Christen einfach zu verbrennen, hatte man zu gewöhnlich gefunden; die Anwendung des Wippgalgens sollte dem Volke mehr Abwechslung und Belustigung bei dem Schauspiel gewähren. Da die Priester wußten, daß Valeton ein Mann von Einfluß und überdies noch einigermaßen Neuling in der Ketzerei war, so wünschten sie ihn zu gewinnen; sie traten zu ihm heran und sagten: „Wir haben die allgemeine Kirche für uns, außer ihr ist kein Heil, kehre zu ihr zurück, Dein Glaube stürzt dich in's Verderben!“ Aber der treue Christ antwortete: „Ich glaube nur, was die Propheten und Apostel ehemals gepredigt, und was die ganze Gemeinschaft der Heiligen geglaubt hat.“ Umsonst erneuerte man den Versuch. Valeton sprach: „Mein Glaube setzt seine Zuversicht auf Gott und wird aller Gewalt der Hölle widerstehen.“ Die Wohlgesinnten unter der Menge bewunderten seine Festigkeit[1]) und der Gedanke, daß er eine trostlose Gattin hinterließ, rührte alle Herzen.

Die Hinrichtung begann. Der Henker band die Hände des Delinquenten und befestigte sie an das eine Ende der Wippe, dann wurde er in die Luft geschnellt, so daß die Arme das ganze Gewicht des Körpers trugen. Nun zündete man den Scheiterhaufen an, über welchem er hing, und schritt zu dem grausamen Spiel. Mit gräßlicher Rohheit ließen die Henker den unglücklichen Valeton in die Flammen fallen, dann zogen sie die Wippe wieder in die Höhe und schnellten den Märtyrer so in die Luft, um ihn von neuem in die Flammen zu stürzen[2]). „Macht, daß die Schlachtopfer den Tod fühlen,“ hatte ein grausamer

---

[1]) Crespin. Martyrol., fol. 113, verso.

[2]) »Ad machinam alligati et in altum sublati, deinde in ignem e sublimi dimissi, et rursum ad ducti.« (Sleidanus, fol. 136.)

heidnischer Kaiser gesagt, diesen Befehl führte ein König von Frankreich aus und freute sich mit seinem ganzen Hofe daran, etwa wie die Wilden, wenn sie ihre Gefangenen verbrennen. Nachdem dies schauderhafte Spiel einige Male den König, die Priester, die Edelleute und das Volk ergötzt und das Feuer den Märtyrer von der Fußsohle bis zu dem Stricke, der seine Hände fesselte, ergriffen hatte, gerieth auch der Knoten in Brand, und der würdige Bekenner Jesu Christi fiel in die Glut, die seinen Körper alsbald in Asche verwandelte. Diese unmenschliche Strafe wurde dann auf Befehl des allerchristlichsten Königs noch an zwei andern Märtyrern vollzogen. Wenn die Tortur lange genug gedauert und das Feuer den Strick nicht verzehrt hatte, durchschnitt der Henker denselben, damit das Opfer endlich in die Flammen fiele[1]).

Allein Franz I. und seine Höflinge waren noch nicht befriedigt. Nach den Hallen, nach den Hallen! rief man, und eine Menge Neugieriger eilte schleunigst nach dieser Richtung, da sie wußten, daß die Henker dort eine zweite Unterhaltung ähnlicher Art bereit hielten. Kaum war der König mit seinem Gefolge daselbst angekommen, so ließ man wiederum die schreckliche Wippe ihr Spiel beginnen. Ein in dem ganzen Quartier wohlbekannter und sehr geachteter Mann, ein reicher Fruchthändler der Hallen und nach ihm noch zwei andere evangelische Christen wurden daran gebunden. Franz und sein Hof sahen die Zuckungen der Unglücklichen, und der Geruch des verbrannten Fleisches drang bis zu ihnen. Zweifelsohne gab es unter den Zuschauern Leute, die Mitleid fühlten mit den Leiden anderer, aber wunderbarer Weise gaben sie hier dergleichen Gefühle durch kein Zeichen kund, und die Besten unterdrückten die natürlichsten Regungen. Jeder mußte ja glauben, der König wollte, wie ein Jesuit sagt, „den Segen des Himmels herabziehen durch dies Beispiel von Eifer und Frömmigkeit[2]).“

Befriedigt kehrte Franz I. in den Louvre zurück. Die Höflinge in seiner Umgebung sagten, der Triumph der heiligen Kirche sei auf immer in dem schönen Frankreich gesichert. Aber das Volk ging noch weiter; es überließ sich den Ausbrüchen einer grausamen Freude; der Tod der

---

[1]) »Carnifice demum abscindente funem, in subjectam flammam corruebant.« (Sleidanus, p. 136.)

[2]) Le P. Daniel, Hist. de France, V, p. 654.

Ketzer hatte ihm bis dahin unbekannte Genüsse bereitet, es spielte selbst eine Rolle bei diesem gräßlichen Schauspiel (il avait pris sa place à cet affreux soleil). Der Durst nach Blut war nun in ihm erweckt und sollte lange nicht gestillt werden. Man hatte so eben den ersten Akt eines Dramas aufgeführt, dem andere noch blutigere folgen sollten; die berühmtesten spielten in der Bartholomäusnacht und mit einem Wechsel der Schlachtopfer bildete das Blutbad der Septembertage den Schluß. Einige entzückte Geistliche fanden, daß Franz I. Karl V. weit überträfe und riefen aus: „Der Kaiser erläßt Verordnungen, aber der König ordnet Hinrichtungen an[1]."

Indessen machten Franz und seine Diener sich Sorge darüber, daß ihnen manche Schlachtopfer fehlten. Ueberall suchten sie nach Edelleuten, Professoren, Priestern und Gewerbtreibenden, die des Protestantismus verdächtig waren, fanden sie jedoch nirgends. Nur wenige Tage nach jenen Hinrichtungen, am 25. Januar, ertönte Trompetenschall an allen Straßenecken, und der öffentliche Ausrufer forderte „73 Lutheraner auf, in Person vor Gericht zu erscheinen. Falls sie nicht erscheinen sollten, erklärte er sie für verbannt aus dem Königreiche Frankreich, ihrer Güter verlustig und sie selbst zum Feuertode verdammt." Dies waren die Flüchtlinge, die wir schon angegeben haben. Keiner leistete der Citation Folge, ein einziger schrieb an den König:

Ein Lutheraner sagt man soll ich sein,
Ob auch mit Recht? Drauf antwort' ich mit „Nein!"
Denn Luther nicht für mich vom Himmel kam,
Und Luther niemals hing am Kreuzesstamm
Für meine Schuld. Auch kommt mir in den Sinn,
Daß ich auf seinen Namen nicht getaufet bin.
Ich bin getauft im Namen, dessen Klang
Dem ew'gen Vater stets zu Herzen drang,
Daß er uns alles giebt — der Name einzig groß,
Durch den die Welt wird ihrer Sünden los[2]) ....

Aber der König war weit entfernt zu verzeihen. Vier Tage nach der Publikation (29. Januar) erließ er ein Edikt zur Ausrottung der lutherischen Sekte, die das Königreich verunreinigt hat und noch verun-

---

[1]) »Caesar edit edicta, Rex edit supplicia.« (Ribier, Lettres d'Etat, I, p. 358.)

[2]) Clément Marot, Epître au roi.

reinigt, mit dem Gebot, diese Sektirer anzuzeigen[1]). Zu gleicher Zeit richtete er ein Rundschreiben an alle Gerichtshöfe mit der Vorschrift „Hülfe und Gefängniß" bereit zu halten, damit die Ketzerei schnell ausgerottet werde[2]). Endlich ließ der Vater der Wissenschaften einen Befehl ergehen zur Abschaffung der Buchdruckerei in ganz Frankreich bei Strafe des Stranges[3]). Dies barbarische Edikt kam nicht zur Ausführung, es zeigt indessen den Geist, der die Feinde der Reformation beseelte.

Nachdem Franz I. sich so auch in der Sphäre Karls V., den Edikten versucht hatte, kehrte er zu seiner eigenen, den Hinrichtungen zurück. Du Bellay verwandte sich für die deutschen Lutheraner, und der König schickte sie nach Deutschland zurück, aber in Betreff seiner eigenen Unterthanen hatte er ja freie Hand, und so schickte er von neuem welche zum Scheiterhaufen. Am 16. Februar wurde Calvin's Freund, der fromme und reiche Kaufmann la Forge, der ungefähr 60 Jahre alt war, in einem Karren auf den St. Johanneskirchhof geführt. „Er ist ein reicher Mann," sagten um ihn herum die mitleidigen Seelen, „ein braver Mann, der große Almosen ausgetheilt hat." Gleichviel, er wurde lebendig verbrannt. Drei Tage nachher wurden ein Maler und ein Goldschmied aus Barmherzigkeit (Franz wollte die Blüthe der Künste fördern) nackt mit Ruthen gepeitscht, ihres Vermögens beraubt und verbannt. Auch mehrere lutherische Frauen wurden verbannt. Am 26. Februar starb ein junger Italiener, Loys de Medicis in den Flammen am Ende der St. Michaelsbrücke, und seine Frau „verschied in ihrem Bette aus Kummer über diese Schändlichkeiten." Kurze Zeit darauf kam ein aus Grenoble gebürtiger Schüler an die Reihe, der bei Nacht Plakate angeschlagen hatte. Am 13. März traf dasselbe Schicksal den Sänger der königlichen Kapelle, der in verwegenem Eifer die Protestation an die Thür Sr. Majestät angeklebt hatte; er wurde in der Nähe des Louvre verbrannt. Am 5. Mai wurden ein Anwalt und ein Schneider auf einem Weidengeflecht auf den Kirchhof von Notre-Dame geschleift, dann auf einem Karren nach dem Schweinemarkt geführt und

[1]) Isambert, Anciennes lois, XII, p. 402.

[2]) Das Rundschreiben des Königs findet sich in dem Bulletin de la Société de l'Histoire du Protestantisme français I, p. 328.

[3]) Sismondi, Hist. des Français, XVI, p. 455. — Vgl. auch Garnier, Röderer ꝛc.

„daselbst an eisernen Ketten aufgehänget," welche nicht so schnell verzehrt wurden wie die Stricke. An demselben Tage verschied auch ein Schuster aus Tournay, den man aus dieser Stadt verbannt hatte, weil er zur Sekte Luthers gehörte, „ohne zu bereuen."

Um diese Zeit kamen zwei Compagnons, aus Tours gebürtig, Fabrikanten von Seidenbändern, aus deutschen Landen nach Paris und brachten ein lutherisches Buch mit. „Lieber Wirth," sagte unvorsichtiger Weise der eine, „bewahrt mir dies Buch auf, während wir in die Stadt gehen, aber zeigt es keinem Menschen." Der Wirth, dessen Neugier rege geworden war, betrachtete das Buch von allen Seiten, versuchte darin zu lesen, und endlich kann er sich nicht mehr bezwingen, geht zu einem Priester und zeigt es ihm. Kaum hat dieser es geöffnet, so ruft er: „Das ist ein verdammtes Buch!" Der Wirth giebt die Reisenden an, Morin läßt die beiden Freunde ergreifen! .... Man schnitt ihnen die Zunge aus und verbrannte sie lebendig; sie blieben verstockt[1]).

Nicht Paris allein genoß diese schrecklichen Schauspiele; in mehreren Städten Frankreichs wurden Scheiterhaufen angezündet. Eine arme Magd, Maria Becaudelle, die man die Gaboritin nannte, war so eben nach Essarts in der Vendée, von wo sie stammte, zurückgekehrt, nachdem sie in la Rochelle bei einem Herrn gedient, der sie in dem Evangelium unterrichtet hatte. Damals predigte ein Franziskaner in ihrer kleinen Vaterstadt, und sie ging hin ihn zu hören. „O mein Vater," sagte sie zu ihm nach der Vesper, „Ihr predigt nicht das Wort Gottes," und sie wies ihm das nach. Voll Aerger darüber, daß eine Frau ihn berief, beschloß der Mönch, der sich mit ihr allein befunden hatte, sich zum zweiten Male von der Gaboritin den Vorwurf wiederholen zu lassen, aber vor Zeugen. Es geschah. Der Bruder schmähte die Lehre von der Gnade, und die Gaboritin rief erschrocken aus: „Wenn Ihr das Evangelium beschimpft, so wird Gottes Zorn über Euch kommen!" Bald darauf wurde sie zum Feuertode verurtheilt und „erduldete die Strafe mit solcher Kraft, daß sie große Bewunderung erregte[2]).

Ebenfalls um diese Zeit hielten zwei oder drei Männer zu Arras

---

[1]) Journal d'un Bourgeois de Paris, p. 451.

[2]) Crespin, Martyrol., p. 114.

in Artois während der Nacht eine Wache in der Kapelle des heiligen Lichtes. Daselbst befand sich ein Licht, vor dem die Gläubigen ihre Lieder sangen, weil die Priester ihnen sagten, es sei vom Himmel gesandt und brenne nie herunter. „Das wollen wir einmal sehen," hatten drei Evangelische gesagt, Nikolaus mit dem Beinamen der Schriftsteller, „ein gescheiter und in heiligen Dingen wohl unterrichteter Mann," Johann de Pois und Stephan Bourlet, „die von Nikolaus vielen Unterricht empfangen hatten." Eines Tages stellten sie sich also bei dem Lichte auf, entschlossen, nicht einzuschlafen. Der Ersatz, welchen Eingeweihte gewöhnlich Nachts bei verschlossenen Thüren vorgenommen, hatte nun wegen der unbescheidenen Eindringlinge natürlich wegfallen müssen, das ewige Licht brannte nieder und erlosch, wie alle Lichter der Welt. Da riefen Nikolaus und seine Gefährten: „die armen Götzendiener" und zeigten ihnen, daß von der aus dem Himmel stammenden Reliquie nur noch ein erloschener Docht übrig sei. „Diese drei Christen aber empfingen zur Belohnung für ihre Entdeckung zusammen die Märtyrerkrone [1])."

Ueberhaupt war niemand sicher vor der Verfolgung. Oft genügte es, daß ein Feind einen Menschen anklagte, er finde Freude am Evangelium, und alsbald legte die Justiz Hand an denselben. Freilich war das nicht der Wille des Königs; er hatte befohlen, daß die Richter untersuchen sollten, ob aus „Feindschaft, Groll oder Rachsucht auch falsche Ankläger aufträten," aber die Richter nahmen es nicht so genau. Der Schrecken war allgemein. „Man sieht in Paris," sagt ein katholischer Augenzeuge, „nichts als Galgen an verschiedenen Stellen, welche das Volk des besagten Paris und andrer Orte, in welchen auch Galgen und Hinrichtungen an der Tagesordnung sind, sehr in Schrecken setzen [2])." Mézeray, der diese Thatsachen berichtet, fügt hinzu: „Aber aus der Asche zweier, die man tödtete, erstanden hundert andere [3])."

Die Feinde der Reformation fühlten, daß der Augenblick entscheidend war, und verdoppelten ihre Anstrengungen, um sie zu vernichten. Die Franzosen waren mit Ausnahme eines kleinen, dem Klerus ergebenen

[1]) Crespin, Martyrol., p. 113 verso, et p. 114.

[2]) Chronique du roi François I., p. 129.

[3]) Mézeray, Hist. de France, ad annum 1535.

Theils der Bevölkerung geneigt, sie aufzunehmen. Man ging freilich in die Kirche, aber die Mehrzahl des Volkes hätte bereitwillig eine Religion angenommen, in welcher der Priester sich nicht mehr zwischen den Menschen und Gott stellte. „Ach," sagten die Eifrigsten, „wenn der König nicht einschreitet, um die Kirche zu retten, so wird der Eifer der Franzosen für die katholische Religion bald zu Eis werden[1]).

Nun aber hatte der König noch einen besonderen Grund, das Papstthum aufrecht zu erhalten. Es ging nämlich in Frankreich, wie in andern Theilen Europas eine großartige Umgestaltung vor: die beschränkte Monarchie verwandelte sich in eine absolute. Franz I. aber meinte, daß Leute, welche Gott über den König stellten und lieber starben, als daß sie die Ordnung dieser beiden Gewalten umkehrten, dem Despotismus die größte Gefahr brächten; und er schwur, daß er diese Religion, wenngleich er sie außerhalb seines Königreichs begünstigte, innerhalb seiner Grenzen vernichten wolle. Ach, das war nur zu leicht, denn viele waren nur oberflächlich gewonnen. Adlige ohne Hochherzigkeit und Selbstständigkeit; Gelehrte, die über die Finsterlinge spotteten, aber dem Evangelium keinen Geschmack abgewonnen hatten; eine unwissende und furchtsame Volksmenge, sie alle wandten dem Worte Gottes den Rücken, als sich die flammenden Scheiterhaufen erhoben.

Der Schrecken herrschte auch in den Reihen der Freunde der Reformation. Sturm, der mit so großer Liebe litterarische und philosophische Studien trieb, verzehrte sich vor Kummer über alle diese Leiden und ließ seine Arbeiten liegen. Manche von den Märtyrern waren seine Freunde, und er hatte an ihrem Tisch gegessen. Niedergeschlagen und geängstigt, zerstreut während der Vorlesungen, welche er im Collége Royal hielt, (auch der berühmte Ramus wohnte ihnen bei) überall nur die mörderischen Flammen vor Augen, die seine Lieben in Asche verwandelten, schien es ihm, als würde die Barbarei das Licht der Wissenschaften auslöschen und von neuem über die kaum aus langem Schlummer erwachte Menschheit hereinbrechen. Er tadelte die Plakate; nach seinem Dafürhalten sollte die Reformation durch eine wissenschaftliche Auseinandersetzung der Lehre eingeführt werden, nicht aber durch An-

---

[1]) »Gallorum ardorem erga catholicam religionem in glaciem abiturum fuisse.« (Florimond Rémond Hist. de l'Hérésie, II, p. 230.

griffe auf die populären abergläubischen Gebräuche und Meinungen; beim Anblick der Hinrichtungen indeß dachte er nur an die Opfer. Er wandte sich nach Deutschland, wo er so viele Freunde hatte, und wo sich vielleicht weniger Entschiedenheit als in Frankreich, aber ein um so tieferer und innigerer Glaube zeigte; er gedachte an Melanchthon, setzte sich an sein Schreibpult, und als stände er diesem sanften Manne gegenüber, ergoß er seinen ganzen Schmerz in die treue Brust des Freundes. „Wenn Euch meine Briefe, in welchen ich Euch bisweilen von den Angelegenheiten dieses Landes berichtet habe, lieb gewesen sind," schrieb er, „wenn Ihr damals wünschtet, daß alles sich für die Gutgesinnten hier wohlgestalten möge, — o, wie muß Euer Herz da jetzt von Unruhe und Sorge erfüllt werden in diesen Zeiten wüthender Stürme und äußerster Gefahren[1]). Wir befanden uns Dank verständigen Männern in der besten und glücklichsten Lage; und plötzlich sind durch die Rathschläge ungeschickter Leute die größten Unglücksfälle und unsägliches Elend über uns hereingebrochen. Vergangenes Jahr habe ich Euch geschrieben, wie alles gut ginge und welche Hoffnungen wir auf die Billigkeit des Königs setzten. Wir wünschten uns gegenseitig Glück; aber ach, unsinnige Menschen haben uns dieser glücklichen Zeiten beraubt. Im Monat October haben sie bei Nacht in wenig Augenblicken in ganz Frankreich an allen Ecken mit eigner Hand Plakate angeschlagen über die geistlichen Orden, über die Messe, über das Abendmahl — mit tragischen Exclamationen[2]) — sie trieben ihre Kühnheit so weit, daß sie dies Plakat sogar an die Thür des Gemaches des Königs anklebten, und es scheint, als hätten sie unausbleibliche und schreckliche Gefahren selbst heraufbeschwören wollen. Seit dieser verwegenen That hat sich alles verändert; das Volk ist in Aufregung; viele hat Schrecken erfaßt; die Behörden sind aufgebracht, der König ist Feuer und Flammen, und schreckliche Prozesse sind im Gange. Man muß zugeben, daß jene Unbesonnenen, wenn nicht die Veranlassung, so doch die Gelegenheit dazu gegeben haben. Wenn es doch den Richtern nur möglich wäre, das rechte Maß zu halten! Die, welche ergriffen worden sind, haben ihre Strafe erduldet,

[1]) »In turbalentissimis maximeque periculosis tempestatibus.« (Corp. Ref. II, p. 855.

[2]) Der Sinn der lateinischen Stelle ist nicht recht klar: »Et tragicis exclamationibus.«

andre, schnell auf ihre Sicherheit bedacht, haben die Flucht ergriffen, Unschuldige haben für die Schuldigen gebüßt. Die Ankläger treten öffentlich hervor, jeder kann zugleich Kläger und Zeuge sein [1]). Und das sind nicht bloße Gerüchte, die ich Euch schreibe, o Melanchthon, wisset, daß ich Euch noch nicht alles sage und daß ich in dem, was ich schreibe, noch nicht mit der ganzen Kraft mich ausdrücke, wie es der furchtbare Zustand, in dem wir uns befinden, eigentlich erfordert. Schon sind achtzehn Jünger des Evangeliums verbrannt worden, und dieselbe Gefahr bedroht noch eine größere Anzahl. Mit jedem Tage greift das Uebel weiter um sich [2]). Es giebt hier keinen rechtschaffenen Mann mehr, der sich nicht vor den Verleumdungen der Angeber fürchtete, und der nicht von tiefem Schmerz erfüllt wäre bei dem Anblick der schrecklichen Schauspiele. Unsere Gegner haben die Oberhand, und ihre Macht ist um so größer, als sie scheinbar für eine gerechte Sache kämpfen und Aufruhr unterdrücken. Inmitten aller dieser großen und zahlreichen Leiden, bleibt uns nur eine Hoffnung, nämlich, daß das Volk anfängt, der grausamen Verfolgungen überdrüssig zu werden, und daß der König sich endlich schämt, nach dem Blute unglücklicher Menschen gedürstet zu haben. Ein grimmiger Haß, nicht Billigkeit beseelt die Verfolger. Ach wüßte der König, was für ein Geist diese blutgierigen Menschen treibt, so würde er ohne Zweifel bessern Rath annehmen! Und doch verzweifeln wir nicht. Gott regiert noch; er wird diesen Stürmen gebieten, er wird uns den Hafen zeigen, in welchem wir Zuflucht finden können, er wird den Redlichen ein Asyl eröffnen, wo sie es wagen dürfen, frei auszusprechen, was sie denken [3])."

Dieser Brief an Melanchthon ist wichtig für die Geschichte der Reformation. Freiheit des Wortes und der Religionsübung, das war, was der Protestantismus in Frankreich forderte, und indem er diese Freiheit für sich begehrte, sicherte er sie allen. Es läßt sich denken, welchen Eindruck dieses Sendschreiben in Wittenberg hervorbrachte. Melanchthon, der es zunächst empfing, und Luther selbst tadelten gewisse etwas zu heftige Schritte der französischen Reformirten, aber wie Sturm erkannten sie in denselben Jünger des göttlichen Wortes. Wenige Tage

[1]) »Cuilibet simul, et testi et accusatori in hac causa esse licet.« (Corp. Ref., II, p. 856.)

[2]) »Serpunt quotidie latius pericula.« (*Ibid.*, p. 856.)

[3]) »Qui aliquando libere, quod cogitant audebunt dicere.« (*Ibid.*, p. 857.)

darauf schrieb Luther an seinen Freund Link und klagte über die schlechten Zeiten, in denen man lebte, und besonders über die Könige. „Unsern Fürsten (den Kurfürsten von Sachsen) ausgenommen," sagte er, „giebt es nicht einen einzigen, der mir nicht verdächtig wäre. Aus diesen Worten mögt Ihr abnehmen, wie wenig Liebe und Eifer für das Wort Gottes es in der Welt giebt. Was die Gegenwart angeht, so bitte ich Euch, singet den Psalm: „Geduldig harrte ich des Herrn." „Expectans expectavi Dominum." Durch Ehre und Schmach, durch Aergerniß und Irrthum, durch Gerechte und Ungerechte, durch Teufel und Engel gelangen wir zu dem, der allein gut ist ohne irgend ein Uebel [1]). Deshalb, lieber Bruder, beschwöre ich dich, horche auf keine andere Rede und halte kein anderes Gespräch, als das des Herzens mit Ihm. Wohl mag es unter den Menschen treffliche Leute geben, aber ach, sie haben weniger Geduld als strenge Gerechtigkeit. O Gott, sei unsere Hülfe! .... Wie läßt er den Teufel sich stark zeigen, wie macht er uns so schwach! Gott stellt uns auf die Probe! Das Vertrauen auf einen Menschen setzen, und wäre er selbst ein Fürst, verträgt sich nicht mit der Frömmigkeit; aber es ist auch eine Schande für den Christen, ja eine Gottlosigkeit, sich vor Menschen zu fürchten. Christus, unser Leben, unser Heil, unser Ruhm sei mit Euch und allen Eurigen!"

Luther nennt in diesem Briefe Franz I. nicht, aber man weiß, daß er in den König von Frankreich von allen Fürsten am wenigsten Hoffnung setzte. Und er täuschte sich nicht.

Von dieser Zeit an bezeigte Franz den Wissenschaften und besonders den evangelischen Wissenschaften nicht mehr dieselbe Gunst. Die Excommunikation Heinrich's VIII., das darauf folgende Schisma, die Hoffnung auf eine Entzweiung Paul's III. mit Karl V. und noch andere Beweggründe bestimmten ihn, sich wieder mehr auf Roms Seite zu neigen. Aber die Plakate waren die Hauptursache dieser Veränderung. Sein Zorn war nicht zu besänftigen; er war entschlossen, diese neuen Lehren, die man sogar an die Thüren des Palastes angeschlagen hatte, zu vernichten. Sein Unwille machte sich Luft im Kreise seiner Höflinge, Kardinäle, Bischöfe und Parlamentsräthe. Noch mehr, er zeigte ihn auch

[1]) »Per gloriam et ignominiam .. per diabolos et angelos...« (Lutheri Ep., IV, p. 603.)

den protestantischen Fürsten. „Der Feind der Wahrheit," schrieb er ihnen den 1. Februar 1535, „hat etliche Leute aufgehetzt, die nicht nur Narren, sondern Rasende sind und die sich des Aufruhrs und andrer antichristlicher Handlungen schuldig gemacht haben. Ich bin fest entschlossen, diese neuen Lehren zu vertilgen; und um zu verhüten, daß dies Uebel, welches zu schrecklichen Revolutionen führt, sich nicht weiter verbreite, ist keiner verschont worden, wes Landes und wes Standes er auch sei[1])."

Das waren die Absichten des Königs. Der Protestantismus ging in Frankreich zu Grunde und mit ihm die Freiheit; aber Gott war mächtig genug, um beide wieder zu erwecken.

Dreizehntes Kapitel.

Calvin in Straßburg, bei Erasmus und in Basel.

(Sommer und Herbst 1534.)

Während das Licht des Evangeliums im Begriff zu sein schien, in Frankreich zu erlöschen, begann einer seiner Söhne an den Ufern des Rheins und später am Rhônefluß eine Fackel anzuzünden, die ihren Schein weithin verbreiten sollte. Calvin war in Straßburg angekommen.

Er, der berufen war, der rechte Lehrer der Reformation zu werden, ihr großer Vorkämpfer, suchte damals geistliche Waffen, um zu lehren und zu kämpfen: dies war, wie wir schon gesagt haben, das Hauptmotiv, das ihn bestimmt hatte, Frankreich zu verlassen. Wie alle edlen Charaktere, die eine wichtige Rolle in der Geschichte gespielt haben, fühlte Calvin seinen Beruf. Er wollte arbeiten an der Erneuerung der Kirche, und um dies zu thun, mußte er die heilige Schrift erklären und den Zusammenhang der christlichen Dogmen auseinandersetzen. Bis dahin hatte er als einfach Gläubiger das Evangelium verkündigt, in einzelnen abgelegenen Arbeitsfeldern, wie zu Orléans, Bourges, Angoulême, Noyon und Paris hatte er das Wort Gottes ausgesäet, jetzt (ohne Zweifel sagte er sich das freilich selbst nicht) öffnete sich vor ihm ein größerer

---

[1]) »Rex Galliae ad principes protestantium. (Corp. Ref. II, p. 834.)

Wirkungskreis; er sollte die Wahrheit jener Worte Christi kennen lernen: Der Acker ist die Welt. In der Christenheit war ein Platz leer, der ausgefüllt werden mußte, und Gott rief ihn, denselben einzunehmen. Er sollte die neue, die lebendige Theologie der neueren Zeit schaffen. Frankreich, dessen einzige theologische Wissenschaft die Scholastik war, genügte ihm nicht; er ging nach Deutschland, nach der Schweiz, wo die Liebe zu den heiligen Wissenschaften und das Studium derselben mächtig erwacht waren. Von ferne gewahrte er Lichter, welche an den Ufern des Rheines und in den Ebenen Sachsens glänzten, und wie ein Wanderer, der mitten in der Nacht einen hellen Schein erblickt, lenkte er eiligst seine Schritte jenen Gegenden zu, von wo die fernen Lichtstrahlen ihm entgegenleuchteten. Ein Kind des Lichtes suchte er das Licht.

Die freie Stadt Straßburg hatte einen aufgeklärten Bürgerstand und einen weisen Magistrat. Seit dem 15. Jahrhundert hatte das Wiederaufleben der Wissenschaften daselbst begonnen, und kurze Zeit nachdem Luther seine Thesen in Wittenberg angeschlagen, hatte sich der Wiederhall der Stimme des großen Reformators in der Stadt am Ufer des Rheins vernehmen lassen. Alsbald gründete man Elementarschulen, Mönche kamen aus ihren Klöstern hervor, Priester schüttelten den Bann ihres alten Aberglaubens ab, fromme und eifrige Handwerker kamen herbei, um die Kinder zu unterrichten. Ein lateinisches Gymnasium war im Jahre 1524 gegründet worden, und Stiftsherren von St. Thomas und andere christliche Gelehrte hatten dort den höhern Unterricht übernommen. Das neue Leben, welches sich damals in der Kirche verbreitete, regte sich mächtig in Straßburg; es gährte besonders in Capito, Bucer und Hedio. Sie redeten mit einander und theilten sich den Glauben mit, der sie alle beseelte, er war der Frühlingssaft, der Blüthen trieb und Früchte verhieß.

Capito erklärte mit beredter Zunge die Bücher des alten Testamentes, Bucer legte mit Weisheit die des neuen Testamentes aus, Hedio lehrte Geschichte und Theologie, Caselius das Hebräische und Herlin die Redekunst. Professor Johannes Sturm, der Freund Melanchthon's, der damals in Paris war, sollte an die Spitze des Unterrichts in seiner Geburtsstadt gestellt werden [1]).

---

[1]) Schmidt, Jean Sturm, ch. III.

In Straßburg lebte ein frommer Mann, dessen Haus allen christlichen Reisenden und besonders den Verbannten bekannt war. Dies war Matthias Zell, Pastor an der St. Lorenzkirche. Als Calvin und du Tillet in der Hauptstadt des Elsaß ankamen, waren sie in großer Verlegenheit, da man sie, wie wir erzählt haben, ihres Geldes beraubt hatte. Angesichts der schönen Gebäude dieser kaiserlichen Stadt, die der prächtige Münster überragt, wußten sie nicht, wohin sie sich wenden sollten. Zell's Name war Calvin wohlbekannt und ebenso seine edle Gastfreiheit; so klopfte er an dessen Thür und wurde mit Herzlichkeit aufgenommen. Calvin und Zell waren sehr verschiedene Charaktere, doch wußten sie sich gegenseitig zu schätzen, und als der Reformator sich in Genf niedergelassen hatte, versäumte er nicht, Zell in seinen Briefen an Bucer grüßen zu lassen[1]). Zell's praktischer und versöhnlicher Geist beschäftigte sich nicht viel mit theologischen Streitfragen; er dachte nur an seine theuren Pfarrkinder; auch war er beim Volke sehr beliebt, Bucer fand sogar, er sei es zu sehr. „Matthias hat allein das Volk für sich," sagte er[2]). Sein Name wird noch heutigen Tages im Elsaß mit Liebe genannt.

Seit 1521 predigte er das Evangelium in Straßburg, und zwar mit solchem Eifer und solcher Innigkeit, daß eine ungeheure Zuhörermenge seine Kanzel umgab. Mit edler Charakterfestigkeit vertheidigte er muthig die, welche man Ketzer nannte: „Wißt Ihr, weshalb man sie angreift?" sagte er. — „Weil man fürchtet, daß der Ablaß und das Fegefeuer, welche sie verdammen, kein Geld mehr einbringen[3]). Von seinem Bischof im Jahre 1523 verfolgt, antwortete er mit Festigkeit[4]) und wurde aus seinem Amte als Beichtiger des Prälaten entlassen.

Calvin und du Tillet wurden bald aufmerksam auf seine Gattin, Katharina Schulz, die Tochter eines Schreiners aus der Stadt, eine gewandte, kluge, thätige und entschlossene Frau, welche über alle eine Art Herrschaft ausübte, ja selbst ein wenig über ihren Gatten. Der junge Reformator erkannte in ihr einen der Typen einer christlichen Frau, die mit Eifer schafft, mit Ehrerbietung die Propheten aufnimmt, aber weil sie

---

[1]) Calvin à Bucer, 15. octobre 1541.

[2]) »Matthias qui solus adhuc populum habet.« (Bucerus Blauerero, 18. jan. 1534.)

[3]) Röhrich, Reform. in Elsaß, I, p. 133.

[4]) Christliche Verantwortung.

Gutes thut, sich bisweilen über alle andern erhebt[1]). Katharina hatte lange Unruhe in ihrem Innern gefühlt; sie zweifelte an ihrem Heile. Endlich drang Luther's Stimme auch zu ihr und brachte ihr den Frieden. „Er überzeugt mich so von der unaussprechlichen Liebe Jesu Christi," rief sie aus, „daß ich fühle, ich bin aus der Tiefe der Hölle errettet und in das Himmelreich versetzt. Jetzt will ich Tag und Nacht dem Weg der Wahrheit folgen[2]).

Und in der That weihte Katharina sich von da an mit Energie der Uebung in guten Werken. Oft hatte der Pastor von St. Lorenz eine große Zahl verfolgter evangelischer Christen an seinem Tische und behielt sie selbst wochenlang in seinem Hause. Eines Abends nahm er 150 fromme Männer auf aus einer kleinen Stadt im Breisgau, die mitten in der Nacht aus ihren Wohnstätten entflohen waren und in großer Bedrängniß in Straßburg ankamen. Katharina fand Mittel und Wege, achtzig von ihnen in ihrem Presbyterium unterzubringen, und während voller vier Wochen hatte sie täglich fünfzig oder sechszig an ihrem Tische. Ja selbst wenn ihr Haus voll war, entfaltete sie nach außen eine unermüdliche Thätigkeit. Sie kümmerte sich nicht um Toilette, noch um weltliche Erholungen, die Frau des Pastors ging in die Häuser der Armen, pflegte die Kranken, hüllte die Gestorbenen in ihre Todtentücher, besuchte die Gefangenen und stellte Sammlungen an für die Vertriebenen. Sie ward nicht müde Gutes zu thun.

Indessen hatte sie in ihrem Eifer zu viel Gefallen an sich selbst. Eines Tages zählte sie ihre Verdienste auf und sagte: „Ich habe meinem vielgeliebten Matthias gewissenhaft geholfen in seinem Amt und in seinem Haushalt. Ich habe den Verkehr mit den Gelehrten lieb. Ich habe die Interessen der Kirche des Herrn wahrgenommen; auch bezeigen mir alle Pastoren und eine große Anzahl ausgezeichneter Männer Liebe und Achtung." Aber Katharina wußte nicht alles, was diese ausgezeichneten Männer von ihr dachten. Die Schamröthe wäre ihr ins Gesicht gestiegen, hätte sie einen gewissen Brief von Bucer an Blaurer vom 16. November 1533 zu Gesicht bekommen, in welchem der berühmte Straßburger Gelehrte sich über Zell's Gattin beklagt, „welche," wie er sagt,

---

1) Calvini Op.

2) Füßlin, Beiträge, p. 196. — Lehr, Matth. Zell, p. 67.

„so gewaltig in sich selbst verliebt ist;" oder wenn man ihr jenen Brief vom 3. Februar 1534 gebracht hätte, in welchem der Freund ihres Gatten schrieb: „Katharina liebt sich (wie wir alle es thun) gar zu sehr [1])."

Um die Zeit, als Calvin in Straßburg ankam, fühlte Bucer sich sehr beunruhigt durch Katharinens Herrschsucht; vielleicht hätte er begreifen sollen, daß ihre Fehler einfach aus ihren Eigenthümlichkeiten hervorgingen. Er klagte über den Einfluß, den sie auf ihren Gatten ausübte: „Matthias Zell," sagte er, „ist gewiß fromm, aber ... er wird von seiner Frau beherrscht [2])." Ein andres Mal sagte er: „Er müßte den Glauben vollständiger, lebhafter predigen, aber ... seine Frau treibt ihn, nur den guten Werken obzuliegen [3])." Der eifrige Bucer, der so oft auf Reisen war, um die Christen und die Kirchen auszusöhnen, konnte es nicht ertragen, daß Zell nur an seine Gemeinde dachte, nur sein Straßburg vor Augen hatte, und auch dies schrieb er Katharina zu. „Ach hätte Matthias doch mehr Eifer für die Einheit der Kirche," sagte er ... Doch hegte Bucer wahre Hochachtung für ihn. „Er ist ein Mann mit rechtschaffenem Herzen und sucht Gott," äußerte er. Zell und Katharina waren in den Tagen der Reformation ein christliches Ehepaar, würdig, ungeachtet ihrer Fehler in der Geschichte eine Rolle zu spielen. Vielleicht indessen dachte Calvin an Katharina's Wesen, wenn er Geduld und Sanftmuth als die ersten Eigenschaften hinstellte, die er an seiner Gattin suchen würde [4]).

Calvin kannte die ausgezeichneten Männer Straßburgs schon dem Rufe nach. Er ward nicht müde, sie zu suchen und sich mit ihnen zu unterhalten, sei es in ihren Häusern, sei es bei Matthias Zell. An Bucer, mit dem er in Briefwechsel gestanden hatte, und den er später seinen Vater [5]) nannte, bewunderte er das edle Herz, das friedfertige Gemüth, den durchdringenden Verstand und die unermüdliche Thätigkeit. Capito zog ihn nicht weniger an. Er wußte, daß dieser, der Hofkabalen

---

[1]) »Quae furit sese amando, — Et si amat (ut nos omnes) sua impensius.« — Vgl. Röhrich Mittheilungen, III, p. 132.

[2]) *Γυναικοκρατούμενος*. (Bucerus Blauerero, 16. Nov. 1533.)

[3]) »Ad opera uxor eum detrudit.« (Bucerus Blaurero, 18. Jan. 1534.)

[4]) Brief an Farel aus Straßburg datirt vom 19. Mai 1539.)

[5]) Brief an Bucer vom 15. October 1541.

überdrüssig, den Kurfürsten von Mainz verlassen hatte, 1523 nach Straßburg gekommen war, um dort die evangelische Freiheit zu suchen, und seitdem mit Interesse die evangelischen Bewegungen in Frankreich verfolgte. Calvin sehnte sich deshalb danach, einen Mann zu sehen, der durch seine ausgebreiteten Kenntnisse und seinen edlen Charakter den ersten Rang einnahm in der gelehrten Stadt, in welcher er wohnte; und glücklicherweise war Capito, der gegen Ende August 1534 nach Wiesbaden ging, noch in Straßburg, als der Reformator durchreiste. Alle diese Gelehrten sahen mit Freuden, wie Frankreich endlich auch seinen Beitrag lieferte zu dem Werke der christlichen Unterweisung. Sie erstaunten über Calvin's Ernst, seine Charaktergröße, seine Gedankentiefe und über die Lebendigkeit seines Glaubens; der junge Gelehrte seinerseits aber sog mit Entzücken jenen Duft der Wissenschaft und Frömmigkeit ein, welchen Wort und Leben dieser Gottesmänner ausströmten.

Nur ein Punkt erregte Bedenken in ihm; nach seiner Meinung hielten die Straßburger Reformatoren in gewisser Weise zu sehr die Mitte und opferten bisweilen die Wahrheit der Klugheit; das beunruhigte Calvin. Wenn man nicht vollständig mit Rom brach, hieß das nicht den Weg zur Rückkehr bahnen? Er erschrak davor um so mehr, als der junge Stiftsherr aus Angoulême eine große Neigung zu dieser Mittelstraße zeigte. Calvin, der du Tillet mit entschiedenen Reformirten hätte zusammenführen mögen, sah die drei Straßburger Gelehrten und besonders Bucer Melanchthon die Hand reichen, um zwischen dem Papstthum und der Reformation eine Einigung hervorzubringen. Hatte er du Tillet in eine Falle gelockt? „Ich finde bei Bucer und Capito," sagte er eines Tages zu ihm, „Wissenschaft und Frömmigkeit; aber sie zwingen mich, ihnen mehr Festigkeit und Beständigkeit zu wünschen. Ohne Zweifel soll man liberal sein, aber nicht bis zu dem Grade, das Gut andrer zu verschwenden. Und wie vorsichtig müssen wir erst sein, wenn es sich darum handelt, die Wahrheit Gottes zu verwalten? Er hat sie uns nicht anvertraut, um sie in irgend einer Weise zu verringern [1])." Diese Worte finden sich in einem Dokumente spätern Datums, aber schon um diese Zeit näherte sich der schwankende du Tillet dem Abgrunde, in den er stürzen sollte.

[1]) Calvin à du Tillet, Französische Briefe I, p. 4 u. 54. — S. auch die Correspondenz zum ersten Male herausgegeben durch M. Crottet, p. 25.

Calvin entschädigte sich für diese Täuschungen, indem er sich mit ganzer Liebe den nach Straßburg geflüchteten Franzosen widmete. Er tröstete sie, unterstützte sie und gab ihnen die treuesten Rathschläge [1]); seine Leidensgefährten in der Verbannung zu stärken, war die Aufgabe seines ganzen Lebens: „Wir müssen dieser Welt fremd sein," sagte er eines Tages, „selbst wenn wir uns nicht vom Neste rühren. Aber selig sind die, die lieber ihr Haus freiwillig verlassen, als von ihrem Glauben weichen, und die ihre irdischen Bequemlichkeiten aufgeben, um bei Jesu Christo zu bleiben [2])."

Calvin hielt sich nicht lange in Straßburg auf. Fürchtete er etwa den Einfluß dieser Stadt für seinen Freund? Oder fand er daselbst zu viele Beziehungen und Zerstreuungen, als daß er seine ganze Zeit dem Werke hätte zuwenden können, dem er sich widmen wollte? Ich sollte es denken, aber es gab noch andere Gründe. Er sah ein, daß es nicht genügte, die Wissenschaft aus den Händen anderer zu empfangen; er selbst mußte den Schacht des göttlichen Wortes durchforschen und die darin verborgenen Edelsteine an's Licht fördern. Wie die Biene, wollte er aus dem Blüthenreichthum der Schrift die reinsten Honigscheiben bilden. Genug der Reisen, Streitigkeiten, Kämpfe und Verfolgungen .... seine Seele seufzt nach Einsamkeit und ruhiger Arbeit. „O Gott", sagte er, „gieb, daß ich in der Verborgenheit eines einsamen Winkels endlich der Ruhe genieße, die mir so lange versagt war [3])." Und Calvin reiste nach Basel ab.

Erasmus hatte sich, wie man weiß, lange in dieser Stadt aufgehalten, und Calvin wünschte ihn zu sehen. Ohne Zweifel war Erasmus noch mehr als Bucer ein Mann der Nachgiebigkeit; und mehr aus Furchtsamkeit als aus Grundsatz neigte er sich damals auf die Seite des Papstthums. Allein er war ein großer Gelehrter, hatte er doch das griechische neue Testament herausgegeben! In dem Augenblicke als die Reformation in Basel triumphirte, verließ er diese Stadt und befand sich jetzt in Freiburg im Breisgau, das auf der Straße liegt, die von Straßburg nach der Schweiz führt. Konnte Calvin so nahe an der

---

1) Florimond Rémond, Hist. de l'Hérésie, II, p. 272.

2) Calvin, Lettres françaises I, p. 272.

3) »Quiete diu negata fruerer.« (Calv., Praef. in Psalm.)

Stadt vorüberziehen, wo der Mann wohnte, der das erste Samenkorn der Reformation ausgestreut hatte, ohne den Versuch zu machen, ihn zu sehen? Ein Schriftsteller des 16. Jahrhunderts hat uns die Zusammenkunft dieser beiden Männer beschrieben, von denen der eine im Bereich der Wissenschaften, und der andere im Bereich des Glaubens der Größte seiner Zeit war.

Bucer wollte Calvin begleiten und ihn bei Erasmus einführen [1]). Diese Vorsicht war fast nothwendig, denn der alte Gelehrte war auf dem Wege der Rückkehr zu Rom, da er im Frieden mit dem Papstthum sterben wollte. Kaum war Paul III. zum Papste ausgerufen worden, als der Mann, welcher das Feuer angezündet hatte, seine Dienste freiwillig anbot, um den Glauben aufrecht zu erhalten und den Frieden der Kirche wiederherzustellen [2]). Dieser Brief hatte den verschlagenen Priester entzückt. „Ich weiß," antwortete Paul III., „wie sehr Eure bewundernswürdige Beredsamkeit und Euer ausgezeichnetes Wissen mir nützen können, um aus vielen Köpfen diese neuen Irrthümer herauszutreiben [3])." Ja, der Papst ging sogar mit dem Gedanken um, Erasmus den Kardinalshut zu schicken.

Calvin wählte also keinen günstigen Augenblick; indessen ließ Erasmus ihn vor, wenn auch nicht ohne einige Verlegenheit. Der junge Reformator, ungeduldig das Orakel des Jahrhunderts zu vernehmen, legte ihm sogleich eine Menge Fragen über schwierige Punkte vor [4]). Aber Erasmus, der sich zu compromittiren fürchtete, war so auf seiner Hut, daß er nur unbestimmte Antworten gab. Doch verlor Calvin den Muth nicht. Hatte der Gelehrte aus Rotterdam nicht gesagt, das einzige Hülfsmittel gegen die Schäden der Kirche sei das Einschreiten Jesu Christi selbst [5])? Und dies war ja gerade auch Calvin's Ansicht, deshalb folgte er seinem Gedankengange und setzte mit Energie

---

[1]) »Cum Calvinus a Bucero ad Erasmum adductus esset.« (Florimond Rémond, Hist. de l'Hérésie, II, p. 251.)

[2]) »In causam Ecclesiae tranquillandae.« (Paulus papa Erosmo. Erasmi Ep., p. 1539.)

[3]) »Ad novos errores ex multorum animis abscindendos.« (*Ibid.*)

[4]) »De intricatis aliquot religionis capitibus sermonem cum ipso contulit.« (Florimond Rémond, Hist. de l'Hérésie, II, p. 251.)

[5]) »Nec ulla superest medendi spes nisi *Christus ipse vertat animos.*« (Erasmi Op.)

seine Ueberzeugungen auseinander. Erstaunt hörte Erasmus ihm zu und erkannte endlich, daß dieser junge Mann nicht nur weiter gehen würde als er selbst, sondern noch weiter als Luther, und daß er unerbittlich Krieg führen würde gegen alle menschlichen Traditionen. Da erschrak der Mann, dem der Papst den römischen Purpur anbot; mit erstaunten Blicken maß er Calvin und brach die Unterhaltung ab. Dann näherte er sich Bucer und flüsterte ihm zu: „Video magnam pestem oriri in Ecclesia contra Ecclesiam [1]." Erasmus brach mit dem französischen Reformator, wie er mit dem deutschen gebrochen hatte. Die beiden Besuchenden zogen sich zurück. Wir halten die Beschreibung dieser Zusammenkunft für authentisch, trotz des überall skeptischen Bayle. Calvin hätte sich dies Urtheil des Erasmus zur Ehre anrechnen können; in seinen Augen konnte, wie ein Dichter sagt, jener Tadel ein Lob sein und das Lob ein Tadel [2]). Und Luther hatte ja auch gesagt: O Papst, ich werde Deine Pest und Dein Tod sein! — Bald darauf langten Calvin und du Tillet in Basel an.

In dieser Stadt gab es eine Universität, ausgezeichnete Humanisten, gute Theologen, berühmte Buchdrucker, aber an die Thüren dieser Leute klopfte Calvin nicht. In einer abgelegenen Straße lebte eine fromme Frau, Namens Katharina Klein, die ihren Beruf darin sah, Gott zu dienen, und die gern den Heiligen die Füße wusch, wie das Evangelium sagt. Ihr Haus suchte der junge Gelehrte. An den Ufern des Rheins angekommen, gingen die beiden Freunde über die berühmte Brücke, welche Kleinbasel mit Großbasel verbindet, dann klopften sie an die Thür der frommen Frau. Hier war der verborgene Winkel, nach dem Calvin sich so sehr gesehnt hatte [3]). Katharina empfing ihn treuherzig, und erkannte bald den Werth des Mannes, den sie in ihrem Hause beherbergte. Sie gehörte nicht zu jenen Frauen, welche sich aus Eitelkeit „zieren oder kokettiren" (nach einem Ausdrucke Calvin's), sondern zu denen, die in der Furcht Gottes, in ehrbarer, züchtiger Kleidung er=

---

[1]) „Ich sehe eine große Pest in der Kirche hereinbrechen gegen die Kirche." (Florimond Rémond, Hist. de l'Hérésie, II, p. 251. — »Ad Bucerum Calvinum demonstrans dixisse fertur.« (*Ibid.*)

[2]) »Whose praise is censure and his censure praise.«

[3]) »Ut in obscuro aliquo angulo abditus.« (Calv. Praef. in Psalm.)

scheinen [1]). Ausgezeichnet durch ihre Tugenden und ihre Frömmigkeit, hörte sie Calvin gerne zu und konnte nicht aufhören, sich über seine herrlichen Geistesgaben, die Heiligkeit seines Lebens, die Lauterkeit seiner Lehre und über den Eifer zu wundern, mit dem er sich Tag und Nacht der Arbeit widmete [2]). Calvin erschien ihr wie ein in ihrem Hause angezündetes Licht, und 30 Jahre später schilderte die ehrwürdige Frau gern einem andern Franzosen (Peter Ramus), den sie bei sich aufgenommen hatte, und der ein Opfer der Bartholomäusnacht werden sollte, das Leben des großen Reformators [3]). Und der berühmte Philosoph stimmte mit ein in den Ruf der alten Katharina, wenn diese in dem Zimmer, welches Calvin bewohnt hatte, ihrem Herzen Luft machte im Andenken an den Reformator: „O Licht Frankreichs; o Licht der christlichen Kirche, das sich über die ganze Welt verbreitet hat [4])!" ....

In der ersten Zeit seines Aufenthalts in Basel scheint Calvin außer seiner Wirthin und seinem unzertrennlichen Gefährten du Tillet niemanden gesehen zu haben. Er vermied alle Gespräche, welche seine Anwesenheit hätten verrathen können, und ging selten aus [5]). Doch bewunderte er bisweilen mit du Tillet von den Anhöhen, die der Rhein bespült, die Herrlichkeit dieses ruhigen, gewaltigen Stromes, dessen Wasser stets gehen und kommen, ohne sich je in ihrem majestätischen Laufe unterbrechen zu lassen.

Labitur et labetur in omne volubilis aevum [6]).

Es war indessen nicht die Furcht vor Verfolgung, die Calvin bewog, sich verborgen zu halten; er befand sich ja in einer freien Stadt. Aber er fühlte das Bedürfniß, sich sicher zu stellen gegen die Stürme, die zu jener Zeit die Welt durchbrausten, und gegen alle Aufregungen einer Periode, die man wohl zu den bewegtesten in der Weltgeschichte rechnen

---

1) Calvinus in Timoth., I, ch. II.

2) »Catherina Petita lectissima matrona, sanctitate singularis ingenio mirifice capta.« (Ramus, Basilea, 1571.) — Vgl. auch Vie de P. Ramus par M. Ch. Waddington, der zuerst diese interessante Stelle mitgetheilt hat, p. 194.

3) »Tum Calvini hospita saepe ac jucunde mihi narravit.« (Ramus, Basilea, 1571.)

4) »Lumen Galliae, lumen christianae per orbem terrarum Ecclesiae.« (*Ibid.*)

5) »Cum incognitus Basileae laterem.« (Calv., Praef. in Psalm.)

6) „Rastlos fließet der Strom und fließt für ewige Zeiten." (Horaz, Ep., Lib. I, ep. II.)

darf. Fern von allem irdischen Geräusch wollte er nur auf Gottes Stimme und auf Himmelsmelodieen horchen. Unaufhörliche rasch auf einander folgende schmerzliche und freudige Gemüthsbewegungen, wie er so viele in Paris erlebt hatte, störten seinen Frieden und ließen sein Herz leer. Er wollte seine Blicke gen Himmel richten und den ihm von dort kommenden Gedanken Zeit lassen, in seinem Innern kräftige Wurzeln zu schlagen und sich zu einer starken, unerschütterlichen Liebe zu gestalten, welche sein ganzes Leben beseelen sollte. Schon vieles hatte er erkannt, aber die Erkenntniß genügte ihm nicht, er mußte schaffen; das war der Beruf, den er von seinem Meister empfangen hatte, und dazu mußte er alle Kräfte seines Geistes und Herzens sammeln. Wenn Gott eine reife Aehre hervorbringen will, geht er langsam, still aber mit schöpferischer Kraft zu Werke. Kaum ist das unscheinbare Körnlein auf den einsamen Acker geworfen, so wird der Keim durch mannigfache Kräfte und Mittel befruchtet. In der Stille der Nacht oder in der Hitze des Tages theilt die Erde ihm ihre Säfte mit, der Regen giebt ihm Wachsthum, die Sonne erwärmt es .... eine ähnliche Umgestaltung ging damals im Innern des Reformators vor. Göttliche und menschliche Kräfte vereinigten sich, um alle herrlichen starken Keime, die Gott in sein Herz, seinen Willen und seinen Geist gelegt hatte, emporblühen zu lassen, damit sein Genius fähig werde, ein großes Werk auf Erden zu unternehmen und zu vollenden. Calvin fühlte, daß er der Stille und der Sammlung bedürfe. Zu einem der mächtigsten Werkzeuge Gottes ausersehen nicht nur für seine Zeit, sondern für alle Zeiten, mußte er mit Gott allein sein, Gott in sich tragen, damit das göttliche Feuer alle seine natürlichen Kräfte schmelze und reinige und dieselben geschickt mache zur Vollendung der ungeheuren Arbeit. „Ach," sagte er, ohne dabei an sich selbst zu denken, „als Gott durch Moses sein Gesetz geben wollte, zog er ihn nach dem Sinai und führte ihn in sein himmlisches Heiligthum [1])." Und nach Moses sind viele Diener Gottes in ähnlicher Weise auf ihr Werk und ihr Amt vorbereitet worden. Luther ward auf die Wartburg gebracht; Basel wurde Calvin's Wartburg, noch mehr als Angoulême.

Indessen hatte er in der Stadt einen Bekannten oder vielmehr einen

---

[1]) Calv., in Matth., IV, I.

intimen Freund, das war Nikolaus Cop, der ehemalige Rektor der Pariser Universität, der sich nach Basel geflüchtet hatte. Wie konnte Calvin, der die unschuldige Ursache seiner Verbannung war, lange in denselben Mauern mit ihm leben, ohne ihn zu sehen? So begab er sich denn, indem er sein Inkognito dem Publikum gegenüber festhielt, zu diesem theuern Kampfgenossen, und derselbe sah die schmächtige Gestalt in sein Zimmer treten, die ihm so wohlbekannt war. Seitdem besuchten die Freunde sich und verkehrten mit einander; aber noch einige Zeit umhüllte die Person des jungen Reformators das Geheimniß.

Eines Tages jedoch erzählte Cop dem Calvin von einem ausgezeichneten Manne, der sich in Basel befand; „dies war Simon Grynäus, der Schulkamerad Melanchthon's, der im Jahre 1529 nicht ohne Mühe in Speier den heftigen Verfolgungen der Papisten entgangen und dann nach Basel gerufen war, um Erasmus daselbst zu ersetzen. Bei vollendeter Kenntniß des Lateinischen und Griechischen, der Philosophie und der mathematischen Wissenschaften besaß er eine Sanftmuth, die sich nie verleugnete, und eine fast übertriebene Bescheidenheit [1]). Und doch verglich man ihn mit dem Glanze der Sonne, der das Sternenlicht erbleichen macht [2])."

Calvin kannte Grynäus dem Rufe nach, und als er ihn sah, wurde er durch seine liebenswürdige, friedliche Gesinnung gewonnen. Auch Grynäus liebte Calvin, und oft schlossen sich die beiden Gelehrten mit einander in ihr Studirzimmer ein. „Ich erinnere mich," schrieb Calvin später an Grynäus, „wie wir vertraulich mit einander plauderten über die beste Art die Schrift auszulegen [3])." „Der Hauptvorzug eines Auslegers," sagte der Baseler Professor, besteht in einer leichten Kürze, die Breite ist voll Dunkelheit." Diese Regel hat Calvin befolgt. Auch war es damals unter Grynäus' Leitung, daß Calvin die hebräischen Schriften gründlicher studirte [4]).

Bald jedoch wurde Calvin's Aufenthalt in Basel, auch der Außenwelt bekannt, und lästige Besuche, die ihn bei der Arbeit störten und die er

---

[1]) »Pudore paene immodico.« (Erasmi Ep., p. 1464.)

[2]) »Solis radiantis splendor, caeterorum siderum lumen obscurat.« (Bezae Icones.)

[3]) Calvin, Dédicace de l'Épître aux Romains.

[4]) »Sese hebraicis litteris dedit.« (Beza, Vita Calvini.)

so sehr scheute, begannen abermals. Eines Tages kam ein Unbekannter zu ihm [1]; er komme, sagte dieser, im Auftrage des Christoph Libertet, genannt Fabri, eines Studenten in Montpellier, der die Medicin mit dem Priesteramt vertauscht hatte, und den wir bald als Mitarbeiter Farel's in der Schweiz wiederfinden werden. „Fabri hat mir aufgetragen, Euch mitzutheilen," sagte der Unbekannte, „daß er einige Stellen in Eurem Buche über die Unsterblichkeit der Seele nicht billige." Diese Botschaft eines Studenten, von einem Unbekannten ausgerichtet, hätte Calvin verletzen können. Sein Werk hatte großen Erfolg. Die Gewalt der Ueberzeugung, deren Gepräge es trug, das Gewicht der Beweise, die Macht der aus der heiligen Schrift gezogenen Belege, die Klarheit des Stiles, der Lichtglanz, der jedes Wort des Verfassers umgab, alles das überwältigte die, welche darüber nachdachten. Aber der Enthusiasmus einiger seiner Freunde machte den Verfasser nicht blind gegen die Unvollkommenheiten seiner Arbeit. Mit rührender Demuth antwortete er Fabri, der kaum die Schulbank verlassen hatte: „Weit entfernt mich durch Euer Urtheil beleidigt zu fühlen, hat mich vielmehr Eure Aufrichtigkeit und Einfachheit unendlich erfreut [2]). Ich bin nicht so engherzig, daß ich andern die Freiheit versagen möchte, die ich selbst in Anspruch nehme [3]). Wisset denn, daß ich mein Werk fast ganz umgearbeitet habe." Dieser Brief ist unterzeichnet Martinus Lucianus, ein Name, unter welchem Calvin sich vielleicht in Basel aufhielt. Das Datum: Basel, den 11. September (der Inhalt zeigt, daß er aus dem Jahre 1534 stammt) ist ein wichtiger Anhaltspunkt für die Chronologie im Leben des Reformators.

Es waren aber nicht nur Besuche, die Calvin's Einsamkeit störten. Kaum hatte sein Inkognito aufgehört, als ihn von allen Seiten Sorgen bestürmten. In Frankreich und in der Schweiz waren Uneinigkeiten entstanden, die ihn mit Schmerz erfüllten. „Ich ermahne Euch von ganzer Seele, Euch und die Brüder," schrieb er an Fabri, „den Frieden zu bewahren. Laßt uns um so größere Anstrengungen machen, ihn aufrecht zu erhalten, je mehr der Satan trachtet ihn zu stören. Mit wel-

---

1) Jam mihi *a nescio quo* sermo injectus. (Calvin an Libertet.)

2) »Tantum abest, ut tuo judicio offensus fuerim.« (*Ibid.*)

3) »Neque enim ea est mea morositas.« (*Ibid.*)

chem Unwillen habe ich die neuen Unruhen vernommen, die ein Mann hervorgerufen hat, von dem ich Aehnliches nicht erwartete. Lange hat er sich verstellt, nun aber hat er das Gift ausgespieen, welches er in sich getragen, und nachdem er mit seinem Stachel verwundet hatte, ist er wie die Schlange entflohen." — War Caroli dieser Mann? Ich weiß es nicht.

In seiner Einsamkeit auf der Wartburg hatte Luther das neue Testament übersetzt. Calvin beschäftigte sich in Basel mit einer ähnlichen Arbeit. Am 27. März 1534 war in Neufchâtel, bei Peter de Wingle eine Uebersetzung jenes Testaments in kleinem Folioformat, in zwei Spalten gedruckt, erschienen. Diese Uebersetzung war die von Lefèvre d'Etaples, aber man hatte sie einer neuen Revision unterworfen wegen mancher Ausdrücke, die noch eine römisch-katholische Färbung trugen. Wie es scheint, wurde diese Ausgabe unterdrückt, sei es, weil man auf den Originaltext dabei keine Rücksicht genommen hatte, sei es durch Peter de Wingle selbst [1]). De Wingle sollte bald eine vollkommnere Uebersetzung veröffentlichen, an der Calvin in Basel mitgearbeitet hatte. Wir werden davon sprechen bei Erwähnung des Hauptübersetzers, Olivétan, des Vetters von Calvin. Eine andere, die größte Arbeit seines Lebens, nahm jetzt den jungen Reformator gänzlich in Anspruch.

Vierzehntes Kapitel.

Der „christliche Unterricht."

(Winter 1534.)

Calvin war noch nicht lange in Basel, als er so wie die Einwohner dieser reformirten Stadt durch schreckliche Nachrichten tief erschüttert wurde. Man erzählte sich von dem Anschlagen der evangelischen Plakate in Paris und in ganz Frankreich und von dem Zorn des Königs darüber, der keine Grenzen kenne; die Evangelischen würden verfolgt, der Gerichtshof (das Châtelet) leite die Untersuchungen, und

---

[1]) Es scheint davon nur ein Exemplar übrig zu sein, welches sich in der Bibliothek von Neufchâtel befindet.

Scheiterhaufen würden errichtet. Als Cop, du Tillet, Calvin und noch andere Flüchtlinge mit einander von diesen schmerzlichen Ereignissen redeten, tadelte du Tillet die Leidenschaftlichkeit der angeschlagenen Schrift; Calvin scheint sich still verhalten zu haben, wenigstens mißbilligt er in seiner berühmten Epistel an Franz I. die Plakate nicht, und es wäre doch weise gewesen es auszusprechen, wenn er sie entschieden getadelt hätte. Tage und Wochen vergingen in beständiger Unruhe; die Luft schien gewitterschwül, und furchtbare Donnerschläge erschreckten von Zeit zu Zeit die mitfühlenden Herzen.

Ende November erfuhr Calvin die auf einander folgenden Hinrichtungen des Gelähmten, seines Freundes du Bourg, des armen Poille und mehrerer anderer, die er alle gekannt hatte. Wie oft hatte er an du Bourg's Tisch gesessen und mit dem unglücklichen Berthelot sich unterhalten! .... Calvin war tief bewegt und wunderte sich gewaltig über Menschen, die für derartige Unglücksfälle keine Thränen hatten ... „Weg mit jener tollen Philosophie," sagte er später, „die da will, daß die Menschen völlig stumpf werden, um weise zu sein. Die Stoiker müssen gar keinen gesunden Menschenverstand gehabt haben, weil sie die natürlichen menschlichen Regungen verwerfen .... Es giebt noch heutzutage Fanatiker, die solche Schwärmereien in die Kirche einführen möchten, die ein eisernes Herz fordern und die kleinste Thräne nicht ertragen können, und doch, wenn ihnen selbst etwas zugestoßen ist, unwillkürlich ohne Ende lamentiren. Die Affekte, welche Gott in die menschliche Natur gelegt hat, sind an sich nicht sündlicher als der, der sie gegeben. Sollen wir uns nicht der Gaben Gottes freuen? Weshalb sollte uns denn nicht der Schmerz gestattet sein, wenn sie uns entzogen werden? So mögen denn die Gläubigen wohl klagen, wenn einer ihrer Verwandten oder Freunde ihnen durch den Tod entrissen, sie mögen trauern, wenn die Kirche ihrer trefflichsten Glieder beraubt wird. Aber weil wir wissen, daß uns in Jesu Christo das Leben wiedergegeben worden ist, so mag die Hoffnung unsern Schmerz lindern [1])!"

Eines Tages, wahrscheinlich im Dezember oder Januar, sah Calvin einen halbblinden Greis umhertappend auf sich zukommen. Es war Courault, der durch Margaretha's Einfluß aus dem Gefängniß befreit und

---

[1]) Calvin, Actes, VIII, 2.

aus dem Kloster entflohen war, in welches man ihn eingesperrt hatte. Es war eine große Freude für den jungen Gelehrten, den ehrwürdigen Christen wiederzusehen, dessen Tod ihn drei Jahre später in die tiefste Betrübniß versenken sollte. Die Flüchtlinge umringten Courault, um von ihm die schrecklichen Nachrichten aus Paris zu erfahren. Zwar war er nicht Augenzeuge der Hinrichtungen gewesen, aber er konnte doch davon erzählen, und alle äußerten laut ihren Schmerz. Bald folgten auf Courault auch andere Flüchtlinge. Für einige Wochen gab es eine kurze Ruhezeit, aber der Himmel blieb düster und drohend, wenn auch keine neuen Schläge die Stille störten.

Da brach plötzlich der Sturm von neuem los, der Blitz fuhr heftig hernieder und traf viele andere Opfer. Gegen Ende Januar 1535 erhielt man in Basel die Nachricht von den Martyrien des 21. dieses Monats. Calvin's Geist war in beständiger Aufregung durch diese grausamen Verfolgungen. „Ach!" rief er aus, „man verbrennt in Frankreich viele Gläubige und Heilige [1])!" Im Geiste sah er sie an der Wippe in der Luft schweben, in die Flammen gestürzt, in die Höhe geschnellt und wieder hineingeschleudert! .... „O, welch eine rasende Wuth reißt die Feinde Gottes fort," sagte er, „aber wiewohl man die Christen von allen Seiten mit furchtbaren Flüchen und mit den schrecklichsten Schmähungen überhäuft, ruhen sie doch stets sicher in der Gnade Jesu Christi und sind der festen Zuversicht, daß sie im Tode wohlgeborgen bleiben [2])!"

Calvin stand nicht allein mit seiner heftigen Aufregung. „Da man an verschiedenen Orten des Königreiches Galgen errichtete," sagt Mézeray, „und Verbrennungsgerichte [3]) einsetzte, ergriffen die lutherischen Prediger und ihre Zuhörer die Flucht, und in wenig Monaten trugen mehr als 100 Verbannte ihr Elend und ihre Klagen an die Höfe der deutschen Fürsten." Ihre Erzählungen erregten in Deutschland großen Unwillen. Freilich verleumdete man die Märtyrer, aber in vielen Städten konnten die Flüchtlinge vom jenseitigen Ufer des Rheins die Lügen ihrer Feinde widerlegen. Die wahren Christen ließen sich auch nicht täuschen

---

[1]) Calvin, Préface des Psaumes.

[2]) Calvin, Actes, VII, 59.

[3]) Chambres ardentes. — Gerichtshöfe, welche die Ketzer zum Feuertode verurtheilten. (S. Mézeray, Hist. de France II, p. 981.)

und erkannten in den Opfern ihre Glaubensbrüder [1]). Das war ein Trost für den Reformator. „Als das Gerücht zu den fremden Nationen drang, wurden diese Verbrennungen höchlich gemißbilligt, und ein großer Theil der Deutschen ist sehr unwillig über die Urheber dieser Tyrannei“, sagte er [2]).

Die Entrüstung war in Basel noch größer. Unter denen, die Calvin's Schmerz theilten, war auch Oswald Myconius, Zwingli's Freund, Antistes oder Präsident der Kirche. Der Reformator faßte eine Zuneigung zu ihm, die sein ganzes Leben hindurch Stand hielt. Er nannte ihn seinen „sehr trefflichen, vielgeschätzten Bruder, seinen hochverehrten Freund [3])“. Wie wir anderswo berichtet haben [4]), hatte Myconius, ein ausgezeichneter Philologe, ein Schüler des Erasmus und Glareanus, während seines Aufenthalts in Zürich den Studenten die klassische Literatur vorgetragen, und unter diesen befand sich Thomas Plater; allein die verhängnißvolle Schlacht bei Cappel hatte ihn veranlaßt, seine Funktionen aufzugeben. In dem Augenblick als Plater, den aus dem Kampfe Fliehenden voraneilend, in die Stadt zurückkehren wollte, begegnete er Myconius, der in Todesangst wegen der Gefahr, in welcher Zwingli, Zürich und die Reformation schwebte, vor den Thoren umherirrte. Kaum hatte der Professor seinen Studenten erblickt, so lief er ihm entgegen und rief: „Ist Meister Ulrich todt?“ .... — „Ach ja“, antwortete Plater. In's Herz getroffen, stand Myconius unbeweglich; dann sagte er mit tiefster Betrübniß: „So kann ich nicht länger in Zürich bleiben!“ Myconius nahm Plater, der 24 Stunden keine Nahrung zu sich genommen hatte, mit sich nach Hause, ließ ihm zu essen geben und ging nicht von seiner Seite, blieb aber stumm und niedergedrückt von schweren Gedanken. Endlich führte er ihn in sein Zimmer und sagte in seiner Bestürzung zu ihm: „Wohin soll ich gehen?“ Der Pastor der St. Alban-Kirche in Basel war auch auf dem Berge in Zug umgekommen. — „Geht nach Basel und werdet Pfarrer dort,“ sagte

[1]) »Grave passim apud Germanos odium ignes illi excitaverunt.« (Calv. in Psalm.)

[2]) Calvin, Préface des Psaumes.

[3]) Briefe Calvin's an Myconius vom 14. März und 17. April 1542.

[4]) S. Buch VIII und IX der Geschichte der Reformation im 16. Jahrhundert.

Plater [1]). Kurze Zeit darauf begaben sich der Professor und sein Schüler zu Fuß von Zürich nach Basel und langten daselbst nach manchen Abenteuern und Schrecknissen an.

Einige Tage später forderte man Myconius auf, die Rathspredigt zu halten, welche um 6 Uhr Morgens stattfand. „Als ich am Morgen des festgesetzten Tages in sein Zimmer trat, sagt Plater, fand ich ihn noch im Bette. Vater, rief ich ihm zu, steht auf, Ihr habt Eure Predigt zu halten. — „Wie," rief Myconius, „ist das heute?" Er sprang aus dem Bette. — „Worüber soll ich predigen? Sage es mir." — Ich weiß es nicht. — „Ich möchte gerne, daß du mir einen Text gäbest." — Nun, so zeigt, woher unser Unglück kommt und weshalb es uns auferlegt worden ist. — „Schreibe mir das auf ein Zettelchen." — Ich gehorchte, dann lieh ich ihm mein neues Testament, in welches er meinen beschriebenen Zettel legte. Er bestieg die Kanzel und sprach mit großem Redeflusse vor einer Zuhörerschaft von Gelehrten, welche von dem Wunsch herbeigezogen waren, einen Mann predigen zu hören, der noch nie gepredigt hatte. Alle waren höchlich erstaunt, und nach der Predigt hörte ich den Doktor Simon Grynäus zu dem Doktor Sulterus (der um diese Zeit noch zu den Unsern gehörte) sagen: „O Sulterus, laßt uns Gott bitten, daß er uns diesen Mann erhalte, denn er kann viel Gutes wirken [2])!"

Myconius wurde zum Pastor an St. Alban ernannt und bald darauf berufen, Oekolampadius als Präsident der Kirche in Basel zu ersetzen. In Bezug auf Franz I. hatte er sich Illusionen gemacht. Ein Franzose, der ein treuer Anhänger des Königs war, hatte Myconius eingeredet, der Fürst sei dem Evangelium nicht abgeneigt; er verberge seine Gesinnungen nur wegen der Prälaten seines Reiches, und wenn er erst in Italien die Besitzungen erlangt hätte, die er begehre, so werde man bald sehen, daß er weder für den Papst noch für die Papisten Freundschaft hege [3]). Um so mehr fühlte sich Myconius von Schmerz und Unwillen ergriffen, als er die barbarischen Hinrichtungen erfuhr, mit denen dieser Fürst seinem Volk in Paris ein Schauspiel gab. Er

[1]) Vie de Thomas Plater, publiée par M. E. Fick, docteur en droit.

[2]) *Ibid.*

[3]) »Videbis quid amicitiae sit remansurum cum papa et papisticis.« (Myconius ad Bullingerum, März 1534.)

konnte mit Calvin um so mehr sympathisiren, weil er die entschiedene, energische Gesinnung des Verfassers der Plakate theilte, obwohl er einen sanften und gemäßigten Charakter hatte. „Weshalb sollte man ein so zerrissenes Kleid flicken?“ sagte er mit Bezug auf das Papstthum. „Wir dürfen uns mit dem Drachen nur einlassen, um ihn zu tödten[1]).“ Eine große Uebereinstimmung der Gefühle brachte Calvin und Myconius in den Unglückstagen, von denen wir reden, einander nahe. Die Scheiterhaufen in Paris trennten sie immer mehr von Rom und fesselten sie an das einfache Evangelium.

Indessen gab es Gemüther, auf welche die Verfolgung in ganz anderer Weise wirkte. Inmitten aller Klagen und des Unwillens blieb du Tillet in sich verschlossen und stumm. Die Lieblichkeit des Wortes Gottes zog ihn an, aber die Bitterkeit des Kreuzes erschreckte ihn. Mit Freuden hatte er alles verlassen in dem Glauben, daß schnell eine allgemeine Reformation stattfinden würde. Als er aber sah, daß ein Kampf auf Tod und Leben zwischen Papstthum und Evangelium sich entspann, „gerieth er in große Aufregung, er verlor seine Ruhe, wie er uns selbst sagt, und stand unaussprechliche Angst und Qualen in seinem Innern aus.“ Jede Hinrichtung in Paris vermehrte die Zweifel und die Unruhe dieser redlichen aber schwachen Seele. Scheinbar fürchtete er nur die Kirchenspaltung; aber im Grunde hatten Trübsal und Schande viel Antheil an seinem Schrecken. Er erkannte nicht, wie Calvin sagt, daß man im Kreuztragen Christo nachfolgt, so daß alle Bitterkeit versüßt wird. Er hielt sich abseits und brachte Tage und Nächte in Qualen zu. „Fast drei und ein halbes Jahr stand ich allein und hatte keine Ruhe,“ schrieb er im Jahre 1538 an seinen ehemaligen Freund[2]). Seine Freundschaft zu dem Reformator wurde dadurch gestört, und drei Jahre später sollte er diesem einen eben so großen, ja ohne Zweifel größeren Schmerz bereiten, als Calvin bei der Nachricht von dem Tode der Märtyrer empfunden hatte.

Die Intriguen der Agenten Franz I. begannen unterdessen einigermaßen erfolgreich zu werden. Diese Leute entfalteten eine unglaubliche

---

[1]) »Cum Dracone non aliter est congrediendum, nisi ut penitus occidatur.« (*Ibid.* in post. epist.)

[2]) Du Tillet an Calvin, 7. September 1538.

Thätigkeit, um einen Umschwung in der öffentlichen Meinung hervorzubringen. Sie redeten, schrieben und vertheilten überall „gewisse kleine Bücher voller Lügen, in denen es hieß, der König sei nur gegen Rebellen strafend eingeschritten, die unter dem Schein der Religion den Staat gefährdeten." Unglücklicherweise sind die Menschen, ja oft die besten, stets geneigt, Böses zu glauben. Deutschland wurde kälter, selbst in Basel waren sehr viele im Irrthum befangen, und obgleich man nicht allen auf die Märtyrer bezüglichen Verleumdungen glaubte, haftete doch immer etwas. „Wenn etliche Sektirer bestraft sind," sagten manche Redlichgesinnte, „so sind das Anabaptisten, die, weit entfernt das Wort Gottes zur Regel und Richtschnur ihres Glaubens zu nehmen, nur ihrer irregeleiteten Phantasie folgen und im Grunde keine andere Lehre haben, als die Verachtung jeder höhern Gewalt. Wir können die Sache einiger Aufrührer nicht vertheidigen, die alles, selbst die ganze Staatsordnung umstürzen wollen[1])." ....

Mit seinen Büchern in seinem Zimmer bei Katharina Klein eingeschlossen, dachte Calvin Tag und Nacht an jene grausamen Anklagen, und seine edle Seele war entrüstet, daß man den Kindern des himmlischen Vaters nicht nur schreckliche Strafen auferlegte, sondern auch noch ihren guten Ruf anzutasten suchte. „Diese Agenten des Hofes," sagte er, „häufen auf die heiligen Märtyrer nach ihrem Tode falsche Anklagen, niedrige Verleumdungen und suchen den Unwillen, den das Vergießen des unschuldigen Blutes erregt hat, durch elende Entstellungen zu beschwichtigen. So bereiten sie sich den Weg, die armen Gläubigen zu tödten, ohne daß jemand Mitleid mit denselben haben könnte[2])." Der junge Reformator stand zwischen zwei Blutbächen; schon waren seine Glaubensbrüder hingeopfert, und er sah andere Christen unfehlbar von demselben Schicksal bedroht. Dem Tod Milon's, des la Forge hatte er nicht vorbeugen können ....; so wollte er wenigstens versuchen, das Schwert von andern Häuptern zu wenden, die es bedrohte. „Wenn ich mich nicht kräftig, und so viel ich vermag, widersetze," sagte Calvin, „so kann man mein Schweigen mit Recht feige und treulos nennen."

[1]) »Turbulentos homines qui totum ordinem politicum convellerent.« (Calv. in Psalm. — S. auch Bèze, Hist. ecclés., p. 14 und Vie de Calvin, p. 19.)

[2]) Calvin, Préface des Psaumes.

Er wollte sprechen und sich zwischen die Henker und ihre Opfer werfen. Ein göttliches Wort tönte in seinem Innern wieder. „Thue deinen Mund auf für die Stummen und für die Sache aller, die verlassen sind[1].“ So faßte er denn einen jener Entschlüsse, wie sie bei einem Charakter gleich dem seinigen unerschütterlich sind, und sprach: „Ich will dem gehorchen, der vom Himmel zu mir redet. Ich will auf jene bösen Nachreden, die man gegen meine Glaubensbrüder ausstreut, antworten, und da dieselben Grausamkeiten noch an vielen andern Gläubigen ausgeübt werden können, will ich mich anstrengen, zu ihren Gunsten das Mitleid der fremden Nationen zu erregen. Das war die Veranlassung,“ fügt er hinzu, „die mich bewog, meinen christlichen Unterricht zu veröffentlichen[2].“ Nie hatte ein schöneres Buch einen schöneren Ursprung. Justinus Martyr, Athenagoras, Tertullian hatten ihre Apologieen beim Scheine der brennenden Holzstöße des zweiten Jahrhunderts geschrieben; Calvin schrieb die seinige, als im 16. Jahrhundert die Scheiterhaufen flammten. Die Veröffentlichung des christlichen Unterrichts war der Schmerzensschrei einer mitfühlenden Seele beim Anblick „derer, die verlassen sind.“

Calvin hatte schon seit langer Zeit über den wichtigen Gegenstand nachgedacht, der ihn damals vorzugsweise beschäftigte, — über das System des christlichen Glaubens. Und sein Buch sollte auch wirklich das schönste Lehrgebäude werden, welches die Kirche Christi je besessen hat. Vier Jahrhunderte hindurch, seit dem 12ten, hatten Geister ersten Ranges abstrakte Systeme formulirt, in denen scholastischer Rationalismus und geistliche Autorität geschickt vereinigt waren; sie hatten ihre Kräfte daran verschwendet, Erklärungen, Widersprüchen, Entscheidungen, Schlußfolgerungen und pro und contra ohne Ende nachzujagen; dann hatte sich die Theologie in öder Wüste verloren. Aber sie sollte daraus wieder hervorgehen, um neue Gebiete zu betreten. Freilich war es kein Geringes, die christliche Wissenschaft aus dem Tode in's Leben, aus der Finsterniß zum Lichte zu führen. Es bedurfte eines wachgewordenen Gewissens, eines nach Gerechtigkeit dürstenden Herzens, eines hochbegabten Geistes, eines mächtigen Willens, um kühn alle Ketten[3]) zu sprengen, um alle

[1]) Sprüche Sal. 31, 8.
[2]) Préface des Psaumes.
[3]) »Catenae patrum.«

Sentenzen und Summen, welche die Scholastiker theils mühsam aus ihrem Hirn, theils aus oft unreinen Traditionen entlehnt hatten, zu vernichten und an deren Stelle den Felsen des himmlischen Wortes zu setzen, auf dem sich das Haus Gottes erheben sollte.

Calvin war der Mann, der zu diesem Werke berufen war. Bis auf ihn war das Dogma von einer Periode zur andern stets in derselben Richtung von Abstraktion zu Abstraktion fortgeschritten. Plötzlich aber ändert sich der Gang; Calvin weigert sich, den gewohnten Weg zu verfolgen. Anstatt im Sinne der Schule fortzuschreiten zu neuen Entwickelungen eines immer mehr verfeinerten Verstandes, wendet er sich plötzlich entschieden rückwärts; er hört auf die Stimme des Gewissens; er fühlt das Bedürfniß des Herzens .... er eilt dahin, wo dies Befriedigung findet und überspringt fünfzehn Jahrhunderte. Er wendet sich zu den evangelischen Quellen selbst, schöpft mit goldenem Kelche das lebendige, lautere Wasser der göttlichen Offenbarung und reicht es den Völkern, um ihren Durst zu stillen.

Die Reformation war nicht einfach ein Wechsel der Lehre oder eine Veränderung in den Sitten oder im Kirchenregiment. Sie war eine neue Schöpfung. Das 1. Jahrhundert hatte die erste christliche Schöpfung erblickt; das 16. Jahrhundert sah die zweite.

Luther war durch die Macht seines Glaubens das Hauptorgan dieser neuen Schöpfung. Er machte sich los von der tiefen Finsterniß, die so viele Jahrhunderte auf der Menschheit gelastet hatte, er schleuderte mit heiliger Kraft rechts und links, vorwärts und rückwärts Blitz und Donner, und der ganze Horizont stand in Flammen. Da erschien Calvin; er sammelte diese zerstreuten Flammen und vereinigte sie zu einem ungeheuren Feuer, und während das Licht der primitiven Schöpfung der Kirche sich fast innerhalb der Grenzen der römischen Welt gehalten hatte, reichen die Feuer der neuen bis an die Enden der Erde.

Calvin sammelte sich zu dem Werke, zu welchem Gott ihn rief; er that einen tiefen Blick in den Schacht der Schrift, die er so oft durchforscht hatte. Mit der Leuchte des Geistes beschwor er die großen Gedanken, die großen Persönlichkeiten der Erlösung herauf, nicht um sie wie die Scholastiker in einem gelehrten Fechterspiel figuriren zu lassen, sondern um sie die Grundwahrheiten des Glaubens aussprechen und

durch sie die goldenen Säulen des Tempels des Lichts und des Lebens aufrichten zu lassen.

Der christliche Unterricht ist die große That Calvin's; sie ist Calvin selbst; wir müssen deshalb davon sprechen. Freilich berichtet die Geschichte gewöhnlich Thaten, die der Arm des Kriegers oder die Unterhandlungen des Diplomaten vollbringt, aber das Werk, welches Calvin damals durch geistige Kraft vollführte, übertrifft bei weitem an Wichtigkeit der Wirkung alles, was jemals die Schlauheit gewandter Staatsmänner oder das Schwert starker Krieger ausgerichtet hat. So wollen wir denn von dieser That besonderer Art erzählen. Die neugierigen Seelen, wie Calvin sie nennt, werden diese Blätter vielleicht überschlagen; das thut uns leid, aber wir müssen sie doch schreiben.

„Die ganze Summe der Weisheit," sagt zu Anfang der große Gelehrte der neuern Zeit, „ist, daß mit der Erkenntniß Gottes, jeder unter uns auch sich selbst erkennt, und diese beiden Dinge sind unter einander mit so viel Banden verknüpft, daß sich nicht leicht entscheiden läßt, was von den beiden vorangeht und was nachfolgt."

Wirklich zeigt Calvin, indem er sich an den Menschen wendet, vor allen Dingen — welch' großes Wunder! — in dem Menschen Gott selbst. ... „Gott," sagt er zu dem Menschen, „hat dir eine Erkenntniß seines Wesens eingeprägt und die Erinnerung an dieselbe erneuert er in dir unaufhörlich, als ob er sie tropfenweise hineinträufeln ließe. Es ist unserm Geiste ein Gefühl der Gottheit so tief eingegraben, daß wir es nicht verwischen können. Selbst das Auflehnen der Gottlosen dagegen giebt davon Zeugniß, denn obwohl sie heftig dawider kämpfen, um die Furcht Gottes los zu werden, bleibt diese Furcht doch unvermeidlich in ihnen haften, als säße sie im Mark ihrer Knochen." Nachdem er aber dem Menschen diesen auserlesenen Adel zugesprochen hat, den Namen Gottes in sich zu tragen, richtet Calvin sogleich eine ernste Anforderung an die Menschheit. „Ach, man fände unter hundert mit großer Mühe kaum einen einzigen, der diesen göttlichen Samen in seinem Herzen pflegt. Die einen flattern aus Neugier in nutzlosen Grübeleien umher; andere betäuben sich in thörichtem Aberglauben, noch andere endlich sprechen Gott das Richter- und Herrscheramt ab, schließen ihn, als sei er unthätig, in seinen Himmel ein und bleiben so in der Welt ohne Gott .... Was ist da zu thun? .... Sollen wir

uns unaufhörlich hier und dort umhertreiben lassen durch viel irrthümlichen Leichtsinn[1])?" ....

Dann nimmt Calvin den Menschen bei der Hand, und um ihm die ewigen Geheimnisse zu lehren, führt er ihn vor einen großen Spiegel des Geistes, die heilige Schrift, in welcher alle unsichtbaren Dinge in ihrer lebendigen Realität erscheinen. Zum Unterschiede von allen Gelehrten des Katholicismus, die seit zehn Jahrhunderten geredet hatten, stellt er in absoluter Weise die Vollkommenheit und die höchste Autorität des Wortes Gottes in den Vordergrund.

„Gott," sagt er, „hat seinen heiligen Mund aufgethan, um uns kundzumachen, daß er der Gott ist, den wir anbeten sollen. Zeigt man Leuten mit schwachen Augen oder abgelebten Greisen ein Buch mit gewöhnlichen guten Buchstaben, so können sie kaum zwei Worte nach einander darin lesen; wenn sie aber ein Vergrößerungsglas nehmen, sehen sie alles ganz deutlich. Wenn wir alles klar erkennen wollen, so laßt uns zur heiligen Schrift greifen, ohne sie hat unser Geist nur eine verwirrte, mangelhafte Kenntniß von Gott; — sie aber vertreibt aus uns alle Dunkelheit und zeigt uns deutlich Gottes Vaterherz."

Schon zu Calvin's Zeiten gab es gewisse Gelehrte, die den heiligen Schriften die Inspiration, dem Christenthum das Ueberſinnliche absprachen. „Ich weiß wohl," sagt er, „daß es Verächter, Spötter und Sophisten giebt, die das Wort angreifen, und müßte ich mit ihnen diesen Streit ausfechten, so würde es mir nicht schwer fallen, ihnen den Mund zu stopfen. Aber außer allen Beweisen, welche die Vernunft darbietet, giebt es einen, der alle andern überwiegt. Derselbe Geist, der durch den Mund der Propheten geredet hat, muß in unsere Herzen kommen, muß sie lebendig machen und sie überzeugen, daß die Propheten treulich ausgerichtet haben, was ihnen von oben befohlen worden war[2])." Das Zeugniß des heiligen Geistes ist der Beweis aller Beweise.

Dann wendet sich Calvin an den sich selbst vergötternden Menschen, der sich an Gottes Stelle setzt, und offenbart ihm die in ihm wohnende Sünde. „Steig' jetzt hernieder," sagt er, „steig' hernieder und schaue dich selbst an. Lerne die Sünde kennen, die von Adam gekommen, in

[1]) Chr. Unterricht, Buch I, Kap. 1, 2, 3, 4.
[2]) Ebendas., Buch I, Kap. 6, 7.

uns wohnet, wie ein glühender Ofen, der ohne Aufhören Flammen und Funken aussprüht und dessen Feuer nicht nur die Sinne, sondern auch den edleren Theil unserer Seelen befleckt.“ Kein Mittel giebt es für den Menschen sich durch eigene Kraft von dem Elend seiner Natur zu befreien. „Wenn du wähnst, durch deine eigene Kraft dir aufzuhelfen, so stützest du dich auf ein schwaches Rohr .... das alsbald zerbricht[1]).“

Darauf zeigt Calvin dem Menschen, wo sein Heil zu finden ist. Herrlich schildert er das Versöhnungswerk. „Während wir in unserer Verdammniß staunend, furchtsam und erschüttert vor dem Richterstuhle Gottes stehen, wird die Strafe, die uns zukäme, dem Unschuldigen auferlegt. Alles, was uns vor Gott belasten kann, wird auf Jesum Christum übertragen. Der göttliche Stifter des Himmelreiches hat für die Kinder dieses Reiches gelitten.... Wir haben einzig Frieden durch die Schrecken und Leiden Christi unseres Erlösers[2]).“

Aber was wirkt dies außerhalb des Menschen vollbrachte Werk denn in dem Menschen? ... Das ist die große Frage, die Calvin sich vorlegt. Der göttliche Glaube, der die Gerechtigkeit Christi am Kreuze ergreift, schafft zu gleicher Zeit die Heiligkeit Christi im Herzen. „Kaum,“ sagt er, „hat der Mensch im zuversichtlichen Glauben die Rechtfertigung angenommen, so fühlt er unvergänglichen Frieden im Innern. Er hat einen kindlichen Geist empfangen, der ihn zu Gott „Lieber Vater“ sagen läßt, und der ihm eine süße, fröhliche Gemeinschaft mit dem himmlischen Vater mittheilt. Sobald das kleinste Glaubensfünklein in unserer Seele glimmt, fangen wir an, Gottes liebreiches und gnädiges Angesicht zu schauen. Wohl ist es wahr, daß wir weit entfernt sind, ihn mit unsern leiblichen Augen zu sehen, aber es geschieht doch mit untrüglichem Blicke, und wir wissen, daß es hier keine Täuschung giebt.“

Nun entsteht eine neue Frage. Man fragt den jungen Lehrer: Wird der Mensch durch die Liebe erlöst oder ohne dieselbe? ... Er antwortet: „Es giebt keinen andern Glauben, der gerecht macht, als den, der mit der Liebe verbunden ist, aber nicht die Liebe hat die Kraft, gerecht zu machen. Der Glaube macht nur gerecht, weil er uns in die Gemeinschaft der Gerechtigkeit Christi versetzt. Wer zwei Gerechtigkeiten

---

[1]) Chr. Unterricht, Buch I, Kap. 1; Buch II, Kap. 2, 3.

[2]) Ebendas., Buch II, Kap. 16, 17.

(die der Menschen und die Gottes) mit einander verwechselt, der hindert die armen Seelen, sich auf die einzige, lautere Barmherzigkeit Gottes zu verlassen, der flicht Jesu Christo eine Dornenkrone und spottet seines Opfers." ...

Hier stellt Calvin die große Idee, welche die durch seine Lehre bewirkte Reformation charakterisirt, ins volle Licht, nämlich, daß es nur auf den neuen Menschen ankomme. Nachdem er auf das Werk, welches Christus außer uns vollbringt, ebenso großes Gewicht gelegt hat, wie jeder andre Lehrer, legt er ein weit größeres als irgend ein andrer auf das Werk, welches er in uns vollbringen muß. „Ich stelle unsere Verbindung mit unserm Haupte auf die oberste Stufe," sagt er, — „die Wohnung, die er in uns macht durch den Glauben, — die heilige Vereinigung, durch welche wir seiner theilhaftig werden. Man muß in unserm Leben eine Harmonie, einen Einklang zwischen der Gerechtigkeit Gottes und dem Gehorsam unserer Seelen wahrnehmen."

Aber Calvin gedenkt demüthiger, schüchterner Christen, die da trauern, weil sie nur einen schwachen Glauben in sich finden. Er tröstet sie, und die Bilder, deren er sich bedient, sind malerisch. Er sagt: „Wenn jemand in einem tiefen Kerker das Sonnenlicht nur durch ein hohes, enges Fenster schräge oder halb sähe, so entbehrte er ohne Zweifel den vollen Anblick der Sonne, indessen würde er doch immer dadurch ein gewisses Licht empfangen und es benutzen können. Ebenso werden wir, obwohl wir in dem Kerker dieses irdischen Leibes gefangen sind, und obwohl uns von allen Seiten viel Dunkelheit umgiebt, hinreichend erleuchtet und können eine feste Zuversicht haben, wenn wir das geringste Fünkchen des Lichtes Gottes besitzen."

Und wird denn diese Flamme nicht erlöschen? fragen die Christen ängstlich. „Nein," sagt Calvin, „das Licht des Glaubens erlischt nie so völlig, daß nicht wenigstens ein Schein übrig bliebe. Die Wurzel des Glaubens wird nie gänzlich aus dem Herzen herausgerissen, sie bleibt fest darin sitzen, obgleich sie sich hierhin oder dorthin zu bewegen scheint." — „Der Glaube," ruft er aus, (und er fühlte das oft) „der Glaube ist für uns ein Gewappneter zum Widerstand gegen die Angriffe des Bösen. ... Wenn wir ihn vorschieben, so fängt er die Schläge auf und wehrt sie ab. Freilich kann er erschüttert werden, wie ein sonst

tapferer Soldat durch einen gewaltsamen Hieb genöthigt werden kann, sich zurückzuziehen. Sein Schild bekommt eine Beule, ja einen Bruch, aber er wird nicht durchbohrt, und selbst bei einem derartigen Unfall schwächt der Schild den Stoß, und die feindliche Waffe dringt nicht ins Herz."

Nachdem er die Furchtsamen getröstet und die Verwundeten aufgerichtet hat, ermahnt der wunderbare Mann, der mit der Festigkeit eines Feldhauptmannes im Heere Gottes redet, die Soldaten Christi, Muth zu fassen. „Wenn St. Johannes unserm Glauben den Sieg verheißt," sagt er, „so will das nicht nur sagen, daß derselbe in einer oder in zehn Schlachten siegen wird, sondern in allen. So laßt uns denn gutes Muthes sein. Schwanken, wechseln, bald steigen, bald fallen, zweifeln, zittern, in Ungewißheit schweben und zuletzt verzweifeln, das heißt nicht Vertrauen haben. Man muß einen festen Grund haben, auf dem man ruhen kann. Gott hat es gesagt, das ist genug. Unter dem Schutze Christi sind wir nicht mehr in Gefahr zu verderben[1])."

Indem Calvin dann seine Blicke Rom zuwendet, sucht er nach der Quelle der Irrthümer und findet dieselbe in dem Pelagianismus, der es ergriffen hat. Die Gnade in ihrem vollen Umfange, Gnade von der ersten Regung zur Wiedergeburt bis zur Heilsvollendung, das ist der Grundton der Theologie Calvin's; und das ist auch der mächtige Sturmbock, mit dem er das römische Gebäude erschüttert. Wie St. Paulus im ersten, wie St. Augustinus im fünften Jahrhundert, so ist Calvin im sechszehnten der Lehrer der Gnade. Das ist einer seiner wesentlichsten Charakterzüge. „Der Wille des Menschen," sagt er, „kann sich aus sich selbst nicht zum Guten neigen. Eine solche Regung, die der Anfang unserer Bekehrung zu Gott ist, wird in der heiligen Schrift einzig nur dem heiligen Geiste zugeschrieben. O welch eine süße, nützliche und liebliche und zugleich fruchtbringende Lehre, denn alle, die sich nicht für Glieder des auserwählten Volkes Gottes erkennen, sind in beständigem Zittern. . . . Ohne Zweifel finden die Bösen an dieser Sache viel zu mäkeln, zu spotten, zu höhnen und darüber zu schreien; . . . aber wenn

---

[1]) Chr. Unterricht, Buch III, Kap. 2; Buch II, Kap. 12, 19, 20; Buch XIII, Kap. 3, 4, 5.

wir uns vor ihrem Ungestüm fürchten, so müssen wir unsern Glauben verschweigen, denn es giebt keinen einzigen Artikel, den sie nicht verunglimpfen mit ihren Lästerungen. „Christus," fährt er fort, „der uns inmitten so vieler tödtlichen Angriffe von aller Furcht befreien wollte, hat allen, die der Vater ihm gegeben, verheißen, daß sie nimmermehr umkommen werden [1])."

Hier hört Calvin lauten Einspruch sich erheben. Man beschuldigt ihn, er behaupte, daß Gott die schlechten Menschen zum Bösen prädestinire. ... Er antwortet sogleich darauf, indem er diese gottlose Lehre verwirft. „Solche Spötter," sagt er, „schwatzen wider Gott, sie erklären, die Bösen würden ungerechterweise verdammt, weil sie ausführen, was Gott beschlossen hat. „Nein," ruft er aus, „weit entfernt, dem Gebote Gottes zu gehorchen, stoßen die Bösen es vielmehr durch ihre Gottlosigkeit um, so viel an ihnen ist. Man soll mit Gott nicht hadern, man darf nicht sprechen, wie Agamemnon im Homer, wenn er vom Bösen redet: Ich bin nicht Schuld daran, Jupiter ist's und die Götter der Nothwendigkeit [2])."

Und nun eilt Calvin, die Früchte des Glaubens zu zeigen und sagt: „Wir haben der Lehre den ersten Platz eingeräumt, aber damit sie uns Nutzen bringe, muß sie ins Innere der Seele eindringen, auf unsere Sitten übergehen und die Handlungen unseres Lebens regeln. ... Da der heilige Geist uns zu Tempeln Gottes weiht, müssen wir mit Fleiß trachten, daß die Herrlichkeit Gottes den Tempel erfülle. ... Wir kennen jene Schwätzer, welche sich begnügen, das Evangelium im Schnabel (au bec) zu haben, während es tief in die Seele dringen muß, und wir verabscheuen ihr Geschwätz."

Calvin hatte sorgfältig den Zustand der Kirche während des Mittelalters studirt; ... was hatte er da gesehen? Die Trennung der Kirche und der Sittenlehre. Ein Regiment, officielle Lehren, gottesdienstliche Gebräuche; aber alles das entblößt vom sittlichen Leben. Die Religion war in jener Zeit ein Baum, der große Zweige in die Lüfte streckte, — in denen aber kein Saft mehr war. In der Religion einen lebendigen Glauben wiederherzustellen und durch denselben eine heilige

---

[1]) Chr. Unterricht, Buch II, Kap. 3; Buch III, Kap. 21, 22, 23.

[2]) Ebendas., Buch I, Kap. 17, 18.

Moral, das war des Reformators Ziel. „Gott," sagt er, „pflanzt in unsere Herzen zuerst Liebe zur Gerechtigkeit, zu der wir von Natur keine Neigung haben, dann giebt er uns eine bestimmte Regel, die uns vor Verirrung schützt[1])." Auch wurde eine seit Jahrhunderten unbekannte Sittenreinheit nicht nur in Genf, sondern überall, wo Calvin's Lehre Eingang fand, ein Hauptkennzeichen der Reformation.

Aber noch ein wichtiger Gedanke beschäftigt ihn vorzugsweise. Er will ja nicht nur einige Reformen in einzelnen Artikeln, er will die Kirche constituiren. Die Kirche, das ist für Calvin vor allen Dingen die Gesammtheit der Kinder Gottes; aber zugleich erkennt er, daß die sichtbare Gemeinde aller, die in den verschiedenen Theilen der Welt den Herrn bekennen und anbeten, ein Recht auf diesen Namen haben. „O große Menge," ruft er aus, „unter welcher die Kinder Gottes leider wie eine Handvoll verborgen sind, wie wenige Körner auf der Tenne unter einem großen Haufen Stroh." Unsere Härte, unsere Trägheit und unser eitler Sinn bedürfen äußerer Stützen," fügt er hinzu, „und deshalb hat Gott Hirten und Lehrer eingesetzt[2])."

Es war ein feierlicher Augenblick für Calvin, als er in dem Zimmer, welches er bei Katharina Klein bewohnte, seinen christlichen Unterricht vollendete. Fromme Christen betraten später nur ehrfurchtsvoll diese Wohnung, und einer von ihnen, der berühmte Peter Ramus, der sich 1568, vier Jahre nach dem Tode des Reformators, in derselben befand, rief tiefbewegt aus: „Hier ists, wo die Fackeln angezündet worden sind, die ein so großes Licht verbreitet haben! Hier ist der berühmte christliche Unterricht geschrieben, hier hat Calvin heilige Nachtwachen gehalten[3])!"

In der ersten Ausgabe war der christliche Unterricht eine einfache Apologie, welche kurz das Gesetz, den Glauben, das Gebet, die Sakramente, die christliche Freiheit, die Natur von Kirche und Staat auseinandersetzte. Aber die nach Genf geflüchteten Franzosen und selbst ferne Protestanten lagen Calvin unaufhörlich an, in seinem Buch die ganze christliche Lehre darzulegen. Auch nahm er nach und nach zahlreiche Zusätze auf[4]).

---

[1]) Chr. Unterricht, Buch III, Kap. 6.

[2]) Ebendas., Buch IV, Kap. 1.

[3]) »Hic tanti luminis faces primum sunt incensae etc.« (Ramus, Basilea 1571.)

[4]) Diese successiven Zusätze kann man leicht im ersten Bande der Werke Calvins

Der christliche Unterricht liefert den Beweis, daß der Gedanke der Union in Calvin vorherrschend war; in der That schrieb er dieselbe zur Rechtfertigung der Gläubigen, seiner Brüder. Während er jedoch die Reformirten vertheidigte, erklärte und rechtfertigte er die Reformation selbst. Und was sind ihre Principien? Das objective Princip des Glaubens und der Kirche ist für ihn, wie für Luther, das untrügliche Wort Gottes, aber er hebt es noch entschiedener hervor, als sein Vorgänger. Calvin ist antitraditionell, er will weder Hostien noch den Taufstein, weder Feste noch andere kirchliche Formen, die Luther beibehält. Er reformirt die Kirche nicht, er formt sie um, ein Wörtchen macht den Unterschied, aber das Wörtchen entscheidet über ein ganzes System. Auch Zwingli war schriftgemäß und der Tradition entgegen, doch unterscheidet sich Calvin's Theologie von der seinigen; die des Lehrers in Zürich ist hauptsächlich exegetisch, während die des Genfers hauptsächlich dogmatisch war. Wenn wir von dem objectiven Princip zu dem übergehen, was die Theologen das subjective nennen, das heißt, was die Natur nnd das Wesen der Lehrer selbst charakterisirt, so finden wir, daß es noch im Grunde dasselbe ist bei Luther und bei Calvin — das Heil aus Gnaden, — aber ersteres sich anlehnend an die christliche Anthropologie stellt als Grundartikel die Rechtfertigung durch den Glauben des wiedergeborenen Menschen hin, während Calvin sich besonders an die Theologie hält, an die Lehre Gottes und zuvörderst das Heil durch die Souveränität der göttlichen Gnade proklamirt.

Calvin's Polemik in seinem christlichen Unterricht ist wesentlich positiv. Wie ein Meister unter Künstlern, die sich bemühen, dasselbe Bild zu malen, entwirft Calvin seine Skizze mit kühner Hand, er vertheilt Licht und Schatten, und schafft ein bewunderungswürdiges Werk. Und nun genügt es, auf seine Genossen zu sehen, um die Fehler ihrer Arbeit, das Unverhältnißmäßige, Bizarre zu erkennen. . . . Calvin entfernt das Häßliche daran, nachdem er vorher etwas Herrliches geschaffen.

---

erkennen, welche drei Straßburger Theologen, Braun, Cunitz und Reuß in Braunschweig herausgegeben haben. Man findet darin die verschiedenen Ausgaben des christl. Unterrichts, und die Stellen, welche jeder ursprünglich angehören, sind mit größern Lettern gedruckt. Wir heben die Synopsis in sechs Spalten der Ausgaben von 1536—1539, 1543—1545, 1550—1554, 1559 u. ff. hervor. In der ersten Gestalt hat der christl. Unterricht nur sechs Kapitel, in der letzten achtzig, die in vier Bücher getheilt sind. Aus der vollständigen Ausgabe haben wir unsere Stellen entnommen.

Der christliche Unterricht erregte die Bewunderung der vorzüglichsten Geister des 16. Jahrhunderts. Der Bischof von Valence, Montluc, nannte Calvin den größten Theologen der Welt. In unserer Zeit hat ein französischer Schriftsteller, der nicht zu den Reformirten gehört, aber ein Mann von gerechtem und tiefem Urtheil ist[1]), den christlichen Unterricht „als das erste Werk unserer Zeit bezeichnet, welches ein geordnetes Material, eine genaue und vollkommen geeignete Composition darbiete,“ und von Calvin selbst sagt er, „daß er alle Fragen der christlichen Philosophie als ein großer Schriftsteller behandle, und den erhabensten derselben gleichkomme in seinen großen Gedanken über Gott; deren Ausdruck,“ fügt er hinzu, „Bossuet mit Kraft fortgesetzt, aber nicht übertroffen hat.“

Fünfzehntes Kapitel.

Calvin wendet sich an den König und reist nach Italien.

(August 1535.)

Der Zweck des christlichen Unterrichts war, der Christenheit und besonders den Protestanten Deutschlands Kenntniß zu verschaffen von der Lehre, zu welcher sich in Frankreich die Leute bekannten, die der König zum Tode führen ließ. War das aber alles, was zu thun war? Calvin glaubte noch eine dringendere Aufgabe zu haben. Seine Vorstellungen konnten ja, anstatt ihren Weg durch Deutschland zu nehmen, direkt an den König gerichtet werden. Hatte er doch in seiner Herzensangst bei seinem Nachdenken in der Einsamkeit oft das Wort an ihn gerichtet; weshalb sollte er es nicht direkt und öffentlich thun? . . . Freilich war es ein gewagtes Unternehmen für einen jungen, fast unbekannten verfolgten Mann, den mächtigen Monarchen anzurufen, der unbarmherzig die besten seiner Unterthanen den Flammen preisgab. Auch faßte Calvin zunächst nicht einen so kühnen Plan. „Ich dachte an nichts weniger,“ sagte er später zum König, „als Dinge zu schreiben, damit sie Ew. Majestät vorgelegt würden[2]). Aber das traurige

---

[1]) M. Nisard.

[2]) Widmung am Anfang des Unterrichts.

Schauspiel, welches Frankreich darbot, schwebte ihm Tag und Nacht vor Augen. Er wußte, daß das Schwert über dem Haupte aller hing, die Christus allein für ihren Mittler erkannten. Durfte er da schweigen?

Wirklich flammten die Scheiterhaufen in Frankreich von neuem auf. Ein frommer Landmann der Bresse „sehr bewandert im Worte Gottes" Johann Cornon war im Monat Mai in seinem Dorfe ergriffen und nach Mâcon gebracht worden. Vor seinen Richtern hatte er mit solchem Glaubensmuthe geredet, daß diese ganz bestürzt und verwirrt gewesen waren. Ende Juni hatte man ihn auf ein Flechtwerk gebunden, nach dem Richtplatz geschleppt und lebendig verbrannt[1]). Etwas später war ein Barbier aus Santerre, Denis Brion, ein eifriger Anhänger des Evangeliums in den großen Tagen von Angers hingerichtet worden, um die zu diesen Festen von allen Seiten herbeigeeilte Bevölkerung zu schrecken[2]). Die Flammen, welche diese frommen Bekenner verzehrten, drohten vielleicht noch andern Gottesmännern, und Calvin wünschte dieselben um jeden Preis zu retten. So entschloß er sich denn an den König zu schreiben, indem er diesem sein Buch widmete .... ein kühner Schritt!

„Sire," sagte er, „Ihr seid selbst Zeuge, durch wie viele Verleumdungen unsere Lehre tagtäglich entstellt wird. Sagt man Euch nicht, ihr einziger Zweck sei, alle Reiche und Regierungen umzustürzen, den Frieden zu stören, die Gesetze abzuschaffen, Herrschaften und Besitzthümer zu vernichten; — kurz, alle Dinge in Verwirrung zu bringen? ... Und doch vernehmt Ihr nur den geringsten Theil dieser Schmähungen. Man verbreitet die schrecklichsten Berichte über uns, die, wenn sie wahr wären, uns mit gutem Rechte an tausend und abertausend Galgen brächten."

Was Calvin unternahm, war nicht nur einfach zu zeigen, daß die evangelische Lehre der Reformation das Recht habe neben der römisch-katholischen zu bestehen. Dieser philosophische und christliche Gesichtspunkt war nicht der des 16. Jahrhunderts. „Wenn die evangelische Lehre bestehen soll," sagt Calvin kühn, „so ist es, weil sie die Wahrheit selbst ist." Er wollte den König, er wollte das Volk für Lehren gewinnen,

---

[1]) Crespin, Martyrol., fol. 116.

[2]) Drion, Hist. chron., I, p. 25.

die in seinen Augen einzig im Stande waren, sie zu erleuchten und zu erlösen.

„Unsere Vertheidigung," sagte er, „besteht nicht darin, daß wir unsere Lehre widerrufen, sondern daß wir ihre Wahrheit beweisen. Die Wahrheit ist das Motiv, welches allen ihren Gegnern das Recht nimmt, den Mund gegen dieselbe aufzuthun. Und aus diesem Grunde, Sire, bitte ich Euch, vollständig Kenntniß nehmen zu wollen von dieser Sache, die bis jetzt weit mehr mit ungestümer Hitze als mit kritischem Ernst geführt worden ist." — „Denkt nicht, daß ich hier meine eigene Vertheidigung zu führen versuche, um die Rückkehr zu erflehen in das Land meiner Geburt. Wohl hege ich so viel Liebe für dasselbe, wie ihm gebührt, aber die Sachen stehen jetzt so, daß ich keine besondere Trauer darüber empfinde, es meiden zu müssen . . . Nein Sire, ich nehme mich der allgemeinen Sache aller Gläubigen, ja der Sache Christi an, die heutzutage in Eurem Königreiche so unter die Füße getreten und verachtet ist, daß sie hoffnungslos zu sein scheint . . . . . Freilich ist Christi Wahrheit nicht verloren und verschwendet; aber sie ruht im Schooße der Verborgenheit gleichsam begraben, als wäre sie höchst verächtlich. Die arme Kirche ist auseinandergesprengt durch Verbannungen, durch grausame Hinrichtungen aufgerieben und durch Drohungen und Schrecknisse aller Art so in Furcht gesetzt, daß sie kein Wort wagt laut werden zu lassen. Und doch sind die Feinde der Wahrheit noch nicht zufrieden. Mit der ihnen eigenthümlichen Wuth bestehen sie darauf, die Mauer niederzureißen, die sie schon zum Wanken gebracht . . . . . den Ruin zu vollenden, den sie begonnen haben."

Hier fragt Calvin sich, ob denn niemand die Vertheidigung der verfolgten Christen unternimmt . . . Er blickt umher . . . Ach! die Evangelischen schweigen; die Königin von Navarra läßt kaum schüchtern ihre Stimme hören, die Politiker reden den Deutschen ein, die Evangelischen in Frankreich seien Fanatiker, Rasende . . . Alles zittert . . . „Niemand," ruft er aus, „niemand tritt auf, um sich solchen wüthenden Angriffen zu widersetzen . . . Ja, wenn sich selbst einige den Anschein geben wollen, als begünstigten sie die Wahrheit, so beschränken sie sich darauf, zu sagen, man müsse in gewisser Hinsicht der Unwissenheit verzeihen; — der Unklugheit einfältiger Leute . . . so nennen sie die untrügliche Wahrheit Gottes, Unwissenheit, Unklugheit. Leute,

die unser Herr werth genug geachtet hat, ihnen die Geheimnisse der himmlischen Weisheit mitzutheilen, nennen sie .... einfältige Leute, die sich leicht täuschen lassen; so sehr schämen sie sich des Evangeliums ....

Wer wird denn die Sache der Wahrheit in die Hand nehmen?

„Es ist an Euch, Sire," sagt Calvin zum Könige, „Euer Ohr nicht vor einer so gerechten Vertheidigung zu verschließen und Euren Muth zu zeigen. Es handelt sich um eine große Sache, nämlich zu wissen, wie die Herrlichkeit Gottes auf Erden aufrecht erhalten werden soll. — wie der Wahrheit die Ehre zurückgegeben wird, wie die Herrschaft Christi in ihrem ganzen Umfange bestehen soll. — Das ist wahrlich ein würdiger Gegenstand für Eure Aufmerksamkeit, für Euer Richteramt, und für Euren königlichen Thron. Ein König ist nur dann ein rechter König, wenn er sich als einen rechten Diener Gottes ansieht in der Herrschaft über sein Königreich. Eine Regierung, deren Endzweck nicht ist, der Ehre Gottes zu dienen, ist keine Regierung, sondern eine Räuberwirthschaft."

Kaum hat Calvin diese Worte ausgesprochen, so dünkt es ihn, als sehe er Franz I. sich entschieden weigern, seinen glänzenden Festlichkeiten den Rücken zu wenden, um den niedrigsten seiner Unterthanen Gehör zu schenken. Der König hört auf Montmorency, auf Tournon; ... er eilt zur Herzogin d'Etampes, ja er empfängt sogar Künstler und Gelehrte, aber diese erbärmlichen Sektirer ... niemals. „Sire," sagt Calvin, „wendet Euch nicht verächtlich von uns wegen unserer Unscheinbarkeit. Wir geben gewiß zu, daß wir arme, verachtete Leute sind; — vor Gott elende Sünder, vor den Menschen verunglimpft und verworfen. Ja, wenn Ihr wollt, sind wir der Auswurf der Welt oder noch Niedrigeres, wenn es sich denken läßt. Wahrlich es bleibt uns nichts, dessen wir uns vor Gott rühmen könnten außer seiner Barmherzigkeit, und vor den Menschen nichts außer unserer Schwachheit!" ...

Aber alsbald richtet sich der Apologist wieder empor mit heiligem Stolze und sagt:

„Dennoch muß unsere Lehre hoch und unübertrefflich, über allem Ruhm und aller Macht der Welt erhaben bleiben. Denn sie ist nicht von uns, sondern vom lebendigen Gott und seinem Christ, den Gott gesetzet hat zum König, daß er herrsche von einem Meer zum andern, von den Strömen bis zu den Enden der Erde ..... dessen Herrlichkeit die Prophe-

ten vorher verkündet haben, daß er Reiche, so hart wie Eisen und Stahl und so glänzend wie Silber und Gold, zunichte machen werde."

Hier vernimmt der Anwalt seiner Glaubensbrüder den Widerspruch der Feinde. Er sieht, wie sie Franz I. umringen und ihm unaufhörlich wiederholen, diese Leute seien, obwohl sie das Wort Gottes vorschützten, nichts als elende Verführer.... „Sire," fährt er fort, „Ihr könnt selbst urtheilen, wenn Ihr unsere Bekenntnißschrift (seinen christlichen Unterricht) leset, wie dieser Vorwurf nichts ist, als boshafte Verleumdung und schamlose Frechheit. Was stimmt mehr mit dem christlichen Glauben überein, als zu erkennen, daß wir von aller Tugend entblößt, nur von Gott bekleidet werden möchten? daß wir leer sind von allem Guten, um uns von ihm erfüllen zu lassen? Knechte der Sünde, um durch ihn befreit zu werden; Blinde, die er erleuchtet; Lahme, die er gesund macht; Schwache, die er stützt?... mit einem Wort, ist das nicht christlich allen Ruhm dahinzugeben, damit er allein verherrlicht werde?.. Ach, wir lesen ja doch nicht, daß Menschen gescholten worden, weil sie zu viel Wasser aus der lebendigen Quelle geschöpft haben, sondern der Prophet straft die hart, die sich ausgehauene Brunnen machen, die doch löchericht sind und kein Wasser haben [1])."

Calvin versuchte sogar, — ein verzweifelter Versuch, — das Herz des Königs zu rühren. „Sire," fuhr er fort, „erwägt unsere Sache in allen ihren Theilen... Wir werden verfolgt; etliche der Unsern werden gefangen gehalten, andere werden gegeißelt, noch andere zu öffentlicher Abbitte gezwungen und verbannt, sofern sie nicht der Verfolgung durch die Flucht entgehen... Wir werden schwer heimgesucht, beschimpft und unmenschlich behandelt; für verabscheuungswerth und verflucht gehalten... Und weshalb? Weil wir unsere Hoffnung auf den lebendigen Gott setzen und glauben, daß das ewige Leben sei, den einzig wahren Gott und den er gesandt hat, Jesum Christum, erkennen...."

Calvin weiß indessen sehr wohl, daß der Sieg nicht leicht zu erringen ist. Er hat die Priester in der Nähe gesehen in der Hauptstadt, in den Städten zweiten Ranges und auf dem Lande. Er meint das Geschrei der Pfarrer in ihren Gemeinden, der Mönche in ihren

---

[1]) Jerem., II, 13.

Klöstern zu hören. In der Absicht den König aufzuklären, bedient er sich der etwas schroffen Ausdrucksweise seiner Zeit. „Weshalb," sagt er, „kämpfen unsere Gegner so strenge und gewaltsam für die Messe, für das Fegefeuer, die Pilgerfahrten und dergleichen Thorheiten?.. Weil der Bauch ihr Gott ist und die Küche ihre Religion, weil, wiewohl einige sich pflegen und andere nur kümmerlich ihr Dasein fristen und Brotrinden essen, doch alle aus demselben Topfe leben, der ohne jene Feurungsmittel (Messe, Fegefeuer) nicht nur kalt werden, sondern ganz festfrieren würde."

Doch war es Calvin nicht unbekannt, daß die der Reformation wirklich gefährlichen Feinde nicht jene Priester und Mönche waren, die Eramsus und so viele andere zur großen Belustigung des Königs so oft gegeißelt hatten. Es däuchte ihm, als sähe er Montmorency, stolze Edelleute, den Kardinal von Tournon und Genossen, spitzfindige Gelehrte, ins Gemach des Königs treten, um dort ihre perfiden Anschuldigungen vorzutragen. „Ich höre sie," sagt er, „sie nennen unsere Lehre eine neue... Gewiß, ich zweifle nicht, daß sie ihnen neu ist, da Christus selbst und sein Evangelium ihnen neu sind. Wer aber weiß, daß die Predigt St. Pauli: Christus ist um unserer Sünden willen gestorben und um unserer Gerechtigkeit willen auferweckt, alt ist, findet nichts Neues bei uns. Freilich war diese Lehre lange unbekannt und verborgen, ... aber die Gottlosigkeit der Menschen trägt die Schuld dieses Verbrechens. Und jetzt, da sie durch Gottes Güte uns wieder gegeben ist, muß sie wenigstens in ihrer alten Autorität aufgenommen werden."

Aber die Gegner beharren bei ihrer Opposition: sie behaupten, die alten Kirchenlehrer sprächen zu ihren Gunsten. Das war in den Augen Franz I., der eine gewisse Ehrfurcht vor der alten christlichen Literatur zur Schau trug, das stärkste Argument. Aber Calvin kennt die Schriften jener Lehrer, er hat sie Tag und Nacht studirt, in Angoulême, Paris und Basel. „Auch die Väter haben geirrt," sagt er, „wie das allen Menschen begegnet. Nun aber verehren die guten, gehorsamen Söhne (die römischen Mönche) die Irrthümer der Kirchenväter und entstellen das Gute in ihren Schriften so sehr, daß es fast scheint, als läge ihnen nur daran, Koth unter dem Golde hervorzusuchen... Und dann verfolgen sie uns mit großem Geschrei als Verächter der Alten!.... Weit entfernt sie zu verachten, könnten wir vielmehr durch ihr Zeugniß den

größten Theil dessen, was wir heute sagen, beweisen. Indessen weichen diese heiligen Männer oft von einander ab, ja bisweilen widersprechen sie sich selbst. Sie dürfen uns nicht beherrschen. Christum allein sind wir völligen und ausschließlichen Gehorsam schuldig. Weshalb sehen unsere Gegner nicht die Apostel als ihre Väter an, da doch nur verboten ist, diese letzteren und keine andern anzutasten? Und wenn sie durchaus wollen, daß die von den Vätern gesteckten Grenzen streng eingehalten werden sollen, weshalb überschreiten sie dieselben denn so kühn, wenn es ihnen gefällt?"

Noch mehr, Calvin führt diese Lehrer an; er fürchtet sie nicht, er appellirt sogar an sie. Er beschwört sie alle herauf, läßt sie vor dem König vorüberziehen und wider die Lehren Roms Zeugniß ablegen.

„Es war Pater Epiphanes, der gesagt hat, es sei ein schrecklicher Gräuel, ein Bild Christi oder irgend eines Heiligen in den christlichen Tempeln zu erblicken.

Es war Pater Papst Gelasius, der gesagt hat, die Substanz von Brot und Wein bleibe im Sakrament des heiligen Abendmahls, wie die menschliche Natur unseres Herrn Jesu Christi mit seinem göttlichen Wesen vereinigt bleibe.

Es war Pater Augustinus, der den Gedanken einer Lehre ohne deutliches Zeugniß der heiligen Schrift verwegen nennt.

Es war Pater Paphnutius, der da behauptet hat, daß die Ehe den Dienern der Kirche nicht solle verboten werden und daß die Keuschheit darin bestehe, ein rechtmäßiges Weib zu haben . . .

Es war Pater Augustinus, der erklärt hat, daß man Christo die Kirche nicht vorziehen solle, da die geistlichen Richter Menschen seien und irren könnten, Christus aber immer recht urtheile . . . O wollte ich alle die Punkte aufzählen, in denen die römischen Lehrer das Joch der Väter abwerfen, deren gehorsame Söhne sie sich nennen, würden Monden und Jahre vergehen bei dieser langen Aufzählung . . . Und dann werfen sie uns vor, daß wir die alten Grenzen überschreiten!" . . .

Doch vergißt Calvin nicht, daß er zu einem Fürsten spricht. Betroffen von dem Zustande, in welchem sich die Welt in dem entscheidenden Augenblick befindet, wo veralteter Aberglaube und ein neuer Skepticismus zusammenstießen, alte Ausschweifungen und neue Unsittlichkeiten, ehrgeizige Bestrebungen, Kriege und Jammer — verlangt er laut Ab-

hülfe. Und überzeugt, daß einzig die Reformation die Menschheit retten kann, ruft er aus: „Viele Wasser der Trübsal überschwemmen die Erde... Viele neue Pestkrankheiten verheeren die Welt..... Alles stürzt in Trümmer.... Man muß verzweifeln an den menschlichen Dingen, oder Ordnung hineinbringen, selbst durch gewaltsame Mittel... Und doch verwirft man das Mittel... Ach, die ewige Wahrheit Gottes soll im Reiche Gottes einzig gehört werden! Gegen sie richten weder Gesetze noch lange Jahre, weder altes Herkommen noch irgendwelche Beschwörungen etwas aus."

„Aber die Kirche," sagten die Gegner. „Wenn wir nicht die Kirche sind, wo war sie denn vor Euch?... „Ach," erwidert Calvin, „wie oft ist die Kirche verdunkelt worden, formlos, von Kriegen, Aufruhr und Ketzereien unterdrückt! Straft nicht St. Hilarius die, so verblendet von sinnloser Ehrfurcht nicht wahrnehmen, welche Pestbeulen oft unter schönem Aeußern verborgen waren. Ihr sucht die Kirche Gottes in der Schönheit der Gebäude. Aber wißt ihr nicht, daß gerade da der Antichrist seinen Sitz haben muß? Die Berge, Wälder, Seen, Gefängnisse, Wüsten und Höhlen dünken mich weit sicherer und flößen mir mehr Vertrauen ein; denn dahin haben sich die Propheten zurückgezogen und haben da gelehrt. Da Gott sah, daß die Menschen der Wahrheit nicht gehorchen wollten, hat er zugelassen, daß sie in tiefe Finsterniß gehüllt wurden und daß die Gestalt der wahren Kirche verwischt werde, obwohl er stets hie und da verborgen und zerstreut etliche erhielt, die derselben angehörten. Sire, wenn Ihr ein wenig von Eurer Zeit Euch abmüßigen und meine Unterweisungen lesen wollt,.... so werdet Ihr deutlich erkennen, daß das, was unsere Gegner die Kirche nennen, eine schreckliche Gehenna, ein Schlachthaus der Seelen, eine Fackel der Zwietracht, eine Ruine ist."

Endlich giebt der junge Lehrer, da er wohl wußte, daß die Kardinäle Franz I. fortwährend wiederholten: — „Sehet, wie viel Streit, Unruhe und Aufruhr die Predigt dieser Lehre nach sich gezogen hat,".... eine Antwort, die etwas Originelles und Schlagendes hat, auf diese banale Beschuldigung, indem er sagt: „Nie tritt das Wort Gottes hervor, ohne daß auch Satan erwacht und scharmutziert. Vor einigen Jahren, da alles in Finsterniß lag, machte sich dieser Herr der Welt nach seinem Wohlgefallen über die Menschen lustig und trieb, wie Sardanapal, sein

Spiel in Frieden. Was sollte er anders thun als spielen und scherzen, da er dazumal in ruhigem Besitz seiner Herrschaft war! Aber seit das Licht von droben niederleuchtet und die Finsterniß vertrieben hat, hat der Fürst dieser Welt plötzlich seine Trägheit abgeschüttelt und die Waffen ergriffen. Zuerst hat er seine Zuflucht zur Gewalt genommen, um die Wahrheit zu unterdrücken; dann zur List, um sie zu verdunkeln und auszulöschen. O was ist es doch für eine Schlechtigkeit, dem Wort Gottes Schuld zu geben an dem Aufruhr, den Thoren und Rasende anstiften."

„Ach, Sire, nicht wir richten die Verwirrung an, es sind die, welche der Kraft Gottes widerstehn. Ist es wahrscheinlich, daß wir, deren Mund nie ein aufrührerisches Wort gesprochen hat, wir, die stets, so lange wir unter Eurem Scepter gestanden, ein einfaches, friedliches Leben geführt haben, nun machiniren, um Königreiche umzustürzen? ... Selbst jetzt, da wir vertrieben sind, hören wir nicht auf, Gott für die Wohlfahrt Eurer Herrschaft anzuflehen."

„Wenn es Leute giebt, die unter dem Scheine des Evangeliums Aufruhr erregen, wenn es Leute giebt, die ihre fleischlichen Lüste verbergen wollen, indem sie die Freiheit und Gnade Gottes vorschützen, so giebt es Gesetze und bestimmte Strafen für solche Uebelthäter. Nie aber möge das Evangelium durch die Schandthaten der Gottlosen gelästert werden."

Calvin kommt zum Schlusse seiner Epistel und sagt: „Sire, ich habe Euch die empörende Ungerechtigkeit unserer Verleumder dargelegt. Ich wollte Euch milder stimmen, damit Ihr unserer Sache Gehör schenktet. Ich hoffe, daß wir Eure Gnade wiedererlangen, wenn Ihr geruht, ohne Zorn dies Bekenntniß zu lesen, das unsere Vertheidigung vor Eurer Majestät ist. — Wenn aber die Böswilligen Eure Ohren verschließen, wenn die Angeklagten keine Gelegenheit haben sich zu vertheidigen, wenn unsere Gegner in ihrer Grausamkeit ihre Wuth an uns auslassen mit Gefängniß, Geißel, Tortur und Scheiterhaufen, ohne daß Ihr Einhalt thut, so werden wir, die der Schlachtbank geweihten Schafe, sicherlich zum Aeußersten getrieben. Aber selbst dann fassen wir unsere Seelen in Geduld und harren auf die starke Hand des Herrn. Die wird sich ohne Zweifel zur rechten Stunde zeigen. Sie wird gewappnet erscheinen,

um die Armen aus ihrer Trübsal zu befreien und die Verächter zu strafen, die jetzt so kühn triumphiren."

„Möge der Herr, der König der Könige, Euren Thron gründen in der Gerechtigkeit und Euren Stuhl im Recht."

Das war die edle, rührende Vertheidigung, welche ein junger 26jähriger Mann damals an den König von Frankreich richtete. Er vernahm von weitem den Schmerzensschrei der Schlachtopfer, und in tiefster Seele von Mitleid und Unwillen bewegt, erschien er als Bittender vor dem wollüstigen Fürsten, der sie hinrichten ließ.

Nachdem er diese Ansprache von seltener Beredsamkeit vollendet hatte, fügte Calvin das Datum bei: Basel, am ersten Tage des August eintausend fünfhundert fünfunddreißig. Dann übergab er sein Werk eilig dem Druck[1]).

In Basel befand sich ein Haus, auf den Höhen von St. Peter gelegen, welches den Namen zum schwarzen Bären führte. Hier war eine Druckerei, die dem Walliser Thomas Plater gehörte. Calvin betrat öfter dieses Haus. Als Plater mit Myconius, wie wir gesehen haben, nach Basel gekommen war, war er daselbst zuerst aus einem Studenten zum Professor geworden; dann aber hatten ihm „die großen Summen, welche die Buchdrucker verdienten[2])," Lust gemacht, dies Geschäft zu ergreifen. Als nun Calvin einen Verleger für seinen „Christlichen Unterricht" suchte, empfahl der gelehrte Grynäus ihm Plater. Dieser hatte die Ehre, den „Christlichen Unterricht" zu drucken, und von der Zeit an stand Calvin mit diesem originellen Manne fortdauernd in Beziehung. Als einige Jahre später Felix Plater, der Sohn des Thomas, nach Montpellier ging, um daselbst Medicin zu studiren, und bei seiner Durchreise durch Genf Calvin einen Brief von seinem Vater überbrachte, nannte ihn Calvin: Lieber Felix, und nahm ihn mit größter Herzlichkeit auf. „Ich hörte ihn am Sonntag Morgen vor einer großen Volksmenge predigen," sagt der junge Baseler in seinen Memoiren[3]).

Es war, wie wir gesagt haben, im August 1535, als Calvin Thomas Plater seine Ansprache an den König Franz I. zum Drucke

---

1) S. diese Widmungsepistel am Anfange aller Ausgaben des Unterrichts.

2) Vie de Thomas Plater, écrite par lui-même, p. 110.

3) Autobiographie de Félix Plater, fils de Thomas.

übergab. Er hatte sie in französischer Sprache geschrieben, und die französische Ausgabe trägt das Datum des 1. August; aber er übersetzte sie alsbald in's Lateinische und beendigte diese Arbeit etwa den 23. desselben Monats, welches Datum sich in der lateinischen Ausgabe findet[1]). Wahrscheinlich wurde diese Epistel an Franz I. in beiden Sprachen gedruckt und die französische an den König, die lateinische an die deutschen Gelehrten geschickt im September des Jahres 1535.

Und erhielt denn Franz I. diesen Brief? Schenkte er dieser bewunderswerthen Vertheidigungsrede Gehör? Gewiß ist, daß sein Sinn nicht dadurch milder gestimmt wurde. Ja, es ist sogar möglich, daß der Monarch, in seinen Lustbarkeiten und politischen Bestrebungen befangen, von vorne herein die Epistel eines der ärmsten seiner Unterthanen bei Seite geworfen hat. Indessen hindert uns nichts anzunehmen, daß der König sie gelesen habe, schon der Stil war es werth, von einem Fürsten beachtet zu werden. Calvin's Freunde und Calvin selbst versprachen sich viel von dieser Lektüre des Königs. „Wenn er nur diesen ausgezeichneten Brief lesen wollte," sagte einer derselben, „so müßten wir uns sehr irren, wenn dem unzüchtigen Babylon nicht ein tödtlicher Schlag versetzt würde[2])." Aber war denn ein ehrgeiziger, lügnerischer, ausschweifender König im Stande, den edlen Gedanken des Reformators zu fassen?

Nachdem Calvin seine Appellation an Franz I. in Basel veröffentlicht und vielleicht die Correktur der Probebogen des „Christlichen Unterrichts" vollendet hatte, gedachte er die Stadt zu verlassen. Die Herausgabe mußte Aufsehen erregen, man mußte erfahren, daß der Gast der Katharina Klein der Verfasser sei; Calvin sah voraus, daß man ihn aufsuchen und belästigen werde .... „Es war nicht mein Zweck, mich zu zeigen und zu glänzen," sagte er. So vermochte ihn denn die Furcht vor dem Aufsehen, sich zurückzuziehen. Aber er hatte auch noch andere Gründe, um Basel zu verlassen; er fühlte Sehnsucht nach Italien. Bald darauf, am 23. August 1535, reis'te Calvin daher, nachdem er seine Schuld gegen sein Vaterland, wie Theodor von Beza sagt,

---

[1]) Decimo Calendas Septembris. (Vor der lateinischen Ausgabe des Unterrichts.)

[2]) »Magnum Merretrici Babylonicae volnus illatum.« (Beza, Vita Calvini.)

[3]) Calvin, Préface des Psaumes.

abgetragen hatte, mit du Tillet ab und entfloh vor Lobeserhebungen, Danksagungen und Beifallsbezeugungen, wie andere vor Drohungen und Schimpf.

Die beiden Freunde trabten neben einander her. Ihre Reiseroute ist uns nicht aufbewahrt worden. Es giebt, wie jedermann weiß, mehrere Uebergänge über die Alpen, der, welchen Calvin wählte, ist uns eben so unbekannt, wie der, freilich wichtigere, des Hannibal. Man hat gemeint, die Reisenden seien an den Ufern des Genfer Sees angelangt. Wenn sie durch die Schweiz reisten und vorhatten, über den St. Bernhard zu gehen, wie ein Manuscript des 17. Jahrhunderts berichtet, oder über den Simplon oder selbst über den Mont Cenis, so befand sich Calvin allerdings damals zum ersten Male an den Ufern des schönen Sees. Wie dem auch sein mag, er ging über die Alpen. „Er wünschte," sagt Theodor v. Beza, „die Herzogin von Ferrara, eine Fürstin von musterhafter Tugend, kennen zu lernen." Aber noch andere Motive trieben den jungen Reformator dahin. Er wollte Italien sehen: Italia salutanda, sagt uns sein Freund. Wie jedermann, hat Calvin die Sehnsucht gefühlt, Italien zu begrüßen, eine Sehnsucht, die seit den Zeiten, wo die Republik Rom die Völker unterjochte, so beständig die Bewohner des übrigen Europa's erfüllte und noch heutzutage mächtig ist.

Aber was suchte er dort? .... Was für Gedanken beschäftigten ihn, während er die Alpen erstieg, zum ersten Male ihre ungeheuren Gletscher, ihren ewigen Schnee erschaute? Es war damals die Rede von einem Concil; hatte dies voraussichtlich nahe Ereigniß etwa Theil an seiner Reise? Wollte Calvin, als er sah, daß Vergerio sich aus Italien nach Deutschland begab, um dort die Herrschaft des Papstes aufrecht zu erhalten, aus der Schweiz nach Italien ziehen, um diese Herrschaft zu bekämpfen? Oder wünschte er, durch den fast evangelischen Ruf eines Contarini, Sadoletus und anderer Prälaten angezogen, eine Unterredung mit denselben? Fühlte er das Bedürfniß, das Papstthum, mit dem er sein Leben lang zu schaffen haben sollte, in der Nähe zu sehen, und nahm er sich vor, wie Luther, die Mißbräuche und Laster desselben zu studiren? Wollte er das Evangelium demselben Lande wiederbringen, dem St. Paulus es gebracht hatte? Oder lockten ihn nur die klassischen Erinnerungen, die Litteratur und die Civilisation dieses berühmten Landes? Ohne Zweifel lag etwas von diesem allen Calvin's

Sehnsucht zu Grunde. Er wollte das Land der Helden, der Märtyrer, der Wissenschaften, Renata's von Ferrara und .... der Päpste sehen: Italia salutanda. Aber sein Hauptgedanke war, wie wir nicht zweifeln können, die Grundlehren der Reformation zu verbreiten, Italien zu verkündigen, daß Christus die Sünde überwunden und den Zugang zum himmlischen Vater allen Seelen geöffnet habe, die ihn suchen. Ein katholischer Geschichtsschreiber sagt, der junge Reformator habe den Plan gefaßt, die Völker von dem Gehorsam gegen den Papst abwendig zu machen, die seinem Stuhle am nächsten waren [1]. Liegt in diesem Ausspruch auch eine Uebertreibung, so ist der Gedanke doch wahr.

Calvin läßt also die Ströme hinter sich; er steigt immer höher in die Hochthäler der Alpen, er überschreitet die hohen Berge, die unübersteigliche Mauern zu sein scheinen, muthig nähert er sich den italischen Landstrichen, welchen die Männer der Reformation bald mit ihrem Blute tränken sollen, wo ihn sicherlich Verfolgung, vielleicht gar der Tod erwartet. Gleichviel; er eilt vorwärts. Einem Geschichtsschreiber zufolge sollte man meinen, daß er, wie Mithridates, Rom in Rom besiegen wollte.

Wir verlassen ihn für den Augenblick und wenden uns den Gegenden zu, wohin er, von neuem die Alpen übersteigend, sich begab, nachdem er aus den Gefängnissen Italiens entronnen war. Wir wollen, nachdem wir einige umliegende Ortschaften durchstreift haben, unsere Blicke nach jener Stadt richten, die kräftig mit den Bischöfen und Fürsten kämpft, wo muthige Vorläufer ihm die Wege bahnen, nach der Stadt, wo Gott durch Calvin eine Fackel anzünden wollte, durch welche sie der mächtigste Heerd der europäischen Reformation zu werden bestimmt war.

---

[1]) Varillas, Hist. des Hérésies, II, p. 994.

Fünftes Buch.

Die Kämpfe der Reformation.

Erstes Kapitel.

Kämpfe im Waadtlande.

(1531.)

Politische und religiöse Kämpfe sind der Normalzustand der menschlichen Gesellschaft und das Leben der Geschichte. Vom christlichen Gesichtspunkte aus ist ihre Nothwendigkeit durch die größte Autorität festgestellt worden. Der Heiland sagte: Ich bin nicht gekommen Frieden zu senden, sondern das Schwert[1]), und einer seiner Jünger führte 16 Jahrhunderte später diesen Gedanken seines Meisters aus und fügte hinzu: „Da der größte Theil der Welt kämpfend sich dem Evangelium widersetzt, so können wir Christum nicht bekennen, ohne auf Widerstand und Haß zu stoßen[2])."

Dieser Gedanke wäre ein sehr trauriger, wenn die Erfahrung und die Schrift uns nicht lehrten, daß der Widerspruch oft zur Entwickelung führt; daß die Güter, welche Gott den Menschen verliehen hat, leicht verkümmern, wenn sie nicht durch etwas neu belebt werden; daß Opposition, Widerstand und Prüfungen, Dank der Fürsorge der göttlichen Vorsehung, zur Civilisation der Völker, zur Erhaltung der Wahrheit, der Moralität und des Lebens, welche das Christenthum von oben erhalten hat, beitragen.

Und woher stammt dieser moralische Einfluß des Widerspruches? Ein Prinzip offenbart sein Wesen nur im Zusammenstoß mit einer entgegengesetzten Gewalt, heißt es in einem philosophischen System. In der

[1]) Evang. Matth. X, 34.

[2]) Calvin, in loco.

That steigert sich die Tapferkeit des Soldaten durch den Widerstand, welchen er auf dem Schlachtfelde findet. Roms unbeugsame Hartnäckigkeit, alle seine Misbräuche aufrecht zu erhalten, feuerte Luther an, mit Energie die großen Grundlehren der Reformation darzulegen. In Genf endlich seufzten die Seelen nach Freiheit und nach einer bessern Religion, weil die Hugenotten im Staate unaufhörlich mit niedrigem Despotismus, in der Kirche mit unverbesserlicher Verderbniß zusammenstoßen mußten.

Indessen genügt der Widerspruch allein nicht, später muß die Aussöhnung folgen. Die doppelte immerhin großherzige Opposition der Hugenotten gegen den staatlichen und religiösen Despotismus würde sich selbst und Genf durch ihr Uebermaß ins Verderben gestürzt haben, wenn sie nicht später gemäßigt worden wäre. Für den Staat war es nicht gut, daß „keiner gehorchen wollte[1]),“ für die Religion war es nicht gut, daß die Opposition gegen das Papstthum darin bestand, während der Messe in der Kirche umherzugehen. Von der Wiege an bedurfte es in der neuern Zeit der Autorität im Schooße eines freien Volkes und der reinen Lehre im Schooße einer lebendigen Kirche. Gott verlieh der Stadt Genf beides und vorzugsweise durch die Reformation.

Indessen hüte man sich wohl, in der Nachgiebigkeit zu weit zu gehen! Die Reformation durfte dem Papstthum keine Zugeständnisse machen. Wo sie diesen zu bequemen Weg eingeschlagen hat, verließ sie ihren erhabenen Standpunkt und ist in Abgründe gestürzt, die ihrer Reinheit, ja sogar ihrer Existenz gefährlich geworden sind.

Nun giebt es aber eine Aussöhnung, die damals geschehen sollte, und von der jetzigen Christenheit noch erstrebt werden müßte. Zwischen dem negativen Protestantismus und dem römischen Katholicismus giebt es eine Grenze. Einerseits muß das Evangelium dem negativen Protestantismus das ihm Fehlende verleihen, und andererseits muß dasselbe dem römischen Katholicismus das Irrthümliche benehmen. Die Hugenotten wurden wenigstens theilweise in der Stadt Calvin's durch die großen Prinzipien der Reformation umgewandelt. Durch die gewaltige Kraft des Evangeliums wurde diese kleine Stadt, die nur ein Flecken in den Alpen gewesen war, wunderbar umgestaltet, und zur Hauptstadt einer großen Glaubensrichtung in Europa.

---

[1]) Bonivard, Chronique de Genève, passim.

Jedoch schadete ihrer Zukunft ein Umstand. Die Reformation siegte zwar, aber nicht ohne Kräfte zu verlieren, denn das Schwert wich in der Schlacht von der Richtung ab. „Und so jemand auch kämpfet, wird er doch nicht gekrönt, er kämpfe denn recht[1]).“ Besser als die andern Reformatoren begriff Calvin das geistige Wesen und die Unabhängigkeit der Kirche; und doch ließ er sich von dem allgemeinen Strome mit fortreißen, nahm zu dem Arm der weltlichen Macht seine Zuflucht, um die Disciplin aufrecht zu erhalten, und wußte Servet's Tod nicht zu verhindern. Dieser verhängnißvolle Scheiterhaufen schadete der Wahrheit weit mehr als der Lüge. Von da an war die Macht der Lehre gebrochen; ein Flecken haftete an ihrer Fahne, und der Irrthum benutzte diese Gelegenheit und schlich sich in die Reihen derer ein, die berufen waren, ihn zu bekämpfen. Hervorragende Geister sah man den Lehren der Reformation untreu werden, größtentheils wegen der bürgerlichen Intoleranz, welche sie vertheidigen wollte. So folgte eine mehr oder minder sträfliche Stagnation der gewaltigen Thätigkeit und der herrlichen Schlachten der ersten Zeiten der Reformation. Es gab keine Kämpfe mehr, um das versöhnende Kreuz, um das ewige Wort, den Sündenfall, die Gnade, die Wiedergeburt. Keine Kämpfe mehr .... und demnach auch kein Leben! Die christliche Festung, die Calvin aufgebaut, die zwei Jahrhunderte lang bestürmt, erschüttert, fast niedergerissen war, stand auf dem Punkte geschleift zu werden. Glücklicherweise haben die Kämpfe wieder begonnen, aber rein geistige Kämpfe, — und sie haben die Religion gerettet. Nachdem Gott in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts mit dem furchtbaren Eisen eines Eroberers Europa bearbeitet hatte, erweckte er es aus seinem langen Schlummer und erinnerte sich auch der Stadt Genf. Hier, wie an andern Orten, hauchte er der Lehre und dem Leben neue Kraft ein. Diese Stadt und die ganze Christenheit sind nun aufs neue zu den alten Kämpfen berufen, aber auch zu neuen Kämpfen, in denen der Glaube über radikale, absolute Negationen triumphiren muß, die dem Menschen nicht nur die Gnade und die Kindschaft der Kinder Gottes rauben, sondern sogar die Unkörperlichkeit und Unsterblichkeit seiner Seele leugnen.

Wir beginnen nicht mit den Kämpfen der Reformation in Genf,

---

[1]) 2. Timoth. 2, 5.

sondern mit denen, die in einem herrlich zwischen Seen und Bergen gelegenen Lande stattfanden — im Waadtlande. Dieser Bezirk war nicht groß, seine Städte waren nicht volkreich, und die Namen der Männer, die dort kämpften, nehmen keine wichtige Stelle ein in der Geschichte der Völker. Aber wir wollen nicht vergessen, daß es eine zwiefache Geschichte giebt; der Schauplatz der einen ist eine glänzende Welt, der der andern ein bescheidener Kreis. In jener sind die Schauspieler große Persönlichkeiten, in dieser Männer, welche das Jahrhundert wenig beachtet. Aber ist nicht bisweilen die geringere dieser beiden Geschichten die größere? Gleichen die Ereignisse von geringer Dimension nicht genau den größten? Ja, haben sie nicht oft eine sittliche Bedeutung, einen sich weiter erstreckenden praktischen Einfluß? Von den Kämpfen des Waadtlandes und Genfs kann man wohl sagen: Magnam causam in parvum locum concludi ... eine große Sache ist hier in einen engen Raum zusammengedrängt. Die bescheidenen, unscheinbaren aber entschiedenen und lebensvollen Auftritte, welche diese Geschichte uns vorführt, haben vielleicht mehr dazu beigetragen, das Reich der Wahrheit und der Freiheit zu gründen, als die Streitigkeiten und Kriege der mächtigen Potentaten. Ja, selbst in Paris kann man diesen Gedanken fassen. Ein Geschichtsschreiber unserer Zeit sagt in seiner Geschichte des 16. Jahrhunderts, nachdem er die finstern Vorboten, welche er in den Intriguen des Papstthums entdeckt, geschildert hat: „Europa wurde durch Genf gerettet[1].“

Alle Reformatoren sind Männer des Kampfes gewesen; aber während Luther und Calvin hauptsächlich für die Prinzipien und Lehren der Reformation gekämpft haben, legten sich andere, wie z. B. Knox und Farel auf das Praktische und richteten ihr Augenmerk besonders darauf, diese Stadt oder jenes Land für das Evangelium zu gewinnen. Die Männer Gottes aller Zeiten haben nach der einen oder der andern Seite hin gewirkt, — keiner hat beide vereinigt, wie St. Paulus. In diesem Apostel lebten gleichsam zwei Männer, der Lehrer und der Evangelist. Calvin war der große Lehrer des 16. Jahrhunderts, Farel der große Evangelist. Letzterer ist eine der bewundernswerthesten Persönlichkeiten der Reformation.

---

[1]) Michelet, Histoire de France au seizième siècle. — La Réforme, p. 483, 484, 518.

Farel war in seiner Jugend Katholik, fanatisch im Fasten und in Selbstpeinigungen; seit er aber mit der ganzen Glut und Lebhaftigkeit seiner Seele das Heil aus Gnaden ergriffen hatte, gewann alles für ihn eine neue Gestalt. Eine unendliche Sehnsucht seine Zeitgenossen aufzuklären, bemächtigte sich seiner, dabei war er von unerschrockenem Muthe und unermüdlicher Thätigkeit, und sein Eifer kannte keine Grenzen, wo es sich um die Ehre Jesu Christi handelte. Keine Schwierigkeit hielt ihn zurück; keine Niederlage entmuthigte ihn; kein Opfer erschreckte ihn, und hätte es sein Leben gegolten. Er war kein großer Schriftsteller; in seinen Abhandlungen findet sich Mangel an Ordnung und Weitschweifigkeit: aber im Reden hatte er kaum seines Gleichen. Seine kraftvollen Worte, die seine Zuhörer mit sich fortrissen, waren den Schriften der Propheten und Apostel entlehnt, seine Lehre war gesund, seine Beweise stark und seine Ausdrücke bezeichnend. Die Natur macht den Dichter, die Kunst den Redner und die Gnade Gottes den Prediger. Farel aber besaß die Gaben der Natur, der Kunst und der Gnade[1]). Er hielt sich nicht damit auf, gleichgültige oder frivole Fragen zu widerlegen, sondern er redete seinen Zuhörern ins Gewissen und breitete vor ihnen die Schätze der Weisheit, des Heils und des Lebens aus, welche sich im Heiland finden. Von Liebe zur Wahrheit durchdrungen, voll Haß gegen die Lüge, trat er kräftig auf gegen alle menschlichen Erfindungen. Die Traditionen des Papstthums waren in seinen Augen ein Abgrund, in welchem die tiefste Finsterniß herrschte, und so setzte er alles daran, die Seelen daraus hervorzuziehen, um sie in den Boden des Wortes Gottes zu verpflanzen. Seine mannhafte Beredsamkeit, seine lebhaften Ausrufungen, seine kühnen Verweise, seine edlen Bilder, seine freien ausdrucksvollen, oft drohenden Gesten, seine Stimme, die häufig dem Donner glich, und seine inbrünstigen Gebete rissen alle Zuhörer hin, sagt Theodor Beza. „Seine Rede war keine Abhandlung, sie war eine That, gerade wie eine Schlacht. Jedesmal wenn er die Kanzel bestieg, geschah es, um einen Schlag zu führen. Als tapferer Soldat stand er immer an der Spitze der Colonne, um den ersten Angriff zu machen und nahm stets die Schlacht an. Oft eroberte er die angegriffene Festung im Sturm durch die Kühnheit seines Wortes, bis-

[1]) Ancillon, Vie de Farel, ch. XI.

weilen gewann er die Seelen durch die göttliche Gnade, die er ihnen anbot. Er predigte auf den öffentlichen Plätzen, er predigte in den Kirchen, er verkündigte Jesum Christum in der Hütte der Armen und vor dem Rathe der Nationen. Sein Leben war eine Reihe von Kämpfen und Siegen. Jedesmal wenn er ausging, „zog er aus, daß er siegete [1]).“

Freilich waren die Städte, in denen er predigte, wie wir schon sagten, keine großen Hauptstädte. Aber Derbe, Lystra und Beröa, wo Paulus predigte, waren kleine Städte, wie Orbe, Neufchâtel und Genf. Gewiß ist die Reformationsgeschichte nicht die Apostelgeschichte, es ist zwischen beiden der ganze Unterschied, der zwischen der Gründung des Christenthums und seiner Reformation besteht; aber trotz dieser niedrigeren Stellung des 16. Jahrhunderts hat die Arbeit der Reformatoren ein Anrecht auf das Interesse aller, welche gern die bescheidenen Anfänge der neuen Geschicke der Menschheit betrachten. Und giebt es nach der Gründung des Christenthums etwas Größeres als seine Reformation? Sind die schwachen Bewegungen, die in den kleinen Kreisen entstanden sind, wo Farel und Calvin lebten, nicht von Jahrhundert zu Jahrhundert stärker geworden? Sind sie nicht die Quelle dieser neuen religiösen Umwandlung, die trotz der Deklamationen und des Siegesgeschreis der Ungläubigen jetzt unter allen Völkern der Erde sich vollzieht? Die Quelle der Rhône ist nur ein schmaler Wasserstreifen, auf den niemand an einer andern Stelle achten würde, aber der Reisende, der am Fuße des prächtigen Gletschers verweilt, welcher die Berge von la Fourche und Grimsel trennt, kann das kleine Bächlein nicht mit kaltem Blick betrachten, welches so unscheinbar aus der Erde quillt und zu einem großen Strome wird. Der Gedanke an das, was es werden soll, flößt dem Natur- und Geschichtsfreunde in dieser erhabenen Einöde tiefere Empfindungen ein, als das große monotone Strombett in Lyon, Beaucaire oder Avignon. Deshalb verweilen wir denn auch länger bei den Anfängen der Reformation.

Ein Feldherr, welcher eine wichtige Stadt einnehmen will, sichert zuerst seine Stellung und besetzt das umliegende Land. Ebenso suchte Farel, der Genf für das Evangelium zu gewinnen wünschte, zuerst die

---

[1]) Offenb. Joh. 6, 2.

benachbarte Bevölkerung aufzuklären. Das war ohne Zweifel keine strategische Operation; er dachte nur daran die Seelen zu bekehren; und doch bahnten seine Arbeiten in den Städten und Ortschaften des Waadtlandes ihm wunderbar den Weg zu seinen Erfolgen unter den Hugenotten. Wir haben schon gesehen, was er in Aigle und Neufchâtel und andern Orten vollbrachte[1]), jetzt müssen wir ihm in andere Theile jener malerischen Gegenden folgen, die eingeengt sind zwischen den spitzen Berggipfeln der Alpen und den Wellenlinien des Jura, deren Gewässer theils durch den Neufchâteller See, die Aar und den Rhein in die Nordsee fließen; theils sich durch den Genfer See und die Rhône ins Mittelmeer ergießen, — ein Symbol jenes geistigen Wassers, das von denselben Hügeln herab, bald sowohl den Völkern des Nordens als den Völkern des Südens Licht und Leben bringen sollte.

In dem Augenblick, wo wir Farel von Ferne die Eroberung Genfs vorbereiten sehen, war er außer Thätigkeit; eine unerhörte Sache! Durch einen aufrührerischen Volkshaufen bei Neufchâtel verwundet, war er in ein Boot geworfen und nach Murten gebracht worden, wie wir anderswo erzählt haben[2]). Seine Freunde in dieser letzten Stadt hatten ihn mit großer Theilnahme aufgenommen und wachten an seinem Lager. Zur Ruhe verurtheilt, „halbtodt und Blut speiend" konnte er kaum reden und hielt schweigend Zwiesprache mit seinem Gott, als er eines Tages einen jungen Mann aus der Dauphiné von einnehmendem Aeußern in sein Zimmer treten sah. Der Name desselben war Christoph Fabri. Dieser Franzose, den wir schon erwähnt haben, hatte in Montpellier Medicin studirt und daselbst die ersten Strahlen des Evangeliums in sich aufgenommen. Auf seiner Reise nach Paris, wo er seine Studien beenden wollte, war er in Lyon mit den Freunden des Herrn zusammengetroffen, die ihm von allen Vorgängen in Neufchâtel und anderswo erzählt hatten. Das ergriff Fabri tief, und wie er lebhaften Charakters und rasch entschlossen war, hatte er plötzlich Weg, Leben und Beruf geändert und statt nach Paris zu reisen, die Richtung nach Genf und dann nach Murten eingeschlagen.

Bei seiner Ankunft daselbst erkundigte sich der Student nach dem

---

[1]) Gesch. der Reform. im 16. Jahrh., Thl. IV, Buch XV, K. 1, 6, 7, 8, 9.

[2]) Ebendas., Thl. IV, Buch XV, K. 9.

Hause, in welchem Farel sich befand; er begab sich dorthin und wurde in das Zimmer geführt, in welchem der Reformator lag. Bescheiden näherte er sich dem Bette und sagte: „Meister Wilhelm, ich habe alles verlassen, Familie, Beruf und Vaterland, um an Eurer Seite zu kämpfen. Da bin ich nun, macht mit mir, was Euch gut dünkt." Farel betrachtete ihn mit Wohlgefallen, und bald lernte er die innige Liebe und unbegrenzte Ergebenheit des jungen Mannes schätzen. Er erkannte, daß sie Einen Glauben und Einen Heiland hatten. Da er ehelos geblieben war, betrachtete er Fabri als einen Sohn, den ihm Gott gesandt[1]), und von jener Zeit an bildete er ihn durch christliche Gespräche für den Dienst des Evangeliums. Am liebsten hätte Farel ihn stets bei sich behalten, aber er liebte Jesum Christum mehr, als man den theuersten Sohn liebt, und nach etlichen höchst anziehenden Gesprächen, forderte er den jungen Bekehrten aus der Dauphiné auf, sich nach Neufchâtel zu begeben und dort das Evangelium zu predigen. Fabri, der auf eine so baldige Trennung nicht gefaßt war, rief schluchzend: „O Meister, heute fühle ich größeren Schmerz, als da ich Vater und Mutter verließ, der Umgang mit Euch war gar zu lieblich." Dennoch gehorchte er.

Farel beruhigte sich aber nicht damit, andere in die Schlacht zu schicken, er brannte vor Begierde, selbst in dieselbe zurückzukehren und dem himmlischen Könige, dessen Diener er war, die ganze Bevölkerung zuzuführen, die zwischen den Alpen und dem Jura die Sprache seines Vaterlandes redete. Er meinte, wenn dies geistvolle Volk an den Pforten Frankreichs für das göttliche Wort gewonnen wäre, würde dasselbe sowohl ein Heerd werden, von wo aus sich das Licht des Evangeliums nach Frankreich verbreiten könnte, als eine Zufluchtsstätte für die durch Franz I. verfolgten Christen.

Während der einsamen Stunden in Murten, richteten sich Farel's Gedanken auf Orbe, eine Stadt, die am Fuße der letzten Ausläufer des Jura liegt. Die alte Stadt Urba wurde, wie erzählt wird, in demselben Jahrhundert wie Rom erbaut und lag an der römischen Straße, die von Italien nach Gallien führte. Später wurde sie in einiger Entfernung wieder aufgebaut, und mit Stolz erzählten die Bürger von Orbe, die Könige

---

[1]) Manuscript von Choupard.

von Frankreich aus dem ersten Geschlecht hätten dort eine königliche Residenz aufgeschlagen, als ob sie nach dem Uebergang über den Jura bei dem entzückenden Anblick der Alpen gerufen hätten: „Nicht weiter, hier wollen wir bleiben!“ Ein Bergstrom, der Ausfluß der Seen in den hohen Jurathälern, von riesigen Bergwänden eingeschlossen, bahnt sich unterirdische, geheimnißvolle Pfade und erscheint am andern Abhang wieder, stürzt in Wasserfällen in die Ebene hinab und bespült in reizenden Wellenlinien einen schönen Hügel, auf welchem sich die Stadt Orbe erhebt, inmitten von Weinbergen, Gärten, Obstbäumen und einer üppigen Vegetation[1]).

Von diesem Reichthum der Natur angelockt, verkaufte dazumal ein Ablaßkrämer unter großem Aufsehen Vergebung für alle Sünden. Farel, der noch in Murten zurückgehalten wurde, hörte den Lärm seiner Trommel, wie Luther sich ausdrückt, verließ trotz seiner kaum überstandenen Krankheit die Stadt und kam nach Orbe. Entschlossen gegen den neuen Tetzel aufzutreten, trat er aus seinem Wirthshaus, gelangte auf den Platz und hörte, wie der Ablaßkrämer mit lauter Stimme seine Waare ausbot. Der Mönch, dessen Blicke stets auf der Lauer waren, gewahrte in der Menge bald einen kleinen Mann mit rothem Barte, dessen durchdringendes Auge ihn einigermaßen beunruhigte. Langsam kam Farel näher, stellte sich ruhig vor die Bude und sagte wie ein gewöhnlicher Käufer, aber mit verhaltenem Zorn zu dem Charlatan: „Habt Ihr auch Ablaß für einen, der Vater und Mutter todtschlagen will?“ Dann stieg er, ohne die Antwort abzuwarten, weil er die abergläubische Menge aus ihrem Wahne reißen wollte, kühn auf den öffentlichen Brunnen und fing an zu predigen, als stände er eben auf der Kanzel. Das Volk verläßt voll Verwunderung den Mönch und schart sich um den neuen Redner, der mit weithinschallender Stimme die Menge anfleht, bei dem Heiland Vergebung zu suchen statt Ablaß bei dem Mönche. Die Priester und ihre Anhänger waren natürlich sehr aufgebracht gegen die Predigt und den Prediger, und Farel konnte daher nicht im Orte bleiben. Doch waren einige Tropfen des lebendigen Wassers hervorgesprudelt, und durstige Seelen hatten sich daran gelabt;

---

[1]) Mémoires du sire Pierrefleur, grand Banneret d'Orbe, manuscrit publie en 1856, par M. Verdeil, p. 2.

ein Bürger, Namens Christoph Hollard und der Schulmeister Marc Romain wurden damals zum Evangelium bekehrt.

Die ganze Stadt war in Aufregung, und die Schwestern von Sancta-Clara, die ebenso bigott, wie die in Genf waren, beschworen ihren Beichtvater gegen die Ketzerei zu predigen. Eine solche Bitte hatte viel Gewicht und verdiente Beachtung. Denn diese Schwestern standen in großem Ansehen; Philippine von Châlons, Louise von Savoyen, die kürzlich in Rom kanonisirt ward, und Yolanthe, Enkelin Ludwigs des Heiligen, hatten dies Kloster gewählt, als sie den Schleier nahmen. In Orbe fand der Kampf freieren Spielraum, als in den meisten andern Städten des Waadtlandes. Die Herren Château-Guyon, welche die Oberherrlichkeit über die Stadt besessen hatten, waren derselben verlustig gegangen, da sie während des Krieges zwischen der Schweiz und Burgund für Karl den Kühnen Partei genommen. Die Verbündeten hatten sie ihrer Besitzungen beraubt, und im Jahre 1476 war den Kantonen Bern und Freiburg das Oberlehnsrecht zuerkannt worden. Die aus den vornehmsten Bürgern oder Edeln der Stadt gewählten Municipalbeamten waren gute Katholiken, aber die höchste Autorität war ein Landvogt, der in Echallens residirte und abwechselnd aus Freiburg oder Bern geschickt wurde, — Bern aber war eifrig der Reformation ergeben. Der Pater Beichtiger lächelte in stolzem Selbstvertrauen über die schmeichelhafte Bitte der Nonnen von Sancta-Clara; er zweifelte nicht an seiner Beredsamkeit und sagte zu dem Bannerherrn, dem Herrn von Pierrefleur: „Ich werde diese Lutheraner wieder zu ihrem früheren Glauben umschaffen.“ Der Edle von Pierrefleur, ein eifriger Katholik und verständiger Mann, welcher die Festigkeit der Reformatoren kannte und Bern im Hintergrunde sah, hielt diese neue Schöpfung, mit der sich der Mönch schmeichelte, keineswegs für ein so leichtes Ding. Er antwortete: „Ich theile nicht im Entferntesten Eure Meinung, mein Vater, denn solche Leute besitzen mehr Eigensinn als Verstand, und groß ist die Thorheit derer, die ihnen Vorstellungen machen wollen[1])“.

Michael Juliani (dies war der Name des Mönches) ließ sich durch diese Meinung nicht abhalten und kündigte Predigten gegen die Reformation an. In der ganzen Stadt war davon die Rede, die Glocken läuteten; Priester, Mönche und die frommen Katholiken füllten die

[1]) Mémoires du sire de Pierrefleur, 1856, p. 13.

Kirche, selbst die des Lutherthums Verdächtigen eilten herbei. Der Redner war voller Freude beim Anblick der ungewohnten Menge; es verdrehte ihm den Kopf. Besiegte doch der Erzengel Michael, sein Schutzpatron, den Satan mit goldener Lanze und trat ihn unter die Füße; konnte er nicht einen ähnlichen Sieg davontragen? Alles Maß überschreitend begann er in den pomphaftesten Ausdrücken Rom, das Priesterthum, das Cölibat zu preisen und lebhaft und auf schmachvolle Weise die Reformation anzugreifen. Man sah in der Kirche fünf oder sechs Lutheraner mit der Feder in der Hand und einem Blatt Papier auf dem Schooße alles niederschreiben, was der Bruder sagte. Nach beendeter Predigt redeten der höchlich beleidigte Landvogt von Diesbach, der Großbannerherr und andere Edelleute, die mit der hochfahrenden Predigt unzufrieden waren, den Mönch an und forderten ihn auf, sich aller Schmähungen zu enthalten und einfach die Lehre der Kirche zu predigen. Allein in den Augen gewisser eifriger Anhänger Roms, besaß der Bruder um so mehr Beredsamkeit, je mehr er Schmähungen ausgestoßen hatte.

Entzückt über seinen Erfolg und sich der häufig in den Klöstern ausgesprochenen Ansicht anschließend, daß die Wissenschaft das Kennzeichen der Kinder des Teufels sei (Farel hatte in Paris studirt) und die Unwissenheit das der Kinder Gottes, bestieg der Mönch am 25. März abermals die Kanzel und wählte den Text: „Selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr." „Ihr Männer," rief er aus, „die geistlich Armen, von denen hier die Rede ist, sind die Mönche und die Priester. Viel Wissen besitzen sie nicht, das gebe ich zu, aber sie haben Besseres; sie sind die Mittler zwischen Gott und dem Menschen, Anbeter der Jungfrau Maria, welche die Verwalterin aller Gnadengüter ist, und Freunde der Heiligen, die von allen Krankheiten gesund machen .... Was könnte also denen mangeln, die auf sie hören? Aber wer sind jene, die da sagen, man werde gerecht durch den Glauben? Wer sind sie, die das Kreuz in unsern Kapellen und am Wege niederreißen?... Feinde Christi. Wer sind alle jene Priester, Mönche und Nonnen, die ihr Gelübde brechen, um sich zu verehelichen? — Lüstlinge, Unreine, Gottlose, abscheuliche Abtrünnige vor den Menschen und vor Gott[1])...."

[1]) Mémoires du sire de Pierrefleur, p. 24—28.

Der Bruder wollte in dieser Weise fortfahren, als plötzlich ein arger Lärm in der Kirche entstand. Die anwesenden Evangelischen waren schon seit dem Anfang der Rede in Aufregung gewesen; erst hatten sie sich bezwungen und redeten leise mit einander; aber in dem Augenblick wo der Mönch auf die zu schimpfen begann, die nach dem Ausdruck der Schrift die Ehe für ehrlich unter allen Menschen halten, stand einer, der sich nicht mehr halten konnte, auf und wiederholte zweimal mit lautschallender Stimme vor der ganzen Versammlung: „Das lügst du! ....“ Bestürzt hielt der Redner inne, und jeder wandte sich nach der Stelle, von wo die Worte gekommen waren. Da sah man einen Mann von mittleren Jahren aufrecht stehen, in großer Aufregung und Entrüstung. Es war Christoph Hollard, derselbe, der durch Farel's erste Predigt bekehrt war, ein Mann, der mit einem heftigen Charakter ein redliches Herz verband. Sein Bruder Johann Hollard, früher Dekan in Freiburg hatte die Reformation angenommen und sich verheirathet, und da nun Christoph glaubte, daß der Mönch auf den Dekan ziele, so hatte er eiligst protestirt und, wie man freilich gestehen muß, etwas derb; indessen geschah es mit dem Freimuth eines redlichen Herzens, welches das Gebot Gottes lästern hört.

Kaum ist dieser Ausruf in den Gewölben verhallt, als das Volk in großen Tumult ausbricht und die Stimme des Lutheraners erstickt. Die in der Kapelle anwesenden Männer wollten von ihren Sitzen auf den Ruhestörer zueilen, aber die Frauen, die im Schiff der Kirche saßen, kamen ihnen zuvor. „Alle, von einem Muth und Willen beseelt, stürzten sich auf den besagten Christoph, zerrauften ihm den Bart und versetzten ihm Stöße von allen Seiten; sie zerkratzten ihm das Gesicht mit den Nägeln, so daß er schließlich, hätte man ihnen den Willen gelassen, nie aus der besagten Kirche herausgekommen wäre, was für die armen Katholiken sehr vortheilhaft gewesen sein würde[1].“ So sagt der Groß-Bannerherr, der damals etwas von der Mäßigung, welche er bei andern Gelegenheiten gezeigt hatte, verloren zu haben scheint. Der Schloßhauptmann Anton Agassis war nicht seiner Ansicht; er wollte, die etwaigen Schuldigen sollten durch das Gesetz und nicht durch das Volk bestraft werden. Er stürzte sich mitten in die wilde Scene hinein, entriß Hollard

---

[1]) Mémoires du sire de Pierrefleur, p. 16.

den Händen der Furien und brachte ihn „ins Burgverließ in Gewahrsam, um größeren Skandal zu verhindern."

Zweites Kapitel.

Verschwörung der Frauen gegen die Reformation und Predigten Farel's.

(1531.)

Die Reformation brachte den Frauen große Wohlthaten. Das Wort Gottes, welches sie ihnen in die Hand gab, damit seine Früchte an ihren Herzen sichtbar würden, mußte sie von der Herrschaft der Priester befreien und sie einzig unter ihren Heiland stellen, es mußte ihnen jenen einfältigen und stillen Sinn verleihen, der, wie Calvin sagt, dem weiblichen Geschlechte so wohl steht, und die aus äußerlichen Uebungen bestehende Religion durch ein innerliches, heiliges, nützliches Leben ersetzen. Indessen widerstrebten die ihren Pfarrern und religiösen Gebräuchen ergebenen, leicht fanatisirten Frauen oft der Reformation, wie wir davon Beispiele sehen werden.

Hollard's Mutter gehörte freilich nicht zu dieser Zahl. Sie liebte ihren Sohn herzlich und überließ sich ganz ihrem mütterlichen Schmerze. Ihr Sohn war gefangen, ohne Beschützer und der Rache der aufgebrachten Römisch-Katholischen ausgesetzt, diese Gedanken beunruhigten sie und machten ihre Thränen reichlich fließen. Sie dachte nur daran, wie sie ihn retten könnte, und war bereit, keine Mühe zu scheuen, ja sogar dem Zorn der Feinde des Evangeliums kühn zu trotzen. Nur der Berner Landvogt, sagte sie zu sich selbst, kann Hollard in Freiheit setzen. Er residirt in Echallens, in einem Schlosse, von seinen Beamten umgeben, er ist ein stolzer Berner, vielleicht ein kalter Diplomat .... Gleichviel, die arme Frau beschließt seine Hülfe anzuflehen. Romain will sie nicht verlassen; wenn Schwierigkeiten oder Gefahren ihr in den Weg treten, will er ihr zur Seite stehen, er will die Mutter beschützen und den Sohn befreien. So legen Frau Hollard und der Schullehrer gemeinsam den Weg zwischen Orbe und Echallens zurück, erscheinen im Schlosse und theilen dem Landvogt von Diesbach die beleidigende Rede des Mönches und ihre Folgen mit..... Und, welches Glück! Der Berner Rathsherr wird unwillig und aufgebracht und reist unverzüglich ab. Der Landvogt

war nämlich der Ansicht, die Schmähungen des Mönches seien die einzige Ursache der Unordnung, er habe das Evangelium und die Reformation, welche die Herren in Bern anerkannt hatten, angegriffen, indem er die Priester und Mönche, welche sich verheiratheten, Abtrünnige und Gottlose nannte, und man müsse sich einzig an diesen Mönch halten.

Diesbach kam noch an demselben Tage gegen 4 Uhr an, wollte sich aber weder auf das Rathhaus, noch zu dem Schloßhauptmann begeben, sondern er setzte sich in der Nähe des alten Schlosses[1]) unter freiem Himmel nieder und ließ durch seine Diener den Bruder Juliani holen. Die Schergen durchsuchten das Kloster und mehrere Häuser auf das sorgfältigste, ohne den Mönch zu finden, der in dem Hause einer Frau Franziska Pugin versteckt war, einer Lehrerin, die mit der Unterweisung von Mädchen in aller Tugend und Wissenschaft sich befaßte. Von diesen Verfolgungen in Kenntniß gesetzt, faßte der Mönch sich ein Herz, verließ das Versteck und begab sich zum Landvogt, der noch vor dem Schlosse saß und auf den Erfolg seiner Nachforschungen wartete. Bruder Michael begrüßte ihn artig, aber der Herr von Diesbach erhob sich, ergriff ihn bei der Hand und sagte: „Im Namen meiner Oberherren mache ich Euch zum Gefangenen;" dann ließ er ihn in's Gefängniß führen, „befreite Hollard aus seinem Loche und ließ besagten Bruder dessen Stelle einnehmen." Das war das energische Verfahren Berns.

Marc Romain, der über seine Mitwirkung bei der Befreiung seines Freundes ebenso froh war, „als wenn er 1000 Thaler verdient hätte, und ein Meisterwerk vollbracht zu haben wähnte," wie ein Zeitgenosse sagt, begab sich ruhig nach Hause. Während dieser Vorgänge hatte das Volk, über die Ankunft des Landvogts und die Einkerkerung des Mönches erschreckt, sich auf dem Platze versammelt und sprach eifrig davon, wie man den Schulmeister in den Fluß werfen wolle, um ihn dafür zu bestrafen, daß er den Herrn von Diesbach geholt habe. Unglücklicherweise erschien Marc Romain gerade in diesem Augenblicke. Als die Bürger ihn so fröhlich daher kommen sahen, zeigten sie ihn sich gegenseitig und sagten: „Da ist er!" Dann schrieen alle: „Magister, kommt doch her![2])" Als Romain den Tumult gewahrte, ging seine Freude schnell

---

[1]) Mémoires du sire de Pierrefleur, p. 12.

[2]) *Ibid.*, p. 18.

in Furcht über; er ergriff die Flucht, und alle eilten hinter ihm her. Der Raum zwischen ihm und seinen Verfolgern wurde immer kleiner, er schaute nach rechts und nach links, ob sich ihm nicht eine Thür öffnete, aber alles blieb verschlossen. Als er bei der Kirche ankam, stürzt er hinein, aber kaum hat er sie betreten, so bleibt er erschrocken stehen. Dort sind die Frauen, die Hollard hatten in Stücke zerreißen wollen, nebst einigen Männern versammelt, wegen des Salve Regina, welches daselbst täglich um 5 Uhr Nachmittags gehalten wird. Vor dem Altar knieend mit gefalteten Händen und zu Boden gesenkten Blicken riefen sie die Himmelskönigin an: Gegrüßet seist du, Königin der Barmherzigkeit, zu dir steigen unsere Seufzer empor! O du, unsere Fürsprecherin, errette uns! Bei Romain's Eintritt wenden die Frauen sich um, erkennen ihn, und plötzlich in Furien verwandelt, stürzen sie auf ihn los, wie früher auf Hollard, „zerren ihn bei den Haaren, werfen ihn zu Boden und schlagen ihn." Die Frauen waren in Orbe die Vorkämpfer des Katholicismus. Ruhig sah der Großbannerherr diese Execution mit an. „Ich, der ich den Dingen zuschaute, dachte," sagt er, „der Schullehrer würde nicht mit dem Leben davon kommen!" Pierrefleur hütete sich wohl, ihm Hülfe zu leisten, und Stöße und Schläge regneten auf den armen Romain herab, als einer seiner Freunde herbeikam, „und," sagte der Bannerherr, der alles angesehen hatte, ohne sich zu rühren, „ich bin fest überzeugt, daß er nicht anders als todt vom Platze gekommen wäre, hätte ihm dieser Lutheraner nicht Hülfe gebracht[1])." In der Schrift ist von Leuten die Rede, die St. Paulus unaufhörlich mit Schlägen verfolgten: Romain, der damals ein Opfer dieser lärmenden und grausamen Wuthausbrüche wurde, trat später in den Dienst des Evangeliums; damals legte er die erste Probe ab.

Unterdessen hatte sich rund um das Schloß, in welchem sich Bruder Michael befand, ein Haufe versammelt, und wüthende Stimmen forderten mit großem Geschrei seine Freilassung. In diesem Augenblick verließ der Landvogt von Diesbach das Schloß, um nach seinem Residenzorte zurückzukehren, an seiner Seite befand sich Hollard, den er seiner Mutter wieder zuführen wollte. Als er so viele Leute versammelt sah, verwunderte er sich sehr, denn „alle schrieen und verlangten nach ihrem

---

[1]) Mémoires du sire de Pierrefleur, p. 19.

lieben Vater.“ „Weshalb,“ fragten einige, „habt Ihr Bruder Michael arretirt?“ — Andere sagten: „Weshalb habt Ihr den Christoph in Freiheit gesetzt?“ „Auf Befehl der Herren von Bern,“ antwortete der unerschütterliche Landvogt; dann deutete er auf die hohen Mauern des Schlosses und fügte hinzu: „Wenn Ihr ihn befreien wollt, könnt Ihr ihn holen, aber ich rathe es Euch nicht[1]).“ — „Wir bürgen für unsern lieben Vater mit Leib und Leben, mit Hab und Gut,“ riefen die Bürger. Aber der Landvogt setzte seinen Weg fort, ohne etwas zu erwiedern.

Kaum war er auf dem großen Platze angekommen, als er Damen und Bürgerfrauen der Stadt erblickte, die ihn dort mit bangen, angsterfüllten Herzen erwarteten. Sie fielen alle vor ihm auf die Kniee „mit vielen Thränen,“ streckten die Hände nach ihm aus und riefen: „Gnade für unsern lieben Vater! Gebt ihm die Freiheit wieder!“ Diese Worte rührten den Berner, er hielt an, und seine Rührung gestattete ihm kaum zu antworten. Doch machte er ihnen begreiflich, daß es nicht in seiner Macht stehe, Juliani zu befreien, und zog sich in seine Wohnung zurück, denn es war spät[2]).

Nun versammelten sich die angesehenen Katholiken, um zu berathen, was zu thun sei. Ein Priester im Gefängniß, in Orbe, wegen einer streng römischen Predigt... Was für ein Skandal! Sie beschlossen von dem ketzerischen Berner Landvogt an die gutkatholischen Freiburger zu appelliren. Der Großbannerherr erbot sich zu dieser wichtigen Sendung, und am folgenden Tage reisten der edle P. von Pierrefleur und Franz Buerney nach Freiburg und erzählten dem Rathe alles Vorgefallene. Die Herren und Fürsten dieser Stadt wurden sehr „verstimmt und ärgerlich,“ und eine aus Bernern und Freiburgern bestehende Deputation erhielt den Auftrag, den Zwist zu schlichten. Aber diese Maßregel, weit entfernt, den Streit zu beenden, sollte denselben nur noch vergrößern. Als die Deputation nämlich durch Avenches kam, eine Stadt, die schon vor den Zeiten der römischen Kaiser gegründet war, traf sie Farel, der dort seit einem Monat das Evangelium verkündete inmitten der Ruinen von Aquäducten und Amphitheatern, aber nur auf Lauigkeit stieß. Un-

---

[1]) Mémoires du sire de Pierrefleur, p. 20.

[2]) *Ibid.*,

vorzüglich verließ der Evangelist diese Stadt, ihre Säulen und Capitäle, begleitete die Berner und langte an den Ufern der Orbe an, wohin ihn der Kampfeslärm lockte. Da gab es keine Ruinen: sieben Tempel und 26 Altäre zeugten von dem alten Glanz dieser Stadt und von ihrem römischen Eifer.

Es war am Palmsonntag den 2. April; die Messe war gehalten worden, so wie mehrere Andachten bis zur Vesper. Als Farel, der sich ruhig zu Hause gehalten hatte, sah, daß der Vesperdienst beendigt war, verließ er sein Wirthshaus „mit vermessener Kühnheit.“ Seine Freunde folgten ihm, die Neugierigen sammelten sich, die Frommen eilten herbei, und eine Menge Männer, Weiber und Kinder füllte bald mit großem Geschrei das Gotteshaus. Da begiebt sich Farel auf die Kanzel, um zu predigen, ohne irgend jemand um Erlaubniß zu fragen. „Aber kaum hat er den Mund geöffnet, als alle, Männer, Frauen und Kinder pfeifen, heulen und mit den Füßen stampfen, um ihn zu stören. Hund, schrieen sie, Fleischerhund, Ketzer, Teufel und andere Schimpfnamen, es war ein betäubender Lärm!“ „Wahrlich,“ sagt Pierrefleur, „man hätte Gottes Donner nicht hören können.“ — Aber Farel, an Tumult gewöhnt, wie ein Soldat an das Pfeifen der Kugeln, setzte seine Rede fort. Einige übermannte der Zorn. „Als sie sahen, daß er nicht ablassen will, rotten sie sich zusammen, umringen die Kanzel und wollen ihm sogar mit Stößen zu Leibe gehen,“ und der Tumult erreicht den Höhepunkt. Da stürzt der Landvogt, welcher fürchtete, daß Unheil entstehen möchte, in die Menge, ergreift den Reformator beim Arme und geleitet ihn in seine Wohnung.

Die gemischte Commission war mit der Wiederherstellung des Friedens in der aufgeregten Stadt beauftragt; aber was Farel betrifft, so hatte er fast nur den einen Gedanken: W e h e m i r, w e n n i c h d a s E v a n g e l i u m n i c h t v e r k ü n d i g e! Hat er nicht in der Kirche predigen können, so will er es unter freiem Himmel thun. Am folgenden Tage, am Montag um 6 Uhr Morgens, geht er fort aus dem Hause seines Wirthes, begiebt sich auf den großen Platz und fängt an zu predigen. Niemand war da; gleichviel, er dachte, seine schallende Stimme werde bald eine ansehnliche Versammlung herbeiziehen. Aber zufrieden mit dem Siege des vorhergehenden Tages, hatten sich die Leute in Orbe

vorgenommen, den Prediger ganz allein zu lassen; es kam kein Zuhörer[1]). Doch war dies nicht der einzige Grund, man zettelte eine Verschwörung gegen Farel an, natürlich eine Frauenverschwörung, denn im Allgemeinen waren die Männer lau im Vergleich mit ihren Ehehälften.

Es lebte in Orbe eine vornehme, aus Freiburg gebürtige Dame Elisabeth, die Gattin Hugonin's, des Herrn von Arnex; sie war eine fromme, rechtschaffene Frau, aber enthusiastisch, heftig und fanatisch. Ueberzeugt, daß der Tod des Reformators ein sehr verdienstliches Werk sein würde, hatte Elisabeth andere bigotte Frauen in ihrem Hause versammelt, hatte ihnen zugeredet, sie mit sich fortgerissen, und alle waren übereingekommen, den Reformator krumm und lahm zu schlagen, ja ihn zu tödten; sie suchten nur eine Gelegenheit. An demselben Tage um 4 Uhr Nachmittags wurde eine Rathsversammlung in der Stadt gehalten, welcher die Abgesandten Freiburgs und Berns und Farel selbst beiwohnten. Als diese Versammlung zu Ende war, ging der Reformator hinaus, und dies war der Augenblick, welchen Elisabeth und ihre Mitverschworenen, von den Umständen benachrichtigt, zur Ausführung ihres Complottes gewählt hatten. Ein Edelmann, Peter von Glairesse, der die dem Evangelisten drohende Gefahr kannte, ging nach ihm aus dem Rathe und bat um die Erlaubniß, ihn geleiten zu dürfen. Unterdessen hatten die Frauen ihre Häuser verlassen und erwarteten Farel in einer Straße, die er nothwendig passiren mußte. Er nähert sich arglos, da stürzen sie plötzlich über ihn her, „fassen sein Kleid so zart," sagt ironisch der Chronist, „daß sie ihn zum Wanken und Umfallen bringen." Dann schimpfen und schlagen sie ihn, aber Peter von Glairesse springt mitten unter sie, entreißt das Opfer ihren Händen und sagt mit einer Verbeugung äußerst höflich: „Verzeiht mir für diesmal, edle Damen, ich will die Sache auf mich nehmen." Da ließen alle ihn gehen, und Glairesse führte ihn in das Wirthshaus, wo die Berner Herren ihn erwarteten.

Während Elisabeth den Reformator tödten wollte, führte ihr ebenso bigotter Gatte, Hugonin von Arnex, die Sache des Mönches. Die Vermittler hatten befohlen, daß der Bruder Michael vor Gericht geführt werde. Er wurde ganz erschrocken und aufgeregt ins Schloß gebracht,

---

[1]) Mémoires du sire de Pierrefleur, p. 21, 22.

und die Herren aus Bern erhoben peinliche Anklage gegen ihn und sagten: „Ihr habt behauptet, die geistlich Armen seien die Mönche." — Bruder Michael: „Das leugne ich." — „Ihr habt gesagt, dem Papste, den Bischöfen und andern Geistlichen sich widersetzen, hieße, sich gegen die Ordnung Gottes auflehnen." — „Ich leugne, es mit diesen Worten gesagt zu haben." — „Ihr habt gesagt, daß wenige das neue Gesetz annähmen, außer einem Haufen unkeuscher Mönche." — „Ich leugne, es so gesagt zu haben und habe niemand genannt." — „Ihr habt gesagt, wenn die Priester heiratheten, wären die Frauen, die sie nehmen, nicht ihre Gattinnen, sondern ihre Kebsweiber und ihre Kinder Bastarde." — „Das gestehe ich ein." — „Ihr habt gesagt, Maria sei die Verwalterin der Gnadengüter." — „Das habe ich gesagt." — „Ihr habt gesagt, die Heiligen wie St. Antonius vertrieben und heilten allerlei Krankheiten." — „Das habe ich gesagt." — „Ihr habt gesagt, die, welche leugneten, daß die Bücher der Makkabäer zur heiligen Schrift gehörten, seien Ketzer." — „Ich habe es gesagt." — „Ihr habt gesagt, es sei an denen, welche das neue Gesetz angenommen hätten, nichts Gutes, und sie verwürfen die Glaubensartikel!" — „Ich leugne es[1])." — Dies Gemisch von Leugnen und Gestehen entwaffnete die Richter. Sie schenkten der Fürsprache des Herrn von Arnex Gehör und setzten Juliani in Freiheit. Nur verlangten die Herren von Bern, er sollte künftighin einzig das Wort Gottes predigen. „Ach, sehr ehrenwerthe Herren," rief der arme Bruder, „ich habe nie etwas Anderes gepredigt, als was im heiligen Evangelium, in den Episteln St. Pauli oder in einem andern Theile der heiligen Schrift steht." Beschämt, daß er nicht einen ebenso glänzenden Triumph davongetragen hatte, wie sein Schutzpatron mit dem strahlenden Helme, und aus Besorgniß, wieder ins Gefängniß gesteckt zu werden, dachte Bruder Michael nur an seine Rettung. Auf einige Minuten ging er ins Kloster zurück, und dann entfloh er nach Burgund. Die Deputirten aber kehrten in ihre Cantone zurück, und Farel blieb.

Kurz nach Ostern kam eine Verordnung aus Bern an, des Inhalts, man solle Farel überall, wo er zu predigen wünsche, willig Gehör und Schutz

---

[1]) »Negat dixisse.« (Memoires du sire de Pierrefleur p. 24—28.)

[2]) *Ibid.*, p. 21—32.

verleihen. Als dies verlesen war, rief das Volk sogleich, ohne den Beschluß des Rathes abzuwarten: „Fort mit ihm, wir wollen nichts von ihm, noch von seiner Predigt!“ Die Herren aus Bern antworteten, Farel solle es frei stehen, zu predigen, aber kein Einwohner gezwungen sein, ihn zu hören; der Evangelist zeigte an, er werde am Sonnabend nach Quasimodo um ein Uhr predigen und Juliani's Irrthümer widerlegen.

Die Katholiken, welche sich mit der erhaltenen Erlaubniß nicht begnügen wollten, beschlossen, Farel einen Empfang zu bereiten, der ihm auf immer die Lust zu predigen vertreiben sollte. Und in der That zeigte sich beim Eintritt in die Kirche dem Geistlichen die seltsamste Zuhörerschaft. Der ganze Kinderschwarm des Ortes war versammelt; die Kinder der Stadt Orbe lagen vor der Kanzel und um dieselbe herum, stellten sich, als ob sie schliefen und lachten heimlich. Aber Farel, der drei scheinbar ernste Zuhörer bemerkte, bestieg die Kanzel und sagte, indem er auf die kleinen Gassenbuben zeigte: „Wie vieler Mittel bedient sich der Satan, um unser Werk zu hindern. Gleichviel, wir müssen alle Hindernisse überwinden.“ Dann begann er seine Rede, fest entschlossen, den Bruder Michael zu widerlegen. Aber plötzlich springen alle die Jungen auf, wie platt auf dem Bauche liegende Scharfschützen, die hinter dem Gebüsch versteckt, sich erst bei Annäherung des Feindes bemerkbar machen und ihn mit ihrem Gewehrfeuer begrüßen. Die Buben gebrauchen ihre Lungen, sie schreien, heulen aus vollem Halse und stürmen endlich mit furchtbarem Lärm aus der Kirche. „Niemand blieb zurück, außer dem verdutzten Prediger. Und das war die erste Predigt, die in Orbe gehalten wurde,“ sagt boshaft der Großbannerherr.

Am andern Tage, am Sonntag, fand eine große Prozession statt. Priester, Mönche und die ganze Gemeinde begaben sich, aus vollem Halse singend, wie es am St. Georgstage Gebrauch war, zur Stadt hinaus. Farel benutzte den Auszug des Feindes, um sich des Platzes zu bemächtigen, und kaum hatte das letzte Pfarrkind die Schwelle der Kirche hinter sich gelassen, so trat er mit seinen Freunden ein, bestieg die Kanzel und verkündete laut die Wahrheit. Zehn Reformirte, Viret, Hollard, Secrétan, Romain und sechs ihrer Freunde bildeten sein Audi-

---

[1]) Mémoires du sire de Pierrefleur, p. 35.

torium. Mittlerweile kam die Prozession zurück. Zuerst erschienen die Kinder paarweise, dann der Exorcist mit Weihwasser und Weihwedel, der Kreuzträger, die Priester, der Magistrat und das Volk. Alle sangen ihre Litaneien aus voller Kehle. Als die Kinder den Geistlichen auf der Kanzel erblickten und sich der ihnen ertheilten Weisung erinnerten, stürzten sie in die Kirche und pfiffen, schrieen und heulten, wie am Tage vorher. Die ihnen folgenden Priester und das Volk machten schon drohende Bewegungen; Farel sah ein, daß ein Sturm losbrechen würde, und zeigte eine Weisheit, die ihm nicht immer eigen war. Er stieg von der Kanzel und zog sich zurück [1]).

Der Klerus triumphirte, er schrieb Farel's Rückzug der Furcht oder Schwäche zu und äußerte ganz laut in der Stadt: „Der Geistliche kann die von Juliani aufgestellten Glaubensartikel nicht widerlegen.“ „Wahrlich,“ erwiderte der Berner Landvogt, „dem Mönch habt Ihr ein williges Ohr geliehen, und jetzt beklagt Ihr Euch, daß Ihr den Geistlichen nicht hört .... Nun gut, Ihr sollt ihn hören. Es ist der Wille der Herren von Bern, daß jeder Hausvater gehalten sein soll, seiner Predigt beizuwohnen, bei Strafe ihrer Ungnade.“

Man wagte nicht ungehorsam zu sein; die Kirche war gedrängt voll. Freudig bewegt beim Anblick der Menge bestieg Farel die Kanzel, nie hatte er mehr Klarheit, Kraft, Beredsamkeit gezeigt. Er nahm alle Punkte durch, welche Juliani behandelt hatte; bald griff er den Ablaß an, den die römische Kirche den leichtgläubigen Seelen verkauft, bald die Lehre, welche St. Petrus die Himmelsschlüssel zuertheilt. „Der Schlüssel des Himmelreichs,“ sagte er, „ist das Wort Gottes, das heilige Evangelium.“ In einer Predigt sprach Farel von den abgeschmackten Uebungen, welche den Katholiken unter dem Namen Bußen auferlegt werden. „Die Buße, welche Gott fordert,“ sagte er, „ist eine Aenderung des Lebens, der Vorsätze und des Willens [2]).“ In einer andern bekämpfte er den Ablaß. „Der Ablaß des Papstes,“ rief er aus, „nimmt das Geld, aber nicht die Sünde fort. Ein jeder Christ soll wissen, daß niemand dem Zorn Gottes entrinnen kann, außer durch Jesum [3]).“ Er

---

[1]) Mémoires du sire de Pierrefleur, p. 35.

[2]) Sommaire, etc. par G. Farel, p. 191.

[3]) *Ibid.*, p. 125.

donnerte gegen die Ohrenbeichte. „Die Beichte ins Ohr der Priester, welche der Papst gebietet," sagte er, „verschafft ihm Kenntniß von den Geheimnissen der Könige und hilft ihm Länder und Königreiche in seine Gewalt zu bekommen. Aber wie viele Seelen sind durch sie in die Hölle gerathen; wie viele Jungfrauen verführt; wie viele Wittwen gefressen; wie viele Waisen zu Grunde gerichtet; wie viele Fürsten vergiftet, wie viele Länder verheert, wie viele Mächte vernichtet, wie viele große Häuser mit Männern und Frauen, die sich dem Laster ergeben, hat man mit großem Aufwand unterhalten! . . . O Himmel, enthülle diesen abscheulichen Greuel! O Erde, schreie empor! Geschöpfe Gottes weinet! Und du, o Herr, mache dich auf[1])!"

Wenn auch Farel nicht den Eifer der Bilderstürmer hatte, den Hollard bald an den Tag legte, so war er doch höchst unwillig über die Verehrung der heiligen Bilder und bediente sich der Waffen des göttlichen Wortes gegen dieselbe. „Die Völker," sagte er, „stellen Lichter vor die Heiligen hin, die nicht mehr auf dieser Welt sind und nichts damit zu schaffen haben. Wären diese Heiligen noch am Leben und bedürften sie der Lichter, um das Evangelium zu lesen, würden sie ihnen die Augen ausstechen, anstatt ihnen Fackeln zu geben!" . . . . Noch mehr empört über das zügellose Treiben der Welt und der Kirche, rief der christliche Prediger aus: „Possen voll Hohn, Schändlichkeit, Unzüchtigkeit; niederträchtige tolle Lieder, Bücher voller Eitelkeit, Schmutz, Lügen und Gotteslästerungen; abscheuliche, zuchtlose Worte; das alles wird öffentlich geduldet . . . . Aber das neue Testament, welches Jesu Lehre und Leiden enthält, wird verboten, als wäre es Muhamed's Koran oder ein Buch der Uebelthäter und Zauberer . . . . O Sonne, kannst du solche Länder noch mit deinen Strahlen bescheinen? O Erde, kannst du solchem Volke noch deine Früchte bringen? Und du, Herr Gott, bist du so langsam zur Rache wider so große Schmach? Mache dich auf, o Herr; laß die Posaune deines heiligen Evangeliums gehört werden bis an der Welt Ende[2])!"

Trotz des nicht unbegründeten Unwillens der Katholiken über den Befehl aus Bern, der sie nöthigte, die ihrem Glauben zuwiderlaufenden

---

[1]) Sommaire par G. Farel, p. 96, 191, 210.

[2]) *Ibid.*, p. 154.

Predigten zu hören, predigte der Reformator doch die beiden ersten Tage ohne Schwierigkeit; aber von dem dritten Tage an überredeten die beunruhigten Priester ihre Beichtkinder, donnerten von der Kanzel herab wider die ketzerische Predigt, und Farel zählte von nun an nur noch die Freunde des Evangeliums in der Kirche. Der Landvogt aber besaß Einsicht genug, diesen Ungehorsam zu übersehen.

Die Umgegend entschädigte indessen Farel für die Mißachtung in Orbe. Als sich sein Ruf in den Dörfern verbreitet hatte, wünschte man sehnlichst ihn zu hören; er erhielt Botschaft über Botschaft und war gerührt, wenn er die Bauern an seiner Thür sah. „O wie groß ist die Ernte," schrieb er an Zwingli. „Niemand kann den Eifer beschreiben, den das Volk für das Evangelium hegt, und ich vergieße Thränen, wenn ich auf die kleine Zahl der Arbeiter sehe[1])." Einige Evangelische in Orbe baten, man möge sie aussenden, um zu predigen, aber Farel hielt sie noch nicht reif genug dazu und willfahrte ihnen nicht. Einige nahmen das freilich übel, aber das erschütterte ihn nicht. „Lieber ihnen mißfallen, als Gott mißfallen," sagte er.

St. Paulus hat gesagt: „Die Hände lege niemand bald auf." Farel und die andern Reformatoren wollten, daß der Diener seinem Amte Ehre mache. Vor allem verlangte er eine bekehrte Seele, aber das genügte ihm nicht. Wenn die Kirche unter die Zahl derer, welche die Pforte der Seligkeit zeigen sollen, Männer aufnimmt, die nicht durch dieselbe hindurchgedrungen sind, oder die Gabe des Wortes nicht besitzen, oder der Weisheit ermangeln, so ist das ein schlimmes Zeichen. Aber wenn die Leiter der Kirche treu sind, wird Gott ihnen rechte Diener senden.

---

[1]) »Quanta sit messis, quis populi ardor in Evangelium, paucis nemo expresserit. Sed paucitatem operariorum deflere cogimur.« (Farellus Zwinglio. Orba, anno 1531. Ep., II, p. 648.)

Drittes Kapitel.

Ein neuer Reformator und ein Bilderstürmer.

(1531.)

Im Jahre 1511 war einem Bürger von Orbe, Namens Wilhelm Viret, „Tuchbereiter und Schneider," ein Sohn geboren worden, den er Peter genannt hatte. Das Kind war unter den Wollarbeitern aufgewachsen und hatte die Leute seines Vaters pressen, appretiren und die aus den Händen der Weber hervorgegangenen Tuche walken sehen, ohne Geschmack daran zu finden. Er war nicht zum Gewerbtreibenden gemacht. In diesem Kinde sollte sich der inwendige Mensch entwickeln; er fühlte in sich das Bedürfniß Gott zu suchen, und das führte ihn dem Himmel zu. Er suchte die Gesellschaft der am besten unterrichteten Bürger, ja er stand sogar in Verbindung mit einigen Adligen[1]), aber wonach es ihn besonders verlangte, das war Gott. Wenn er allein oder mit einem seiner Brüder, Anton und Johann, an den malerischen Ufern der Orbe, in den reizenden Gegenden, die von ihren Wassern bespült werden, bis an den Fuß des Jura sich erging[2]), blickte er mit Entzücken umher, aber alsbald richtete er die Augen zum Himmel empor. „Ich war von Natur der Religion ergeben," sagte er, „die mir freilich damals unbekannt war." „Ich bereitete mich auf den Himmel vor," sagt er ferner, „da ich einsah, dies sei der Weg zur Seligkeit[3])." Er beschloß sich dem Altardienste zu weihen; sein Vater hatte nichts dagegen, denn die Bürger und Bauern jener Zeit hielten es für eine Ehre, einen Priester unter ihren Söhnen zu haben. Mit großen Geistes- und Gedächtnißgaben ausgestattet, hatte Peter bald alles inne, was in den Schulen von Orbe gelehrt wurde, und seine Blicke wandten sich der Pariser Universität zu, jenem großen Lichte, welches zwölf Jahre früher, auch Farel's Blicke auf sich gezogen und diesen dahin gelockt hatte. Peters Vater, der durch seinen Handel wohlhabend ge-

---

[1]) »Moy qui suis nay, et ay esté dès mon enfance nourry au milieu de vous.« (Ep. de Viret aux nobles et bourgeois d'Orbe, p. 13.)

[2]) Diese Gegenden sind in einem kürzlich erschienenen Buche bewundernswürdig geschildert. (Horizons prochains.)

[3]) Disputations chrestiennes, par Pierre Viret. Genève, 1544, Préface.

geworden war, willigte ein, ihn dahin zu senden, und der Knabe begab sich im Jahre 1523 nach Paris, als er wenig über 12 Jahre zählte. In demselben Jahre langte zu gleicher Zeit Johann Calvin aus Noyon in dieser Hauptstadt an und trat in das Gymnasium de la Marche. Er war zwei Jahre älter als Viret. Ob beide Knaben, die einst so eng mit einander verbunden werden sollten, sich damals begegneten und ihre Freundschaft sich aus ihrer Kinderzeit herschreibt, haben wir nicht mit Gewißheit in Erfahrung bringen können.

Viret zeichnete sich auf dem Gymnasium durch seine Liebe zum Studium aus, „er machte große Fortschritte in den Wissenschaften,“ aber auch seine Treue in den Uebungen der römischen Kirche trat damals hervor. „Ich kann nicht leugnen, daß ich in diesem Babylon ziemlich tief versunken war,“ sagt er[1]). Bei einem der letzten Male, daß Farel sich in Paris aufhielt, scheint er auf Viret aufmerksam geworden zu sein, dessen liebenswürdige Bescheidenheit leicht die Herzen gewann, und er war dem jungen Schweizer behülflich, sich aus der ihn damals umhüllenden Finsterniß herauszuarbeiten. Fast zu derselben Zeit fand das Evangelium Eingang in die Seele des jungen Schülers aus Orbe, als es den gewaltigen Geist des Schülers aus Noyon erleuchtete. Die Sanftmuth seines Charakters milderte die Kämpfe, die für Farel und Calvin so heftig gewesen waren. Doch auch er ging durch den Weg der Herzensangst, um zum Frieden zu gelangen. Als er unter sich einen schrecklichen Abgrund und ewige Nacht erblickte, warf er sich in die Arme seines Erlösers, der ihn zu sich rief. Er sagt selbst: „Als ich noch auf der Schule war, hat Gott mich aus diesem Labyrinthe von Irrthümern hervorgezogen, ehe ich noch tiefer in dies Babylon des Antichrist versank[2]).“ Als der Augenblick gekommen war, wo man ihm die Tonsur geben wollte, fühlte er, daß er sich entscheiden müsse; der Kampf dauerte nicht lange; er lehnte sie ab; und alsbald wurde er, „als der lutherischen Religion anhangend“ notirt[3]). Da er wußte, was ihm bevorstand, verließ er schleunig Paris und Frankreich. „Er kehrte in das Haus seines Vaters zurück,“ und rief später aus: „Ich

[1]) Disputations chrestiennes. (Préface.)

[2]) *Ibid.*

[3]) Mémoires du sire de Pierrefleur, p. 37.

danke Gott, daß das Zeichen und Merkmal des Thieres mir nicht auf das Haupt gedrückt worden ist[1])."

Viret fand Orbe sehr verändert; die damals stattfindenden Kämpfe zwischen dem Evangelium und dem Papstthum schüchterten ihn anfangs ein. Er gehörte zu jenen gesammelten Seelen, die ganz hingenommen von den innerlichen Kämpfen, sich am liebsten von den äußern zurückziehen. Es kostete ihm, wie den andern Reformatoren, viel, aus der Gemeinschaft der Katholicität herauszutreten, aber seine strenge Gewissenhaftigkeit trieb ihn, um jeden Preis der Wahrheit nachzuforschen. Bisweilen traten nur Rom, seine Kirche, seine Mißbräuche, seine Irrthümer vor sein inneres Auge, und er rief dann tief bewegt aus: „Es ist die Citadelle des Aberglaubens, es ist eine Veste des Satans[2])." Dann aber gewann plötzlich, und ohne daß er Zeit hatte sich dessen zu erwehren, das alte System des Katholicismus wieder die Oberhand und er sah sich von Finsterniß und Todesangst umgeben. Er rang, er betete, und die auf einen Augenblick verschleierte Wahrheit zeigte sich seinen Blicken wieder. Dann sagt er: „Rom behauptet, das Alte sei die Wahrheit. Was giebt es Aelteres, als Lüge, Empörung, Brudermord, Erpressung, Unkeuschheit, Abgötterei und alle Bosheit und Abscheulichkeit? Roms und Sodoms Lehren folgen heißt freilich sicherlich einer sehr alten Lehre Folge leisten, aber Wahrheit, Tugend, Heiligkeit, und du Gott, Vater derselben, Ihr seid noch weit älter[3])!"

Als die der römischen Lehre sehr ergebenen Priester in Orbe sahen, daß der Sohn des Tuchbereiters häufig sorgenvoll die Einsamkeit suchte, fingen sie an, seinetwegen unruhig zu werden. Sie redeten mit ihm und sprachen von den alten Kirchenlehrern, von dem Zeugniß der Heiligen, vom heil. Augustinus, dem heil. Cyprianus, dem heil. Chrysostomus, dem heil. Hieronymus. Diese Zeugnisse waren für den Geist Viret's von großem Gewicht. Sein Kopf schwindelte, sein Fuß strauchelte, und er war nahe daran, wieder in den Abgrund zu stürzen, aber er ergriff von Neuem das Wort Gottes, klammerte sich fest an dasselbe und sagte: „Nein, ich will nicht glauben um Tertullian's oder Cyprian's, um Ori-

---

[1]) Disputations chrestiennes. (Préface.)

[2]) »Arcem illam superstitionis et idolatriae, et Satanae propugnacula. (Viret, De Verbi Dei ministerio, Senatui Lausan. Ep.)

[3]) Disputations chrestiennes, p. 9.

genes' oder Chrysostomus', Peter Lombardus' oder Thomas von Aquino's, selbst nicht um Erasmus' oder Luther's willen .... Thäte ich das, so wäre ich der Menschen Jünger .... Ich will nur Jesu Christo, meinem Hirten glauben[1])!"

Endlich befreite das Wort Gottes Viret von der Priesterherrschaft Roms, und alsbald blickte er umher .... Ach, was schauten seine Augen? ... Ueberall Ketten und Gefangene, „in der Veste des Götzendienstes schmachtend." Er empfand die zärtlichste Zuneigung für diese Gefangenen. „Seit der Herr mich daraus erlöst hat," sagte er, „kann ich derer nicht vergessen, die noch darinnen sind[2])." Unter diesen Gefangenen waren zwei, die ihm nicht aus dem Sinne kamen: sein Vater und seine Mutter. Bald waren sie in ihre Wolle und ihre Walkerei verloren, bald nahmen sie mechanisch Theil am Gottesdienst und suchten nicht das Eine, was noth thut. Der fromme Sohn begann eifrig für seine Eltern zu beten, ihnen mit verdoppelter Ehrfurcht zu begegnen, ihnen Stellen aus der heiligen Schrift vorzulesen und ihnen freundlich vom Heiland zu erzählen. Vater und Mutter fühlten den Einfluß des Umgangs mit ihrem Sohne, und der Glaube, zu dem er sich bekannte, schlug Wurzel in ihren Herzen. Der dankbare Viret aber konnte sagen: „Ich habe viel Ursache dem gütigen Gott zu danken, daß er sich hat meiner bedienen wollen, um meinen Vater und meine Mutter zur Erkenntniß des Sohnes Gottes zu führen. Und wenn er meinen Dienst auch zu nichts Anderm brauchen wollte, so hätte ich doch wohl Ursache ihn zu preisen[3])!"

Sobald Farel und Viret sich in Orbe zusammenfanden, wurde letzterer sogleich ein Zuhörer des Reformators, und bald brachte er auch seinen Vater mit. Das innigste Bündniß entstand zwischen den beiden Gottesmännern; der eine ergänzte den andern. War Farel hitzig, unerschrocken, fast verwegen, so hatte Viret „ein wunderbar sanftmüthiges Naturell[4])." Er besaß eine Milde, die die Herzen gewann, eine wahrhaft rührende christliche Zartheit des Gemüths, aber was die Lehre und die Moral betraf, so war er eben so fest wie Farel und Calvin. Farel, der stets wünschte, Arbeiter in die Ernte zu senden, forderte seinen

---

[1]) Disputations chrestiennes, p. 195, 196.
[2]) *Ibid.* (Préface.)
[3]) Du vrai ministère. (Préface.)
[4]) Théod. de Bèze.

Freund auf zu predigen, und zwar nicht nur auf dem Lande, sondern in Orbe selbst. Jung und schüchtern, wie er war, schrak Viret vor der Aufgabe zurück, die Farel ihm stellte; aber der Reformator drang in ihn, wie andre in Luther und Calvin gedrungen waren; er dachte, Viret, der aus der Stadt selbst war und von allen geliebt wurde, möchte eine günstigere Aufnahme finden. Der Gedanke an die göttliche Gnade, deren Macht er kannte, bestimmte Viret endlich. „Nicht mein Mund möge überreden," sagte er, „sondern der Mund Jesu Christi, der die Herzen mit den feurigen Pfeilen seines Geistes durchbohrt [1])."

Am 6. Mai 1531 drängte sich eine ungewöhnliche Menschenmenge nicht nur aus der Stadt, sondern auch aus der Umgegend in Orbe umher; der Sohn eines der angesehensten Bürger, ein Kind aus dem Orte, sollte die Kanzel besteigen. Zwar beschuldigte man ihn etwas der Ketzerei, aber er trat ja durchaus keinem Menschen zu nahe, so daß niemand daran glauben wollte, und überdies wünschten viele von den jungen Leuten, die mit ihm an den Ufern des Flusses gespielt hatten, Zeugen zu sein von dem Auftreten ihres Spielgefährten auf der Kanzel. Endlich sah die ungeduldig harrende Versammlung einen kleinen, schwächlich aussehenden jungen Mann erscheinen mit feinem, länglichem Gesicht, lebhaftem Blick und sanftem, einschmeichelndem Ausdruck [2]). Er war 20 Jahre alt, schien aber noch jünger zu sein. Er predigte. Seine Worte hatten solche Salbung und zeugten von so tiefem Wissen, seine Sprache war so überzeugend, seine Beredsamkeit so innig und eindringlich, daß selbst die weltlichsten Männer sich von seiner Rede angezogen fühlten und gleichsam „an seinem Munde hingen [3])." Das Sprichwort: „Ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande," paßte auf Viret nicht. Der 6. Mai war für ihn ein großer Tag. Während seines ganzen Lebens erinnerte er sich seiner ersten Predigten. Dreißig Jahre später sagte er zu den Adligen und Bürgern der Stadt Orbe: „Eure Kirche ist die erste gewesen, in der Gott in meiner Jugendzeit meine Dienste hat verwenden wollen, als sie selbst noch in ihrer Entstehung begriffen war [4])."

---

[1]) Viret, Du vray ministère de la vray Eglise de Jésus-Christ, p. 47, 57.

[2]) »Fuit corpusculo imbecillo, moribus suavis.« (Melchior Adam, Vitae erudit.)

[3]) »Oris praecipue facundia excellens, ut homines etiam religioni minus addictos, faciles tamen auditores habuerit, cum omnes ab ejus ore penderent.« (*Ibid.*)

[4]) Du combat des hommes contre leur propre salut, p. 7 et 8.

Von der Zeit an trat Viret ein in jene edle Schar von Herolden des Wortes, welches der Herr unter den Völkern aufrichtete. Seine Rolle war eine bescheidene, aber eine klar ausgeprägte. Unter der Zahl der Reformatoren befanden sich, wie unter der der Apostel die verschiedensten Charaktere. Wie der Saft in der Natur überall derselbe ist, so ist der Geist Gottes überall derselbe in der Kirche, aber immer bringen beide die verschiedensten Blüthen und die verschiedensten Früchte hervor. Der feurige Farel war der heilige Petrus der Reformation, der gewaltige Calvin war ihr heiliger Paulus, der sanfte Viret ihr heiliger Johannes.

Farel, Viret, Romain, Hollard und die audern Evangelischen warteten die Wirkung der Predigt in Orbe ab. Wohl sahen sie „einige leichte Stiche und Wunden, aber wenige waren bis in den Grund erschüttert und durchbohrt" und so überwältigt von dem Gedanken an den ewigen Tod, daß sie einzig darnach trachteten, Hülfe in der Gnade Jesu Christi zu suchen. Plötzlich, nur einen Monat nach der Ankunft Farel's erfüllte das Gerücht von einer unerwarteten Bekehrung Orbe mit der größten Verwunderung und wurde das Tagesgespräch. Man sagte — kaum konnte der Erzähler es selbst glauben — man sagte, Frau Elisabeth, die Gattin des Herrn von Arnex, dieselbe, welche die Frauenverschwörung angezettelt und Farel mißhandelt hatte, sei gänzlich umgewandelt; ja auch ihr Gatte, Hugonin, der für den Mönch Juliani Bürgschaft leistete und ihm die Freiheit verschaffte, sei ebenso verändert wie sie selbst. Weder die streng katholischen Männer, noch ihre Frauen konnten es leugnen. „Wahrlich," sagten sie, „sie ist eine der schlimmsten Lutheranerinnen in der Stadt geworden." Später schlugen sie großen Lärm, als Elisabeth am Allerheiligentage oder an einem Feste unsrer lieben Frau Wäsche hielt oder eine andere mechanische Arbeit vornehmen ließ[1]). Sie schüttelten den Kopf, zuckten die Achseln und lachten. Die Evangelischen aber thaten das nicht; sie dachten nach dem Ausdruck eines ihrer Häupter, daß jene Leute mit den eisernen Herzen lachten mit einem grinsenden Lachen (d'un ris d'hôtelier), weil sie sich innerlich wie zugeschnürt fühlten .... Sie wußten, daß das Wort Gottes ein Hammer ist, daß nichts so fest und hart, oder so verborgen im Menschen ist, daß seine Macht es nicht erreichte .... War Paulus nicht auch wie Elisabeth und Hugonin ein Verfolger gewesen?

[1]) Mémoires du sire de Pierrefleur, p. 133, 134.

Bald aber wurde es noch schlimmer für die Katholiken. Einer der Geistlichen des Ortes Georg Grivat, genannt Calley, ein großer Musikus, den man zum Vorsänger gemacht hatte, war von einer streng römischen Mutter erzogen und sehr wohl in der Kirche unterwiesen worden[1]). Damit er noch besser unterrichtet würde, hatten ihn seine Eltern nach Lausanne geschickt, wo er Chorknabe geworden war, und besonders in der Musik Fortschritte machte. Bei seiner Rückkehr nach Orbe hatten die Herren und Priester ihm den schmeichelhaftesten Empfang bereitet. Er hatte sich desselben würdig gezeigt, denn er entzückte das Volk durch seinen Gesang oder elektrisirte es durch seine Reden. Aber am 10. Mai 1531 in demselben Monat, als Viret seine erste Predigt hielt, setzte Grivat seine Zuhörer in großes Erstaunen, denn er predigte von der Kanzel in deutlichster Weise die evangelische Lehre. Das war zu viel. Sein Vater und seine Brüder waren in Verzweiflung; der Adel und die Priester, die ihn so gütig aufgenommen hatten, geriethen in die größte Aufregung: „Hat man ihm nicht guten Gehalt gegeben?“ hieß es. „Hat die Kirche ihn nicht genährt und erzogen, und er will dem Kukuk gleichen, der seine Mutter frißt, die ihn groß gezogen ....[2])?“ Diese auf einander folgenden Bekehrungen ermuthigten die Evangelischen zu einem wichtigen Schritte. Sie fühlten das Bedürfniß, durch die Feier des heiligen Abendmahls in ihrem Glauben befestigt zu werden; sie verlangten darnach, und Farel, der damals in Murten war, kehrte alsbald nach Orbe zurück. Am Pfingsttage den 28. Mai um 6 Uhr Morgens (man hatte diese Stunde gewählt, um vor jeder Störung der heiligen Handlung sicher zu sein) verkündete er vor einer zahlreichen Versammlung in der Kirche selbst die Vergebung aller ihrer Sünden durch das Opfer des Leibes Christi am Kreuze, und nach beendigter Predigt traten acht Jünger hervor, um das Brot zu brechen. Es waren Hugonin von Arnex und seine Gattin, C. Hollard und seine alte Mutter, Cordey und seine Frau, Wilhelm Viret, Peters Vater, und Georg Grivat, später Pastor in Avenches; viele Evangelische meinten noch nicht genügend im Glauben gewachsen zu sein, um an dieser Handlung theilzunehmen, und Peter Viret war ohne Zweifel abwesend. Zwei

---

[1]) Mémoires du sire de Pierrefleur, p. 263.

[2]) *Ibid.*, p. 41.

von den Jüngern deckten bescheiden ein weißes Tuch über eine Bank und stellten Brot und Wein darauf, Farel knieete nieder, betete, und alle folgten seinem Gebete mit dem Herzen. Dann erhob sich der Diener des göttlichen Wortes und sagte: „Vergebet Ihr Euch alle untereinander?" Die Gläubigen antworteten: „Ja!" Da brach Farel jedem ein Stück Brod indem er sagte, „er gebe es ihnen zum Gedächtniß des Leidens Christi," und dann reichte er den Kelch. Durch den Glauben spürten der Geistliche und diese wahren Jünger die wahrhaftige Gegenwart Christi in ihrem Herzen. Kaum war alles vorüber, als die Priester voll Unwillen eilig in die Kirche traten und aus allen Kräften die Messe sangen. Am folgenden Tage, am Pfingstmontage gab es ein neues Aergerniß .... Die Gläubigen arbeiten. — „O," sagte man unwillig, „sie haben kein Fest außer dem Sonntag [1])."

Wäre die Evangelisation auf dem friedlichen Wege christlicher Erbauung fortgeschritten, so wäre ohne Zweifel bald die ganze Stadt gewonnen worden; aber auch die Reformation hatte ihre „enfants terribles." Umsonst sagte Calvin: „Die Weisen vor Gott sind bescheiden, friedfertig, menschlich. Sie verbergen die Laster nicht; sie suchen vielmehr sie zu strafen; aber im Frieden, d. h. mit solcher Mäßigung, daß die Einigkeit ungestört bleibe. Friedliche und freundliche Vorstellungen dürfen nicht unterlassen werden; wer Arzt sein will, darf kein Henker sein [2])."

Schon war ein schönes steinernes Kreuz auf dem Kirchhofe in St. Germain vernichtet, ein anderes an einem Kreuzwege nahe bei der Stadt war umgerissen worden, das war aber in der Nacht geschehen, ohne daß man wußte, von wem. Bald aber wurden die eifrigen Reformatoren kühner; besonders Christoph Hollard, ein wahrer Bilderstürmer der Reformationszeit, der mehr ans Niederreißen als ans Aufbauen dachte. Eines Tages, als Farel vor den Deputirten aus Bern und Freiburg predigte, stürzte sich Hollard auf ein Bild der Jungfrau und zertrümmerte es; ein andermal riß er den großen Altar der Liebfrauenkirche um. Aber das war noch nicht genug.

---

[1]) Alle diese Einzelheiten überliefert uns der Katholik de Pierrefleur. (Mémoires p. 44.)

[2]) Calvin, Op., S. Jacques, IV, 18.

Diesem aufrichtigen, ja frommen, aber hitzigen, extremen und etwas rücksichtslosen Manne ging die Reformation, d. h. die Zerstörung der Bilder und Altäre nicht schnell genug. Hollard beschloß, die Sache ins Große zu treiben, er vereinigte sich mit zwölf Gleichgesinnten, und die Schar zog von Straße zu Straße, von Tempel zu Tempel, und die Werkzeuge der Gerichte Gottes (denn dafür hielten sie sich) „stürzten alle Altäre um" in den sieben Kirchen der Stadt; 26 Trümmerhaufen bezeugten ihren Sieg. Ohne Zweifel hatten sie Recht, jeden Bilderdienst ein Ueberbleibsel des Heidenthums zu nennen; aber sie versahen es darin, daß sie verlangten, die Katholiken sollten Gott nicht nach ihrer katholischen Ueberzeugung, sondern nach der der Reformirten anbeten. Die Leute sahen erschrocken zu und schwiegen. „Wahrlich," sagte der Herr von Pierrefleur, „ich wundere mich gewaltig über die Geduld dieses armen Volkes." — „Ew. Gnaden," antworteten einige Katholiken, „wären wir nicht so loyale Unterthanen der Herren von Bern, so würde der Körper Meister Christoph Hollards die Erde nicht mehr berühren." Das will sagen, sie hätten ihn gehängt. Die Kämpfer waren auf beiden Seiten nicht eben sanft. Die Katholiken ersetzten die Altäre durch Tische, an welchen man aus Nothbehelf die Messe sang[1]).

Die Intoleranz Christoph Hollard's und eines seiner Freunde, Namens Tavel, drohte so die alte Tyrannei des Papstthums durch eine neue Tyrannei zu ersetzen. Ach, man hat manche protestantische Geistlichkeit Widerstand leisten sehen gegen Jünger und Lehrer des Evangeliums, wie der römische Klerus es nur hat thun können. Die Intoleranz ist ein Laster der menschlichen Natur, welches selbst die Frömmigkeit nicht auf einmal heilt. Die Priester, welche an ihren kleinen Tischen Messe lasen, waren Hollard und Tavel ein Stein des Anstoßes. Agassis war nicht mehr Schloßhauptmann, durch Berns Einfluß war er abgesetzt worden, ein Reformirter, Namens Anton Secrétan, hatte seine Stelle eingenommen. Die beiden hitzigen Lutheraner brachten bei ihm ihre Klage vor gegen alle Priester als Mörder (der Seelen), und dem Gebrauch gemäß stellten sie sich selbst als Gefangene. Der Schloßhauptmann befahl, man solle sich der römischen Geistlichen bemächtigen. Aber

---

[1]) Mémoires du sire de Pierrefleur, p. 41, 42, 50, 51.

das war nicht so leicht, denn es gab sehr kräftige darunter. Drei Gerichtsdiener, die den gestrengen Herrn Peter Bovey auf der Straße ergreifen wollten, wurden von dem Priester „kraft seiner Stärke in den Flur eines Hauses geschleppt," und dort schlug er sie dergestalt, daß sie nur froh waren, seinen Fäusten zu entrinnen. Nachdem er sich so löwenhaft vertheidigt hatte, behielt er seine Freiheit; nicht ebenso erging es dem Pfarrer Blasius Foret, der wie ein Schaf, sich „geradeswegs ins Gefängniß begab." Die Beamten führten ihn zu den andern, „alle wurden gut gehalten und gebettet und hatten die Erlaubniß, überall im Schlosse umherzugehen [1])." Einige kühne Priester (es waren mehrere zurückgeblieben) fingen an, wider das Verbot um fünf Uhr Morgens die Messe zu singen. „Mit Piken, Hellebarden und Stöcken zogen die Katholiken in die Kirche; wenn man läutete, war es, als ob Feuer in der Stadt wäre." Die intoleranten Protestanten erhielten bald eine derbe und gerechte Lektion.

Der Großbannerherr Pierrefleur, ein Weltmann, war wohlbewandert in den Wissenschaften, gebildeten Geistes, besaß eine anmuthige Naivetät, und verband mit der waadtländischen Gutmüthigkeit eine große Entschiedenheit. Katholik aus Ueberzeugung wußte er, daß die Mehrzahl der Einwohner dem römischen Glauben ergeben war. Deshalb erregte es seinen Unwillen, daß man die Priester gefangen genommen hatte und daß die Gläubigen genöthigt waren, die Messe fast im Verborgenen zu hören, und er verlangte eine allgemeine Volksversammlung. „Wollt Ihr," sagte er, „die Messe behalten, wie unsere Väter, und für den heiligen Glauben leben und sterben? Wenn Ihr diesen guten Willen habt, so hebe ein jeder seinen Finger auf, sollte aber zufällig einer unter uns sein, der etwas dawider hat, so verlasse er die Versammlung." Jeder hob an Eidesstatt den Finger in die Höhe. Da schickten die Freiburger einen Herold nach Orbe. Die Priester wurden in Freiheit gesetzt, und alle, welche die Altäre umgestürzt hatten, wurden an ihrer Statt verhaftet. Es waren fünfzehn an der Zahl und unter ihnen Elisabeth's Gatte, der edle Hugonin von Arnex. Sie wurden nicht so gut behandelt, verpflegt und gebettet, wie es bei den Priestern geschehen war; man setzte sie auf Wasser und Brot; aber nach drei

[1]) Mémoires du sire de Pierrefleur, p. 52, 53.

Tagen durften sie nach Hause zurückkehren[1]). Während dieser Zeit stellten die Priester und die eifrigen Katholiken überall die Altäre wieder her. Es dauerte mehr als zwanzig Jahre, bis die Reformation in Orbe sich wieder von dem Schlage erholte, den Hollard's und seiner Freunde Intoleranz ihr versetzt hatte. Erst im Jahre 1554 entschied eine Stimmenmehrheit von achtzehn Stimmen in einer Volksversammlung die Einführung des evangelischen Gottesdienstes. Da zogen die Priester, die Mönche und die Nonnen für immer aus, von den Thränen ihrer Freunde begleitet[2]).

Viertes Kapitel.

Die Schlachten bei Grandson.

(1531, 1532.)

Die Schlappe, welche Farel in Orbe erlitten hatte, verringerte seinen Eifer nicht; er richtete seine Blicke auf andere Gegenden, die für das Evangelium gewonnen werden mußten. So sehr er den ehrgeizigen Wünschen Neubekehrter widerstrebte, die sich, wie Hollard, für tüchtiger hielten, als sie wirklich waren, und ungestüm die Weihe zum heiligen Dienst begehrten, so suchte er darum nicht minder eifrig nach Dienern Gottes, angethan mit dem Geiste der Kraft, der Liebe und der Klugheit. Etliche Männer schienen ihm in Frankreich unter der Verfolgung gereift zu sein. Er berief Toussaint, Lecomte, Symphoranus, Andronikus und noch andere nach der Schweiz. Kaum waren diese Brüder angelangt, so schickte er sie in die Ernte[3]), und oft schien es ihm nach inbrünstigem Gebet, als sähe er das weite, zwischen dem Jura und den Alpen eingeschlossene Thal voll des lebendigen Wassers. „Wahrlich," sagte er, „wenn wir auf die früheren Zeiten zurückblicken, so steht es jetzt gut um Christi Werk... Und doch, wie viel Wurzeln giebt es noch

---

[1]) Mémoires du sire de Pierrefleur, p. 56.

[2]) »Vicerunt nostri octodecim suffragiis.« (Viretus Calvino, 11. August 1554.) — S. Pierrefleur, p. 297.

[3]) »Fratres qui huc venerunt in messem missi sunt.« (Farellus Andronico, 27. Januar 1531. Manuscript von Chouparb.)

auszuroden, ehe das Feld bereit ist, den göttlichen Samen aufzunehmen [1])! Wie viel Arbeit, wie viel Schweiß wird es noch kosten, wie viel Feinde sind noch zu besiegen!... Es thun uns Männer noth, die mit der Arbeit vertraut sind.... Goldene Berge kann ich ihnen nicht versprechen [2]), aber ich weiß, daß der Herr die Seinen nie verlassen und ihnen eine reiche Ernte geben wird."

Auf die schönsten Hoffnungen folgte jedoch in Farel's Seele die tiefste Traurigkeit. Besonders nagte ein Kummer an seinem Herzen; die Krankheit in kleinliche Streitfragen sich zu verlieren drohte die neue Kirche zu ergreifen. Zu allen Zeiten haben sich engherzige und noch nicht zur Klarheit durchgedrungene Gemüther an gewisse Details in der Lehre von der Taufe, vom Abendmahl, vom Predigtamt u. s. w. gehängt; sie erhitzen sich wegen des Till und Kümmel [3]) und legen dem Reiche Jesu Christi durch ihre Kleinlichkeiten Fesseln an. Farel, der bei heiliger Lehre und unermüdlicher Thätigkeit weises Urtheil besaß und weitherzig und freisinnig war, zitterte bei dem Gedanken, daß diese Irrthümer kleiner Geister auch in die Gemüther der Geistlichen Eingang gefunden haben könnten, an die er den Ruf ergehen ließ. Damals hielt sich in Straßburg ein christlicher Mann, Namens Andronikus auf, den der Reformator nach der Schweiz zu ziehen wünschte, aber Farel fragte sich, ob dieser Mann nicht etwa vom Formalismus oder Fanatismus ergriffen wäre, zwei Uebel, die bisweilen an den Ufern des Rheins vorkamen. Er beschloß ihn offen zu fragen, und sein Brief zeigt uns, wie er das Predigtamt ansah: „Lieber Bruder," schrieb er an Andronikus, „liebt Ihr Christum so, daß Ihr ihn lauter verkündigen könnt, ohne jene leeren Streitfragen über Wasser und Brot, über den Zins und den Zehnten zu berühren, welche in den Augen mancher das Christenthum ausmachen [4])? Genügt es Euch, von allen zu fordern, daß sie der Gottlosigkeit und der Ungerechtigkeit entsagen, sich mit dem Glauben wappnen und den Himmelsschatz, Christum, der da sitzet zur Rechten des Vaters, im Herzen

---

[1]) »Quam difficiles eradicatu supersunt radices, antequam novale jaciendo semini sid idoneum.« (Farellus Andronico, 27. Januar 1531. Msc. von Choupard.)

[2]) »Aureos montes polliceri nolo.« (*Ibid.*)

[3]) Matth. XXIII, 23.

[4]) »Sine vanis controversiis vel aquae, vel panis, aut censuum aut decimarum, in quibus pars christianismum putat.« (Farellus Andronico, manuscr. de Choupard.)

tragen? Seid Ihr bereit, allen Gewalthabern zu geben, was ihnen zukommt — Zins und Zehnten — nicht nur den Gottlosen, sondern auch den Brüdern? Sucht Ihr einzig die Ehre Christi? Gedenkt Ihr nur den Glauben in die Herzen einzupflanzen, der in der Liebe thätig ist? Seid Ihr entschlossen, das Kreuz auf Euch zu nehmen? Denn wisset, das Kreuz steht vor der Thür und erwartet Euch. Seid Ihr bereit, es zu tragen, wohlan, lieber Bruder, so macht Euch auf und kommt." Das waren die weisen Worte des feurigsten unter den Reformatoren.

Während Farel so mit lauter Stimme neue Arbeiter herbeirief, hielt er die Trägen und Lauen von sich ab, indem er allen Mühe, Schmach und Verfolgung verhieß; mit solchen Versprechungen warb der Reformator seine Soldaten .... „Erwartet keinen Müßiggang, sondern macht Euch auf Arbeit gefaßt[1]," sagte er, „Ruhe findet Ihr erst nach der Anstrengung und ernten werdet Ihr, nachdem Ihr mit eignen Händen gesäet habt. Ein großes Thor steht offen, aber nur die gehen zu demselben ein, welche die Schafe weiden und nicht fressen wollen, die entschlossen sind, die Beleidigungen, welche man ihnen anthut, mit Wohlthaten zu vergelten. Arbeit und Schweiß erwarten Euch .... Ich kann Euch nur Mühe versprechen[2] .... Wollt Ihr zu uns kommen, so wisset, daß Ihr in einen harten Dienst eintretet. Ihr werdet zu kämpfen haben, nicht mit feigen, muthlosen Gegnern, nein, mit gewaltigen, entschlossenen Feinden. So seid denn edle, muthige Soldaten, greift den Feind freudig an und stürzt Euch in den heißesten Kampf, indem Ihr Eure Zuversicht auf Gott setzt, dem allein Schlacht und Sieg gehören. Wir sind es nicht, die da streiten, es ist der Herr[3])."

Aber umsonst rief Farel zum Kampfe; die furchtsamen Rekruten stießen nicht zum Heere. Zwar erhielt er wohl bisweilen einige Hülfstruppen, aber was machte das aus für eine so gewaltige Arbeit? Da verdoppelte sich sein Rufen. Angesichts der riesigen Alpen richtete sich der demüthige Mann empor wie jene Berge, immer mächtiger wurde sein Wort, ja es glich weit eher dem Ruf eines Soldaten, der inmit-

---

[1]) »Non est quod otium exspectes sed negotium.« (Farellus Andronico, 12. Febr. 1531.)

[2]) »Labores plurimi.« (*Ibid.*)

[3]) »Sed in ipso pugnae aestu, robustos ac plenis viribus hostes alacer aggrediaris, collocata in Deum fiducia, cujus est victoria sicut et pugna; non enim nos pugnamus, sed Dominus.« (*Ibid.*, 27. jan. 1531.)

ten feindlicher Scharen kämpft, als dem leisen, sanften Ton der Friedensbotschaft. „Wir stehen im heißen Kampf," sagte er „das Handgemenge ist schrecklich; man kämpft Mann gegen Mann; aber der Herr giebt den Sieg denen, die Ihm angehören[1]). Ergreift das Schwert, setzt den Helm auf Euer Haupt, legt den Harnisch an und nehmt den Schild, umgürtet Eure Lenden; also gewappnet mit der ganzen Rüstung Gottes stürzt Euch mitten in die Schlacht, schleudert die Speere, werft die Feinde zu beiden Seiten zu Boden und schlagt das ganze Heer in die Flucht[2]) .... Aber ach, statt Euch den Streitern Jesu Christi anzuschließen, statt Euch in die Schlachten des Herrn zu stürzen, scheut Ihr das Kreuz und die Euch drohenden Gefahren, Ihr pflegt lieber der Ruhe und versagt Euren Brüdern Eure Hülfe ...: Ist denn das das Benehmen eines Christen? .... Die heilige Schrift sagt uns, daß der Herr solche Feigheit strenge ahnden wird .... Hütet Euch das Pfund zu vergraben, welches Ihr empfangen habt .... Gedenkt daran, daß Ihr müßt Rechenschaft geben von all den Seelen, welche die Tyrannei im finstern Kerker gefangen hält. Ihr könntet ihnen das Licht bringen, Ihr könntet sie aus ihren Ketten befreien, Ihr solltet sie beschwören, sich Jesu Christo in die Arme zu werfen .... Zaudert nicht! .... Alles muß Christo nach stehen .... Kümmert Euch nicht um die Wünsche und das Flehen Eures Weibes, sondern um das, was Gott fordert und befiehlt[3])." Nie wurden gewaltigere Bitten ausgesprochen, es war, wie wenn ein neuer Paulus in die Welt gekommen wäre. Endlich drang Farel's Flehen bei einigen durch. Andronikus und andere eilten herbei und arbeiteten mit ihm in den Landen, die sich von Basel und Bern bis nach Genf hin erstrecken.

Voll Freude über diese Hülfe eilte der Reformator zu neuen Kämpfen. Jede Gemeinde, jedes Dorf, jede Stadt mußte durch einen hartnäckigen Streit für Christus gewonnen werden. Es giebt keinen Soldaten, der so viel Schlachten geliefert hat. Nur in dem Bekehrten von

---

[1]) »Pugnam fervere, cum hostibus consertas manus juge victorias suis impartire, sed non citra sudorem.« (Farellus Andronico, Apr. 1531. msc. de Choupard.)

[2]) »In medios hostes prosilire, jacula vibrare, hostes hinc inde prosternere ac dissipare.« (*Ibid.*)

[3]) »Nec tantopere curandum quid uxor velit et poscat, sed quae Deus ipse petat et jubeat.« (*Ibid.*)

Damaskus hatte Farel seines Gleichen. Begleitet von Glautinis, einem Prediger zu Tavannes, im Berner Jura, der ihm zu Hülfe gekommen war, verließ er Orbe und wandte sich rechts von dem malerischen Thal des Jura mit dem darin versteckten Flecken Sainte-Croix, welches die hohen Gipfel des Chasseron überragen, nach Grandson. Bald begrüßte er von ferne die Zinnen des alten Schlosses, das sich fast am äußersten Ende des Neufchâteller Sees erhebt. Diese Gegenden, die jetzt ein evangelisches Schlachtfeld werden sollten, hatten schon andere Kämpfe gesehen. Dort war es ja, wo die Schweizer sich im Jahre 1476 von den Höhen von Champagne und von Bonvillars herabstürzten, während das schreckliche Brüllen des Stiers von Uri den Tod verkündete und die Kuh[1]) von Unterwalden ein seltsames Dröhnen erschallen ließ, da waren sie Angesichts der feindlichen Phalanx aufs Knie gesunken, dann mit dem Rufe: Grandson! aufgesprungen und hatten unter dem Schalle ihrer furchtbaren Musik, ihre alten Banner entfaltend, mit ihren langen, schrecklichen Piken die Burgunder mit Sturmesgewalt angegriffen. Umsonst hatte der Anführer der Reiterei, Herr Ludwig von Château-Guyon, Bruder des Prinzen von Oranien und des Herrn von Orbe und Grandson, seinem großen Schlachtrosse die Sporen gegeben, und an der Spitze von 6000 Reitern einen ungestümen Angriff gemacht; umsonst hatte er sich schon des Banners von Schwyz bemächtigt: In der Gruob aus Bern hatte ihm den Todesstoß versetzt, und Schrecken hatte die Burgunder ergriffen, als sie diesen gewaltigen Krieger fallen sahen. Grandson und Orbe gingen für die Familie dieses Helden verloren, die Oberhoheit über diese Städte sollte auf die Kantone Bern und Freiburg übergehen. In der That verbreitete sich Furcht in allen Reihen, Karl der Kühne mußte fliehen und 400 seidene, mit Gold und Perlen gestickte Zelte, 600 Standarten und eine ungeheure Menge Geschirr, Silber, Edelsteine und Juwelen zurücklassen. Jener kräftige Angriff und jener ruhmvolle Sieg, von dem man sich in diesen friedlichen Gegenden erzählte, waren ein Bild von dem Werke, das Farel daselbst vollbringen sollte. Durch ihn sollte Bern in Grandson wie in Orbe einen furchtbareren Feind besiegen, als der Herr von Château-Guyon war[2]).

---

[1]) Kriegerische musikalische Instrumente.

[2]) Neufchâteller Chronik. — Schlachtgesang eines Luzerners. — Müller, Geschichte der Schweizer Eidgenossenschaft.

Beim Eingang in die Stadt, an dem Ufer des Sees erhob sich das große Franziskanerkloster. Vor den Mauern desselben machten Farel und sein Freund Glautinis Halt und hielten dafür, daß der Herr ihre Schritte vorerst hieher gelenkt habe. Sie läuteten, erhielten Einlaß in das Sprechzimmer, und auf die Frage des Guardians, Bruder Guy Regis, „was ihr Begehr," baten sie ihn naiv „im Namen der Herren von Bern," ihnen die Benutzung der Kirche zu bewilligen. Aber Guy Regis, ein entschlossener Mann und eifriger Priester, der von allen Vorgängen in Orbe wohl unterrichtet war, wurde empört über eine solche Unverschämtheit. „Ketzer!" fuhr er Farel an; „Judensohn!" schrie ein anderer Mönch. Dieser Empfang war nicht ermuthigend. Die beiden Geistlichen beriethen sich mit einigen Freunden des Wortes Gottes, was nun zu thun sei. „Geht in die Priorei," sagten letztere; da Ihr einen Brief an den Prior von den Herren in Bern habt, werden die Mönche nicht wagen, Euch die Thüre zu zeigen."

So machen sich Farel, Glautinis und einige Brüder auf den Weg nach dem Benediktinerkloster. Sie klopfen; man öffnet, und mehrere Mönche erscheinen. Diese hatten schon von der Ankunft der Missionare gehört, betrachteten sie vom Kopf bis zu den Füßen, und kaum hatte Farel um die Freiheit nachgesucht, predigen zu dürfen, als ein furchtbarer Lärm im Kloster losbrach. Der Sakristan verbirgt ein Pistol unter seinem Gewande; ein anderer Mönch bewaffnet sich mit einem Messer, und beide nähern sich dem Ketzer verstohlen, um sich seiner zu bemächtigen, der nach ihrer Meinung alle Kirchen in Aufruhr bringt. Der Sakristan erreicht Farel zuerst, legt sein Pistol auf ihn an, ergreift ihn mit der andern Hand und bemüht sich, ihn ins Kloster zu schleppen, wo das Gefängniß seiner wartete. Glautinis bemerkt es und springt zur Rettung seines Freundes hinzu, aber der andere Mönch, der auch den Kampfplatz erreicht hat, stürzt sich auf ihn und zuckt sein Messer. Bei diesem Lärm im Innern des Klosters eilten die Freunde der Evangelisten herbei, die an der Pforte geblieben waren, um abzuwarten, ob sie Farel hören sollten oder nicht. Sie befreiten ihn und seinen Collegen aus den kräftigen Armen der Mönche, und alsbald schlossen sich die Pforten des Klosters, ja die Furcht vor den Reformatoren war so groß, daß sie vierzehn Tage lang geschlossen blieben.

Da Farel sah, daß für den Augenblick in Grandson nichts zu

machen war, begab er sich nach Murten, während er Glautinis zurückließ und ihm auftrug, jede Gelegenheit zu benutzen, das Evangelium zu verkündigen. Die hinter ihren Mauern verschanzten Mönche zitterten, berathschlagten, standen auf der Lauer und waffneten sich wider diesen einzelnen Mann, als ob sie eine ganze Armee vor sich hätten. Die Pforten der Klöster, die Kirchenthüren blieben fest verschlossen. Als Glautinis sah, daß er in den Gotteshäusern nicht predigen konnte, beschloß er, es auf den Straßen und in den Häusern zu versuchen; aber kaum hatte er den Anfang gemacht, als die Mönche durch die Zeichen ihrer Spione, welche Befehl hatten, den Evangelisten nicht aus den Augen zu lassen, davon benachrichtigt wurden. Sie machten einen kräftigen Ausfall. Der tapfere Guardian, Guy Regis, der Vorsänger und alle Mönche erreichten den Platz, wo Glautinis predigte; kühn drängten sie sich zwischen den Evangelisten und seine Zuhörer, und der Guardin sagte: „Komm, wenn du es wagst, vor den König oder den Kaiser; komm nach Besançon, nach Dôle, oder nach Paris, ich will dir und aller Welt beweisen, daß du nur Teufelslehre predigst. Geh, wir haben genug von dir, du darfst nicht herein.“ Kaum hatte er diese Rede vollendet, als alle Mönche den Ruf anstimmten: „Ketzer, Judensohn, Abtrünniger!“ und nachdem die Bande so ihren Schmähungen Luft gemacht hatte, zog sie sich schnell wieder hinter ihre Mauern zurück[1]).

Als die Deputirten aus Bern, welche sich zu Neufchâtel befanden, die Vorgänge in Grandson erfuhren, eilten sie alsbald dorthin. Sie wollten die Leute nicht zur Bekehrung zwingen, aber sie wünschten, daß alle, welche unter ihrer Hoheit standen, ungehindert das Evangelium hören sollten, damit sie die Freiheit hätten, sich nach genauer Kenntniß von beiden Lehren für Rom oder die Reformation zu entscheiden. Bei ihrer Ankunft in Grandson, das nicht weit von Neufchâtel entfernt liegt, ließen die Herren aus Bern den Reformatoren die Kirchen öffnen. Ein Eilbote wurde an Farel abgesandt, der sogleich, von Viret begleitet, zurückkehrte, und seit dem 12. Mai predigten die drei Evangelisten an Sonntagen und Wochentagen. Die Mönche blickten, voll Staunen und Unwillen und doch durch die Scheu vor ihren gestregen Herren zurückgehalten, schweigend auf die Menge, die herbeieilte, um die Ketzerlehren

[1]) Chroniqueur, p. 112.

zu hören. Der Guardian der Franziskaner, der wegen seines Wissens in hohem Ansehen stand, hielt sich indessen berufen, gegen die Reformatoren aufzutreten. Kaum hatten sie die Kanzel verlassen, als er sie wieder bestieg, und so griffen Guy Regis und Farel einander an, widerlegten sich, und kämpften gleichsam Mann gegen Mann. Der Evangelist verkündete die Gnade, der Mönch verlangte Werke; ersterer warf seinem Gegner vor, daß er der Schrift nicht gehorche; der Mönch beschuldigte Farel des Ungehorsams gegen die Kirche. Die Mönche aber gingen noch weiter, sie beschworen den Magistrat, die Vertheidigung ihres Glaubens auf sich zu nehmen. Dieser erklärte die Geistlichen in die Acht, und die Gerichtsdiener ergriffen sie. Als die Bevölkerung sie in den Händen der Schergen sah, folgte sie ihnen, die Gefangenen mit Schmähungen überhäufend; dann setzte man sie in's Gefängniß[1]).

Nun verbreitete sich der Kampf im Volk und wurde noch heftiger. Parteien bildeten sich, Banden wurden organisirt. Die Katholiken steckten zum Unterscheidungszeichen Tannenzapfen an ihre Mützen und stolzierten so durch die Straßen. Wenn ihre Gegner, die sie vorübergehen sahen, ihnen dann zuriefen: „Ihr misachtet die Herren von Bern!" so antworteten sie übermüthig: „Daran wird keiner von Euch uns hindern!" Die Einwohner von Yverdun, einer ganz nahe gelegenen Stadt, die eifrig der von Guy Regis vertheidigten Sache ergeben waren, bildeten nicht ein Soldatencorps, sondern veranstalteten eine Prozession. Diese verläßt die Stadt und zieht an dem See entlang; statt der Fahnen wehen geistliche Banner, statt der Trommeln und Trompeten erschallen Litaneien. Endlich erreicht diese sonderbare Hülfsmannschaft die Stadt, in der die harten Kämpfe geliefert wurden, und nun zweifeln die Katholiken nicht mehr, daß der Sieg ihr sei. Die Gemüther erhitzen sich, die Leidenschaften werden immer mehr entflammt. Nachdem Farel und seine Freunde wieder in Freiheit gesetzt sind, macht sich ein schwarzer Mönch Namens Claude de Boneto an den Reformator heran und überhäuft ihn mit Schmähungen. Dieser aber verliert die Fassung nicht. „Christen," sagte er, „laßt ab vom Papste, der auf Euren Rücken unerträgliche Lasten gelegt hat, die er mit keinem Finger anrührt. Kommt

---

[1]) „Duraechet gebalget verschmäht .... Gott gelästert." (Bern an den Landvogt von Grandson, 7. Juni.)

zu dem, der Eure ganze Bürde auf seine Schultern genommen hat. Verlaßt Euch nicht auf Rom und seine Priester. Setzt auf Christum Eure Zuversicht[1])." Der Rath zu Bern übernahm die Vertheidigung seiner Evangelisten und verurtheilte den Mönch Boneto[2]).

Da die von Yverdun geschickte Hülfe erfolglos geblieben war, sandte man aus Lausanne eine andere. Am 24. Juni, dem Tage St. Johannis des Täufers, kam ein Franziskaner nach Grandson, um zu Ehren des Heiligen zu predigen. Die Franziskanerkirche war bald gedrängt voll, und mitten in der Menge befanden sich Farel und Glautinis. Tiefe Trauer ergriff sie bei den seltsamen Dingen, die der Prediger vorbrachte, und alsbald erhebt sich der Reformator und beginnt (so war es damals üblich) laut den Mönch zu widerlegen. Dieser hält inne, und die Blicke der Versammlung richten sich mit Anzeichen des Zornes auf den Geistlichen. Der Landvogt Johann Reyff aus Freiburg, ein guter Katholik, unfähig, sich zu halten, hebt seine Faust auf und schlägt Farel. Das war das Signal zum Kampfe. Gerichtsbeamte, Franziskaner, Bürger aus Grandson und Yverdun, die alle bewaffnet zum Feste gekommen waren, stürzten auf die beiden Geistlichen los, warfen sie zu Boden und mißhandelten sie mit Faustschlägen und Fußtritten. Ihre Freunde eilen herbei, mischen sich in das Handgemenge, und nach einem hartnäckigen Kampfe gelingt es ihnen, die Reformatoren den Händen der empörten Menge zu entreißen, doch nicht eher, als bis sie „schrecklich übel zugerichtet waren, sowohl im Gesicht als an andern Theilen." Der Großbannerherr von Orbe war Augenzeuge; er ist es, der darüber berichtet[3]).

Die Evangelischen verloren keine Zeit; einer von ihnen machte sich sogleich auf zu dem Herrn von Watteville, Schultheißen von Bern, der sich auf seinen Gütern zu Colombier befand, drei Meilen von Grandson entfernt. Diese Magistratsperson traf bald ein, und um die Einwohner nach den Grundsätzen Berns in den Stand zu setzen, selbst frei zu prüfen, befahl er, daß der Franziskaner und Farel abwechselnd predigen sollten; dann begab er sich selbst mit seinem Diener in die Kirche,

---

[1]) Sommaire, etc., p. 181.

[2]) Das Manuscript von Chouparb theilt das Urtheil aus Bern unter dem Datum des 17. Juni 1531 mit.

[3]) Mémoires du sire de Pierrefleur, p. 67.

um die Prediger zu hören; aber es handelte sich um etwas ganz Anderes. Das Volk war noch in höchster Aufregung durch die Bewegung am vorhergehenden Tage; man behauptete, die Reformatoren wollten das von der ganzen Stadt so heilig gehaltene Krucifix umstürzen. Zwei Mönche, Tissot und Gondoz, thaten sich besonders hervor durch ihren Eifer für die päpstliche Lehre; aufrichtig aber fanatisch, wie sie waren, glaubten sie, Gott mit der Ermordung Farel's einen Dienst zu leisten. Man hatte sie als Schildwache aufgestellt, um das Bildniß, das man für bedroht hielt, zu schützen. Mit Aexten versehen, die sie unter ihren Gewändern versteckt hatten, schritten sie lauernden Blickes, ohne ein Wort zu sprechen, am Fuße der Treppe auf und ab, die zu der Gallerie mit dem berühmten Krucifix führte. In dem Augenblicke, als der Herr von Bern erschien, hielt ihn eine der Schildwachen heftig an, weil er eine ihm unbekannte Person, die wie ein Ketzer aussah, vor sich hatte. „Zurück, hier kommt ihr nicht durch," schrie er, und sein Gefährte stieß den Herrn von Watteville unsanft zurück. „Gemach," sagte der Schultheiß ernst, „man muß nicht so hitzig werden." Der Diener des Patriciers, aufgebracht über den Mangel an Respekt gegen seinen Herrn, und weniger gelassen als dieser, umfaßte mit seinen Armen den Leib des Wächters in der Kapuze, und da er das Beil unter dessen Gewande fühlte, ergriff er dasselbe und wollte damit zuschlagen, als der Berner Herr es ihm verwehrte. Die Mönche entflohen erschrocken, und de Watteville, welcher Herr des Platzes geblieben war, stellte seinen Diener daselbst als Wache auf, der nun anstatt der Mönche hin und herschritt und mit dem Beil auf der Schulter Wache hielt. Bald bekam er auch zu thun.

Er war kaum einige Minuten dort, als er etwa dreißig übelaussehende Weiber schleichenden Schrittes mit aufgenommener Wollenschürze herankommen sah, welche in die Gallerie zu dringen suchten. Ihre Schürzen hatten sie theils mit Erde aus ihren Gärten, theils mit Asche aus ihren Küchen gefüllt, und mit diesen Waffen zogen sie in den Kampf. Freilich lag es nicht in ihrem Plan, eine regelrechte Schlacht zu liefern, sondern sie gedachten sich auf der Gallerie, nahe bei der Kanzel in den Hinterhalt zu legen; dann wollten sie in dem Augenblick, wo Farel dort erschien, ihm die Asche in die Augen, den Koth in den Mund streuen und so den unerschrockenen Prediger zum Schweigen bringen; das war ihre Art zu kämpfen. Der Trupp näherte sich, der Diener des Schultheißen ging

immer mit seinem Beile in der Hand auf und ab, festen Schrittes, wie es einem Diener der gestrengen Herren von Bern zukam. Er gewahrte das Bataillon Weiber, begriff alsbald, warum es sich handelte, und trat ihnen entgegen, seine den Mönchen entrissene Waffe schwingend. Die frommen Weiber Grandsons erschrecken beim Anblick des Berners, der die Stelle der Franziskaner eingenommen hatte, schreiend lassen sie die Schürzen los, und Sand und Asche fällt auf die Fliesen der Kirche, worauf sie eilends in ihre Häuser fliehen.

Nachdem so die Verschwörungen der Mönche und der Weiber vereitelt waren, benutzte der Berner Magistrat dies doch keineswegs, um Farel allein reden zu lassen. Er wollte beiden Theilen gerecht werden. So predigten denn in Ruhe abwechselnd der Franziskaner und der Reformator. Tissot und Gondoz, die Watteville angehalten hatten, erhielten vierzehn Tage Gefängniß. Nachdem sich ihre Wuth gelegt, stellten diese Mönche Betrachtungen an. Sie prüften das Wesen jener lutherischen Lehre, die so feste Anhänger hatte. Die Reformatoren besuchten sie und begegneten ihnen äußerst freundlich. Das rührte die Mönche, und sie erkannten, daß die von ihnen so sehr gefürchtete Ketzerlehre einfach das barmherzige Evangelium Jesu Christi sei. So verließen sie mit neuen Ansichten das Gefängniß und „zwei Jahre später,“ sagt der Bannerherr, „nahmen sie den lutherischen Glauben an, wurden als Prediger angestellt, der eine zu Fontaines, der andere zu Gavornay, verheiratheten sich und hatten eine große Menge Kinder.“ Wie zu den Zeiten der Apostel erlebte man es in den Tagen der Reformation häufig, „daß die, welche sich am heftigsten gegen Gott auflehnten, Barmherzigkeit erlangten, und Herolde des Glaubens wurden[1].“

Ein letzter Tumult sollte in der Schweiz zur Proclamirung der religiösen Freiheit Veranlassung geben. Derselbe fand in Orbe während des Weihnachtsfestes statt. Stolz auf ihre, in dieser Zeit des Jahres gebräuchlichen nächtlichen Andachten, schimpften die Katholiken die Reformirten: „Geht nur zu Bett,“ sagten sie, „während wir in der Kirche Gott Loblieder singen, schlaft Ihr in Euren Betten wie Faullenzer . . .!“ Die Reformirten, die von den Messen um Mitternacht mit ihren Profa-

---

[1]) Msc. de Choupard. — Msc. de Stettler. — Mémoires du sire de Pierrefleur, p. 47—49.

nationen nichts hielten, wünschten die Abendstunden zu benutzen, wo nach vollbrachter Arbeit eine große Versammlung sich einfinden konnte. Am Weihnachtsabend um sieben Uhr forderten sie vom Gouverneur die Kirchenschlüssel. Der aber antwortete ihnen: „Jetzt ist keine Predigtstunde, Ihr bekommt sie nicht." Sie erwiederten, jede Stunde, außer der Nacht, sei eine Predigtstunde, und entschlossen, den Abendgottesdienst einzuführen, begaben sie sich zum Gotteshaus, öffneten die Thüren, der Geistliche bestieg die Kanzel, und in einem Augenblick war die Kirche gedrängt voll. Einige Priester und strenge Katholiken, die ins Gotteshaus hineinguckten, erstaunten über die Menge und riefen: „Der Teufel hat wohl so viele hineingebracht!" Der Geistliche (vielleicht Viret) verkündete das große Geheimniß des Glaubens, die Ankunft des Heilands und ermahnte seine Zuhörer, ihn mit dem Herzen aufzunehmen. Die Predigt hatte lange gewährt, es schlug neun Uhr. Alsbald läuteten die Glocken, und die Katholiken drangen massenweise in die Kirche, obgleich um die Stunde kein Gottesdienst stattfinden sollte.

Da die Reformirten sich in keinen Kampf einlassen wollten, gingen sie ruhig nach Hause; aber ein böser Bube, der sich unter die Menge gemischt hatte, um das Volk aufzustacheln, erzählte hier und dort, die Ketzer gingen nach Sancta Clara, um alles niederzureißen (was durchaus nicht der Fall war). Man glaubt ihm, die Menge verläßt die Altäre, und als sie auf den Straßen noch etliche Reformirte trifft, werden sie zu Boden geschlagen, andern wird der Kopf gespalten; dann sammelt sich der katholische Pöbel vor den Häusern der bekanntesten Reformirten, die sich schon zurückgezogen hatten, und wirft ihnen die Fenster ein. Viret reiste in Folge dessen mit zehn Reformirten nach Bern, um Klage zu führen [1]).

Einige Tage darauf, am 9. Januar 1532, traten 230 in Bern versammelte Geistliche, unter denen sich auch der weise Capito befand, zu einer Art Concil zusammen. Meistens aus der katholischen Kirche ausgeschieden, wollten sie nicht nur für sich, sondern auch für ihre Gegner Freiheit. Auch die weltlichen Herren waren ihrer Ansicht, und Bern, welches Repräsentant des Protestantismus war, verständigte sich mit Freiburg, das die päpstliche Lehre verfocht. „Wir wollen," sagten die Berner,

---

[1]) Mémoires du sire de Pierrefleur, p. 74. — Ruchat, III, p. 45.

„daß jeder seinen freien Willen habe, in die Predigt oder zur Messe zu gehen." „Wir gleichfalls," sagten die Freiburger. „Wir wollen, daß weder Prediger noch Priester ihre Gegner Ketzer oder Mörder nennen." — „Wir auch," sagten die Freiburger. — „Indessen wollen wir die Prediger und Priester nicht hindern, freundlich und brüderlich mit einander über den Glauben zu verhandeln." — „Ganz recht," sagten die Freiburger. — Diese und ähnliche Artikel, das erste Denkmal der religiösen Freiheit in der Schweiz, wurden am 30. Januar 1532 veröffentlicht.[1]) Es ist zu bedauern, daß diese Verordnung des sechszehnten Jahrhunderts nicht für die Christenheit aller Länder und für die Schweiz selbst, wo sie verfaßt worden ist, zum Muster gedient hat. Nicht auf lange Zeit beugte diese Verordnung heftigen Collisionen vor.

Wir verlassen jetzt diese Gegenden und folgen Farel, dem großen Streiter des Wortes Gottes, aber wir kehren später zurück. Noch reichlicher sollte der evangelische Same im Waadtlande ausgestreut werden, und dies Land, das anfangs so undankbar schien, sollte die schönsten Früchte bringen und hat sie in unsern Tagen gebracht.

Fünftes Kapitel.

Die Waldenser aus Italien treten auf.

(Von 1526 bis zum October 1532.)

Am Freitag den 12. Juli kam Farel von Murten nach Grandson, wo eine friedliche Zusammenkunft stattfinden sollte. Vier Jünger des Evangeliums begehrten die Handauflegung zu empfangen. Farel und seine Collegen prüften sie, und da sie von ihnen zum evangelischen Predigtamte geeignet befunden wurden, erhielten sie den Auftrag, das Evangelium in den umliegenden Dörfern Gy, Fy, Montagny, Noville, Bonvillars, Saint-Maurice, Champagne und Concise zu verkünden. Aber noch eine wichtigere Angelegenheit sollte die Conferenz beschäftigen.

Seit zwei oder drei Jahren hatte sich eine seltsame Nachricht in

---

[1]) Mémoires du sire de Pierrefleur, p. 82, 85. — Msc. de Choupard. — Ruchat, III, p. 47.

den jungen Gemeinden verbreitet, die sich zwischen den Alpen und dem Jura bildeten. Man hörte dort von Christen reden, welche der Reformation angehören sollten, ohne jemals reformirt worden zu sein. Man erzählte sich, daß in etlichen abgelegenen Alpenthälern Piemont's und der Dauphiné, so wie in einigen Gegenden Calabrien's, Apulien's, der Provence, Lothringen's und mehrerer anderer Länder [1]) Gläubige lebten, die seit mehreren Jahrhunderten sich gegen den Papst auflehnten und keine andere Autorität als die der heiligen Schrift anerkennten. Einige nannten sie „Waldenser,“ andere „Arme aus Lyon,“ noch andere „Lutheraner.“ Als die Kunde von den Siegen der Reformation in ihre Thäler gedrungen war, hatten diese frommen Leute ihre ganze Aufmerksamkeit darauf gerichtet, und besonders einer von ihnen, Martin Gonin, Pastor von Angrogne, war tief ergriffen worden. Unternehmenden Geistes, von entschiedenem Charakter und bereit, sein Leben für das Evangelium zu opfern, hatte der alte Barbe (so nannten die Waldenser ihre Pastoren) das lebhafteste Verlangen gespürt, in der Nähe zu sehen, was es mit der Reformation für eine Bewandtniß habe. Dieser Gedanke verfolgte ihn überall, mochte er nun die kleinen Seitenthäler durchstreifen, die sich von dem Hauptthale abzweigen, wie Aeste von einem Baume [2]), mochte er dem Laufe des Flusses folgen, oder mochte er am Fuße der Alpen der Cella, der Vachera und des Infernet sitzen, überall sehnte sich Gonin nach Wittenberg und Luther. Endlich faßte er einen Entschluß: im Jahre 1526 machte er sich auf die Reise, begab sich zu den Reformatoren und brachte viele gute Nachrichten und fromme Bücher mit in seine Thäler zurück. Von da an war die Reformation der Hauptgegenstand der Unterhaltung bei den Geistlichen und den Hirten dieser Berge.

Im Jahre 1530 überstiegen mehrere von ihnen die Alpen, gelangten auf die französischen Abhänge, und den malerischen Ufern der Durance folgend, wendeten sie sich nach Mérindol, wohin eine Synode von Waldensern zusammenberufen war. Lebhafte Freude erfüllte sie auf ihrem Wege. Hatten sie doch geglaubt, allein zu stehen, und plötzlich waren ihnen Tausende von Brüdern in Europa erstanden, die demüthig

[1]) Froment, Gestes de Genève, p. 2.

[2]) Léger, Hist. des Eglises vaudoises, p. 3.

dem Worte Gottes lauschten und den Papst auf seinem Throne zittern machten. Sie redeten mit einander von der Reformation, von Luther, Melanchthon und den Schweizern, als sie auf den rauhen Bergpfaden ins Thal hinunterstiegen. Die Synode trat zusammen; sie beschloß, Abgeordnete an die Evangelischen in der Schweiz zu senden, ihnen zu beweisen, daß die Lehren der Waldenser denen der Reformirten ähnlich seien, und die letztern aufzufordern, ihnen die Hand zu reichen. Zu dem Ende begaben sich zwei aus ihrer Mitte, Georg Morel und Peter Masson, nach Basel.

Als sie daselbst angekommen waren, erkundigten sie sich nach der Wohnung des Oekolampadius, sie traten in sein Zimmer, und so stand die alte Zeit in ihren Repräsentanten, den einfachen und tapfern Barben, der neuen in der Person des liebenswürdigen, festen Reformators gegenüber. Dieser konnte die muthigen, schlichten Männer nicht ansehen ohne ein Gefühl der Achtung und Sympathie. Die Waldenser überreichten dem frommen Gelehrten ihre Glaubensschriften, und Morel und Masson wiederholten den Inhalt jener Blätter, wie folgt: „Wir haben uns losgemacht vom Antichrist und uns Christo zugewandt. Er ist unser Leben, unsere Wahrheit, unser Frieden, unsere Gerechtigkeit, unser Hirte, unser Fürsprecher, unser Opferlamm, unser Hohepriester, der gestorben ist für das Heil seiner Gläubigen[1]). Aber ach, wie der Rauch dem Feuer vorangeht, so geht die Versuchung des Antichrists der Herrlichkeit voran[2]). Zu den Zeiten der Apostel war der Antichrist nur ein Kind, jetzt hat er zugenommen, bis daß er ein ausgewachsener Mann geworden. Er raubt Christo das Verdienst des Heils und schreibt es seinen eigenen Werken zu. Er nimmt dem heiligen Geiste die Kraft der Wiedergeburt und mißt sie seinen Kirchenformen bei. Er führt das Volk in die Messe, dies traurige Gewebe von jüdischen, heidnischen und christlichen Ceremonieen und entzieht ihm den geistlichen und sakramentalen Genuß unseres Herrn[3]). Er haßt, verfolgt, verklagt, plündert und tödtet die Glieder Jesu Christi[4]). Er rühmt sich seines uralten

[1]) »Que Christes la nostra vita, e verita, e paçs, e justitia, e pastor.« (Glaubensbekenntniß der Waldenser.)

[2]) »Enayma lo fum vai derant lo fuoc . . . .« (l'Antichrist.)

[3]) »Priva lo poble de l'espiritual e sacramental manjament . . . .« (*Ibid.*)

[4]) »El eyra, e persec, e acaisonna, roba e mortifica li membre de Christ.« (*Ibid.*)

Rechtes, seiner Mönche, seiner Jungfrauen, seiner Wunder, seiner Fasten, seiner Vigilien und gebraucht sie zum Deckmantel seiner Bosheit. Jedoch der Rebell wird alt und schwach, und der Herr tödtet den Treulosen durch den Hauch seines Mundes[1])." Oekolampadius erstaunte über die Einfalt dieses Glaubens. Er würde sich weder um eine Lehre ohne Leben noch um ein Scheinleben ohne Lehre gekümmert haben; aber bei den Waldenser Barben fand er beides. „Ich preise Gott," sprach er zu ihnen, „daß er Euch zu so hellem Lichte berufen hat[2])!"

Bald wünschten auch die Lehrer und Gläubigen in Basel die Männer der alten Zeit zu sehen. Am häuslichen Herde erzählten die Waldenser von den Leiden ihrer Väter und schilderten ihre Gemeinden zu beiden Seiten der Alpen. „Einige," sagten sie, „leiten unsern Ursprung von einem reichen Bürger aus Lyon her, von Peter de Vaux oder Waldus, der bei einem Festmahle mit seinen Freunden plötzlich einen derselben todt zu Boden fallen sah[3]). Tief ergriffen und in seinem Gewissen beunruhigt, rief er Jesum an, verkaufte seine Güter und begann das Evangelium zu predigen und es überall predigen zu lassen[4])." „Aber," setzten die Waldenser hinzu, „wir stammen aus noch älteren Zeiten; in den Tagen, da Constantin der Kirche weltliches Ansehen verlieh, sonderten unsere Väter sich ab, oder vielleicht stammen wir gar aus der Zeit der Apostel[5])."

Doch bald entdeckten die Christen in Basel während der Unterhaltung mit diesen Glaubensbrüdern etliche Lehrpunkte, die ihnen mit der evangelischen Wahrheit nicht übereinzustimmen schienen, und ihre anfängliche Freude wurde durch ein gewisses Unbehagen verdrängt. Da Oekolampadius darüber ins Klare zu kommen wünschte, richtete er an die beiden Barben einige Fragen. Auf den ersten Punkt antworteten sie: „Alle unsre Geistlichen leben im Cölibat und treiben irgend eine ehrliche Hantierung." — Oekolampadius erwiederte ihnen: „Dennoch ist die

---

1) »Lo Segnor Jesus occi aquest felon.« (l'Antichrist.)

2) Brief von Oekolampadius vom 13. Oct. 1530.

3) Im Jahre 1170.

4) »Suis omnibus venditis, officium apostolorum usurpavit.« (Stephanus de Borbone, Dominicaner in Lyon 1225.)

5) »Aliqui enim dicunt quod duraverit a tempore Sylvestri, aliqui a tempore apostolorum.« (Reinerius, 1250, contra Waldenses, cap. IV.)

Ehe ein allen wahren Gläubigen sehr geziemender Stand, und besonders für diejenigen, welche in allen Dingen den Heerden ein Vorbild sein sollen. Auch halten wir dafür, daß die Hirten nicht mit Handarbeiten, wie bei Euch, ihre Zeit hinbringen sollen, die sie besser zum Studium der heiligen Schrift verwenden könnten. Der Diener des Herrn hat viel zu lernen, Gott unterweist uns nicht auf wunderbare Art und ohne Arbeit; um etwas zu wissen, müssen wir Fleiß anwenden[1]."

Die Barben waren anfänglich ein wenig beschämt, als sie erkannten, daß die Aelteren von den Jüngeren lernen sollten; aber sie waren demüthige, aufrichtige Männer, und als der Baseler Lehrer sie über die Sakramente befragt hatte, bekannten sie, daß sie aus Furcht und Schwäche ihre Kinder von römischen Priestern taufen ließen und sogar — mit ihnen das Abendmahl feierten, ja bisweilen der Messe beiwohnten. Dies unerwartete Geständniß erschreckte den sanften Oekolampadius. „Was," sagte er, „hat denn Christus, das heilige Opfer, nicht vollkommen der ewigen Gerechtigkeit genug gethan? Brauchen wir nach dem Opfer auf Golgatha noch andere? Wenn Ihr Amen sagt zu den Messen der Priester, verleugnet Ihr die Gnade Jesu Christi."

Dann redete Oekolampadius von den Kräften des Menschen nach dem Falle. „Wir glauben," sagten die Barben bescheiden, „daß alle Menschen einige natürliche Kräfte besitzen, wie die Kräuter, die Pflanzen und die Steine[2])." — Der Reformator aber versetzte: „Wir glauben, daß denjenigen, welche den Geboten Gottes gehorsam sind, dies nicht gelingt, weil sie mehr Kräfte besitzen als andere, sondern durch die große Macht des Geistes Gottes, der ihren Willen erneut[3])." — „Ach," sagten die Barben, welche fühlten, daß sie hier nicht mit den Reformatoren übereinstimmten, „uns arme schwache Leute verwirrt nichts so sehr, als Luthers Lehre über den freien Willen und die Prädestination, von der wir gehört haben. . . . Unwissenheit ist die Quelle unserer Zweifel, seid so gut und belehrt uns."

Der liebevolle Oekolampadius war der Ansicht, diese Meinungs-

---

[1]) Scultet, II, p. 294. — Ruchat. II, p. 320.

[2]) Lateinische Schrift der Barben, fünfzehnte Frage. (Ruchat, II, p. 324.)

[3]) »Nisi per spiritum sanctum reparemur, nihil vel velimus vel agamus boni.« (Oecolampadii Confessio, Erster Artikel.)

verschiedenheiten dürften ihn nicht von den Barben trennen. „Man muß diese Christen aufklären," sagte er, „aber vor allen Dingen müssen wir sie mit Liebe umfassen. Hatten sie nicht dieselbe Bibel und denselben Heiland, wie die Kinder der Reformation? Hatten sie nicht seit den ersten Jahrhunderten die wesentlichsten Glaubenswahrheiten sich erhalten? Von diesem Gedanken ergriffen, reichten Oekolampadius und seine Freunde den Abgeordneten der Waldenser die Hand, und der fromme Lehrer sagte: „Christus lebt in Euch, wie in uns, und wir lieben Euch als Brüder."

Die beiden Barben verließen Basel und begaben sich nach Straßburg, um mit Bucer und Capito zu conferiren; dann schickten sie sich an zur Heimkehr in ihre Thäler. Da Peter Masson aus Burgund war, beschlossen sie ihren Weg über Dijon zu nehmen. Diese Reise war indessen nicht ungefährlich, denn schon erzählte man sich in den Klöstern und in den bischöflichen Palästen hier und da, die alten Ketzer seien gekommen, um sich mit den neuen zu verständigen. So zogen die religiösen Gespräche der beiden Waldenser die Aufmerksamkeit etlicher Einwohner von Dijon, einer dem Klerus treu ergebenen, fanatischen Stadt, auf sich, und sie wurden ins Gefängniß geworfen. Was sollten sie thun? Was sollte aus den Briefen werden, so fragten sie sich, aus jenen Unterweisungen, die sie ihren Glaubensbrüdern zu bringen hatten? Dem einen von ihnen, Morel, der die kostbaren Papiere bei sich trug, gelang es zu entkommen, aber Masson, der allein zurückblieb, büßte für beide; er wurde verurtheilt, hingerichtet und starb im Frieden eines Gläubigen.

Als die Waldenser nur den einen ihrer Abgeordneten zurückkehren sahen, erkannten sie die Gefahr, welcher die Brüder sich ausgesetzt hatten, und beweinten Masson. Aber die Nachricht von der Aufnahme bei den Reformatoren verbreitete große allgemeine Freude bei ihnen in der Provence, der Dauphiné, in den Alpenthälern und bis nach Apulien und Calabrien. Indessen wurden die Ausstellungen des Oekolampadius, sein Verlangen, daß die Waldenser sich einer strengen Reform unterziehen möchten, von einigen unterstützt, von andern verworfen. Deshalb beschlossen die Waldenser einen neuen Schritt zu thun; sie sagten: „Laßt uns eine Synode aus allen unsern Kirchen zusammenberufen und die Reformatoren dazu einladen."

An einem Tage des Juli 1532 befand sich Farel, wie wir gesehen

haben, in Grandson und conferirte daselbst mit einigen Dienern Gottes. Da meldete man ihm, daß zwei Leute, deren fremdartiges Aussehen zeigte, daß sie weit her kämen, ihn zu sprechen verlangten. Zwei Barben, der eine aus Calabrien, Namens Georges, der andere ein Piemontese, Martin Gonin, erschienen. Nachdem sie die Evangelischen im Namen ihrer Brüder begrüßt hatten, theilten sie ihnen mit, wie in Folge der an sie ergangenen Aufforderung, sich gänzlich von Rom zu trennen, Spaltungen unter ihnen entstanden seien. „Kommt," sagten sie zu den in Grandson versammelten Dienern Gottes, „findet Euch auf der Synode ein und sprecht daselbst Eure Ansichten über diesen wichtigen Punkt aus. Und dann müssen wir uns über die Mittel und Wege verständigen, wie wir die Lehre des Evangeliums, die uns beiden gemeinsam ist, in der Welt verbreiten wollen." Keine Botschaft hätte Farel erwünschter sein können, denn diese beiden Punkte waren es ja gerade, die ihm fortwährend im Sinne lagen. Er entschied sich dafür, der Aufforderung der Brüder Folge zu leisten, und sein Landsmann, der fromme Saunier, wollte die ihm drohenden Gefahren theilen.

Mit Ehrfurcht betrachteten die Diener Gottes auf der Conferenz und die Evangelischen in Grandson die alten Zeugen der Wahrheit, welche von der andern Seite der Alpen und von den äußersten Grenzen Italiens, wo sie nie Glaubensbrüder vermuthet hätten, zu ihnen herbeigekommen waren. Sie nahmen sie bei sich auf, umringten sie und fühlten sich zu ihnen hingezogen um der ausdauernden Treue und der grausamen Leiden ihrer Väter willen. Mit Interesse vernahmen sie aus ihrem Munde die Erzählung von den Verfolgungen, welche ihre Väter erduldet, und von dem Heldenmuth, mit welchem die Waldenser sie ertragen hatten. Sie waren ganz Ohr, wenn man ihnen erzählte, wie die Barben mit ihren Heerden am Weihnachtsfeste des Jahres 1400 von bewaffneten Scharen in ihren schneebedeckten Bergen unvermuthet waren angegriffen worden, wie Männer, Frauen und Kinder auf steile Felsen hatten fliehen müssen, und viele von ihnen dort vor Kälte, Hunger oder durch das Schwert umgekommen waren. An einem Orte hatte man achtzig arme, kleine Kinder erfroren in den erstarrten Armen ihrer gleichfalls der Kälte erlegenen Mütter gefunden. ... An einem andern Orte waren Tausende von Flüchtlingen, die sich 1488 in tiefen Höhlen verborgen hielten, durch Feuer erstickt, welche ihre grausamen Verfolger am

Eingange ihrer Zufluchtsstätten angezündet hatten[1]). Sollte die Reformation diese Märtyrer nicht als ihre Vorläufer anerkennen? War es nicht ein Vorrecht für sie, sich so den Zeugen anzuschließen, welche seit den ersten Jahrhunderten der Kirche Jesu Christo die Ehre gegeben hatten?

Jedoch wurden einige Schweizer bei dem Gedanken an Farel's Reise unruhig, und in der That drohten dem Reformator große Gefahren. Der Märtyrertod Peter Masson's, der im Jahre 1530 in Dijon hingeopfert war, hatte die Waldenser in der Provence mit Unwillen erfüllt, und ihre Klagen hatten den Zorn ihrer Feinde gereizt. Die Bischöfe von Sisteron, von Apt und Cavaillon waren zusammengetreten und hatten dem Parlament von Aix Vorstellungen gemacht, das sogleich den Befehl erließ, unverzüglich auf die Ketzer zu fahnden; die Gefängnisse hatten sich gefüllt mit Waldensern, Lutheranern, oder der Ketzerei Verdächtigen. Martin Gonin, der eine der Waldenser Abgesandten, wurde auf einer spätern Reise in Grenoble verhaftet, in einen Sack gesteckt und in der Isère ertränkt — ein ähnliches Schicksal konnte Farel bevorstehen. War das Land, durch welches sein Weg ging, nicht dem Herzog von Savoyen unterthan, und hatten Bellegarde und Challans nicht Bonivard in einem Lande ergriffen, welches zum Auflauern weniger geeignet war, als dies, durch welches Farel mußte? Gleichviel, er zauderte nicht. Er wollte jene Gegenden verlassen, wo Bern's Macht ihm Schutz gewährte und wollte mitten durch seine Feinde seinen Weg nehmen. „In ihm," sagt ein Geschichtsschreiber[2]), „war derselbe Eifer, wie in Jesu Christo; wie der Heiland, fürchtete er weder den Haß der Pharisäer, noch die Ränke des Herodes, noch die Wuth des Volkes." Er bereitete alles zu seiner Abreise vor, und Saunier that desgleichen[3]).

In dem Augenblick, wo Farel die Schweiz verlassen wollte, erhielt er von Frankreich traurige Nachrichten und sah sich so von allen Seiten beunruhigt. Da schrieb er an seine Landsleute einen jener trostreichen und weisheitsvollen Briefe, welche unsere Reformatoren charakterisiren. „Man zeigt Euch finstere Gesichter," schrieb er ihnen, „man droht Euch, man verlangt von Euch hohe Steuern, Eure Freunde wenden Euch den

---

[1]) S. die Geschichten von Léger, Perrin, Muston, Monastier, etc.

[2]) Ancillon.

[3]) Msc. de Choupard. — Léger, deuxième partie, p. 7 et suiv. — Monastier, I, p. 167—201. — Kirchhofer, Farel's Leben, p. 153.

Rücken und werden Feinde, ... Alle erregen Euren Kummer; wohlan, beharret in Bescheidenheit, Sanftmuth und herzlicher Freundschaft, haltet an mit heiligen Gebeten, führt einen lautern Wandel, unterstützet die Dürftigen und überlasset alles dem Vater der Barmherzigkeit, mit dessen Hülfe Ihr stark und mächtig in aller Wahrheit wandeln werdet[1])."

Gegen Ende August nahmen Farel und Saunier von den sie umringenden Brüdern Abschied, bestiegen ihre Pferde und traten ihre Reise an. Sie hielten ihren Weg geheim; vermieden die Orte, wo man sie hätte erkennen können, und ritten durch einsame Gegenden. Als sie die Alpen passirt hatten und durch Pignerol gekommen waren, blickten sie mit schmerzlicher Theilnahme auf jene einsamen Orte, wo die Christen oft statt der Gotteshäuser nur unzugängliche Höhlen der schroffen Bergabhänge benutzten, wo jeder Felsen eine Geschichte von Verfolgungen und Märtyrern aufzuweisen hatte. Zu Angrogne, in der Gemeinde des eifrigen Martin Gonin, fand die Versammlung statt. Die beiden Reformatoren verließen Latour, und den Krümmungen des Flusses folgend und die Abgründe vermeidend, gelangten sie durch einen prächtigen Wald auf ein großes, mit Weiden bedecktes Plateau. Das war das Thal von Angrogne. Sie betrachteten die schroffen Hügelketten des Soirnan und des Infernet, die pyramidalischen Seitenwände des Berges Vandalin und die sanften Abhänge, auf denen sich die bescheidenen Weiler des Thales erhoben. Auf den Wiesen und am Fuß der Felsen zeigten sich Waldenser; etliche schickten sich an, den Dienern des wahren Gesetzes das Ehrengeleite zu geben; alle blickten mit Bewunderung und Freude auf die aus der Schweiz kommenden Geistlichen. „Der auf dem schönen weißen Pferde mit dem rothen Barte heißt Farel," sagte Johann Peyret von Angrogne, der hauptsächlich mit dem Empfang beauftragt war, zu seinen Gefährten, „der auf dem schwärzlichen Pferde heißt Saunier." „Es war noch ein Dritter dabei," fügen Augenzeugen hinzu, „der von hoher Statur war und etwas hinkte;" vielleicht war es ein Waldenser, der den beiden Abgesandten zum Führer gedient hatte[2]). Auch andere fremde

---

[1]) Brief vom 26. Juni 1532. — Msc. de Choupard.

[2]) Gilles, p. 40. — Monastier, I, p. 201. — Man ersieht aus der Apologie des Uebersetzers zu Anfang der Bibel des Olivétan (1535), daß dieser nicht, wie man geglaubt hat, in die Thäler gegangen ist; er spricht sogar nur von zwei Abgesandten, welche er mit den Pseudonymen Hilerme Cusemeth (Wilhelm Farel)

Christen fanden sich in diesem entlegenen Alpenthale ein. Da waren einige von den südlichen Grenzen Italiens, aus Burgund, aus Lothringen, aus Böhmen und näher gelegenen Gegenden. Es war auch eine Anzahl von Leuten anwesend, die ein vornehmes Aussehen hatten; die Herren von Rive-Noble, von Mirandole und von Solaro hatten ihre Wohnsitze verlassen, um diesem Concil in den Alpen beizuwohnen. So waren die Geistlichkeit, der Senat und das Volk vertreten. Kein Saal hätte die Menge fassen können, und man beschloß daher, sich unter freiem Himmel zu versammeln. Zu dem Ende wählte Gonin den Weiler Chanforans, von dem jetzt nur noch ein vereinsamtes Haus steht. Dort hatte der Barbe an einem schattigen Platze, auf dem Bergabhange, umgeben von den amphitheatralisch abfallenden Bergen und den fernen Gipfeln kunstlose Bänke aufschlagen lassen, auf welchen die Mitglieder dieser christlichen Versammlung Platz nehmen sollten.

Zwei Parteien waren zugegen. An der Spitze der einen, die nicht gänzlich mit der römisch-katholischen Kirche brechen wollte, standen zwei Barben, Daniel de Valence und Johann de Molines, welche eifrig trachteten, ihr System der Accommodation und Nachgiebigkeit zur Geltung zu bringen. Dagegen unterstützten Farel und Saunier die evangelische Partei, welche keine so namhafte Repräsentanten, wie die traditionelle Partei hatten, und machten den Vorschlag, definitiv alle halbkatholischen Lehren und Gebräuche zu verwerfen. Schon vor der Eröffnung der Synode hatten die beiden Diener des Evangeliums theils bei Zusammenkünften in den Häusern, theils an den schattigen Plätzen, wo die Versammlung gehalten werden sollte, umgeben von einer großen Anzahl Brüder, den Glauben der Reformation dargelegt, und viele Waldenser hatten gerufen, das sei die Lehre, die vom Vater auf den Sohn unter ihnen gelehrt worden sei, und an der wollten sie festhalten. Dennoch schien der Ausgang des Kampfes zweifelhaft; denn die halbkatholische Partei war mächtig und stellte die Reformatoren als Feinde und Neuerer hin, welche die alte Lehre anzugreifen gekommen seien. Aber Farel hegte

und Antonio Almeutes (ἁλμευτής, Einsalzer, salens, Saunier) benennt. Was den dritten Bruder betrifft, den er Cephas Chlorotes nennt, so hat er seine Apologie an ihn nicht gerichtet, weil er mit in Angrogne gewesen ist, sondern weil dieser sich der Bitte der beiden andern um Herausgabe der Bibel angeschlossen hat. Dieser Bruder Cephas Chlorotes ist offenbar Peter Viret (von χλωρός, virens.)

gute Hoffnung, denn er konnte sich auf die heilige Schrift und auf die Bekenntnißschriften der Waldenser selbst berufen.

Am 12. September wurde die Synode im Namen Gottes eröffnet. Beide Parteien waren anwesend, die einen ließen ihre Blicke wohlgefällig auf Farel und Saunier ruhen, die andern auf Johann von Molines und Daniel von Valence, aber die Mehrzahl der Anwesenden schien auf Seiten der Reformation zu stehen. Farel erhob sich, und indem er offen die Frage aufnahm, behauptete er, daß es kein ceremonielles Gesetz mehr gebe; keine gottesdienstlichen Handlungen hätten an und für sich irgend welches Verdienst, und die Menge der Feste, Kirchweihen, Riten, Gesänge und mechanischen Gebete wäre ein großes Uebel. Er erinnerte daran, daß der christliche Gottesdienst wesentlich in dem Glauben an das Evangelium bestände, in der Liebe, und in dem Bekenntniß zu Christo. „Gott ist ein Geist," sagte er, „und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten." . . . Umsonst wollten die beiden Barben diesen Ansichten entgegentreten, die Versammlung stimmte denselben zu. Verwarf nicht ihr Bekenntniß die Feste, Vigilien der Heiligen, das sogenannte Weihwasser, den Gebrauch sich des Fleisches zu enthalten und andere ähnliche Dinge, welche die Menschen erfunden haben[1]? Die Verehrung Gottes im Geiste wurde proclamirt.

Erfreut über diesen ersten Sieg, wünschte Farel nun noch einen vielleicht schwereren zu erringen. Er war der Ansicht, daß das Papstthum durch die Lehre von der natürlichen Kraft des Menschen das Heil den Händen Gottes entwinde und es in die der Priester lege. „Gott hat ehe die Welt gegründet worden, alle erwählt, die erlöst sind und erlöst werden," sagte er. „Es ist unmöglich, daß die zum Heil Auserlesenen nicht errettet werden. Wer an dem freien Willen festhält, leugnet entschieden die Gnade Gottes." Dies war der Punkt, den Molines und sein Freund mit aller Gewalt verwarfen. Aber redeten denn die waldensischen Bekenntnisse nicht von der Ohnmacht des Menschen, von der ganzen Fülle der Gnade? War es daher nicht ein Werk des Antichrists, wenn man diese Dinge leugnete[2]? Ueberdies führte Farel

---

[1]) »Las festas, e las vigilias de li sanct e l'aiga laqual dison benieta, etc.«

[2]) Léger, Confession de foi des Vaudois, p. 23, verso. — Léger, Traité de l'Antichrist, p. 75.

die Beweise aus der Schrift an. Die Synode, die anfänglich schwankte, entschied sich endlich auch für die Anerkennung dieses Artikels, „als mit der heiligen Schrift übereinstimmend [1]).“

Nun beschäftigten noch einige sittliche Fragen den Reformator. Nach seiner Meinung hatte die römische Kirche alles umgekehrt; sie nannte von ihr vorgeschriebene Werke gut, an denen nichts gut war, und schlecht, Dinge die mit dem Willen Gottes übereinstimmen. „Es giebt kein gutes Werk außer dem, welches Gott geboten,“ sagte Farel, „und kein schlechtes außer dem, welches er verboten hat.“ Auch dazu gab die Versammlung unbedingt ihre Zustimmung.

Der evangelische Lehrer setzte darauf entschlossen den Kampf fort und behauptete der Reihe nach folgende Punkte: die wahre Beichte der Christen werde nur vor Gott allein abgelegt; die Ehe sei keinem Menschen verboten, welchem Stande er auch angehöre; die Schrift stelle nur zwei Sakramente fest, die Taufe und das Abendmahl; der Christ könne beim Namen Gottes schwören; er dürfe obrigkeitliche Aemter ausüben; er solle endlich am Sonntage seine täglichen Geschäfte aussetzen, um Gott zu preisen, Liebe zu üben und fleißig die Wahrheiten der Schrift zu hören [2]). „Ja, so ist's,“ riefen die entzückten Waldenser, „das ist die Lehre unserer Väter [3]).“

Indessen hielten sich Molines und Daniel de Valence noch nicht für verloren. Mußte die Furcht vor der Verfolgung die Waldenser nicht dazu bewegen, hie und da etwas Verstellung beizubehalten, um sich den argwöhnischen Blicken der Feinde des Glaubens zu entziehen? Aber nichts misfiel den Reformatoren so, als die Verstellung. „Fort mit dieser Schminke, die das Evangelium verunziert,“ sagt Calvin, „laßt uns nicht danach trachten unsern Gegnern in knechtischer Weise zu gefallen, laßt uns offen zu Werke gehen. Wenn wir uns in einige Gebräuchen fügen, so geht die ganze Lehre zu Grunde, und das ganze Gebäude stürzt zusammen [4]).“ — Farel dachte wie Calvin. Als er diesen Rettungsversuch der beiden Barben bemerkte, hob er um so mehr die Nothwendigkeit hervor, freimüthig die Wahrheit zu bekennen. Den Mitgliedern der Ver-

[1]) Léger, Briève Confession de foi (1532), p. 95.

[2]) *Ibid.* verso.

[3]) *Ibid.*

[4]) Calvini Op., Galates II, p. 14.

sammlung schlug das Gewissen bei dem Andenken an ihr früher vielfach zweideutiges Benehmen, und sie verpflichteten sich, künftig an keinem römischen Aberglauben mehr theilzunehmen, auch keinen Priester der päpstlichen Kirche mehr als geistlichen Hirten anzuerkennen. „Wir wollen freimüthig und öffentlich unsern Gottesdienst feiern zur Ehre Gottes," sagten sie [1].

Die beiden Waldenser-Prediger, die es ohne Zweifel ehrlich meinten, verdoppelten ihre Beredsamkeit, denn jetzt war ja der Augenblick gekommen, der über die ganze Zukunft entscheiden mußte. Nach ihrer Meinung befleckte man die Ehre der Männer, welche bis dahin die Kirche geleitet hatten, wenn man neue Grundsätze einführte. Freilich war es strafbar, an gewissen kirchlichen Gebräuchen in unredlicher Absicht theilzunehmen, aber war dies auch der Fall, wenn es geschah, um Gutes zu bewirken? Der völlige Bruch mit der katholischen Kirche hieß die Existenz der Waldenser unmöglich machen oder doch wenigstens Feindseligkeiten hervorrufen, die sie gänzlich zum Schweigen bringen mußten. Da ergriff Farel wieder das Wort und vertheidigte mit bewunderns würdiger Energie die Rechte der Wahrheit. Er bewies, daß jeder Vergleich mit dem Irrthum nichts als Lüge sei. Die Reinheit der von ihm bekannten Lehre, die Gewalt seiner Ueberzeugung, die Erhabenheit seiner Gedanken, die innerliche Erregung, von der seine Stimme, sein Blick, sein ganzes Aeußere zeugten, elektrisirte die Waldenser, und das göttliche Feuer, das in ihm glühte, entzündete auch ihre Seelen. Diese Zeugen des Mittelalters gedachten der Kinder Israels, welche, als sie die Gebräuche der Völker angenommen hatten, welche dem Bunde mit Gott fremd waren, laut weinend ausriefen: „Da sind wir vor dir mit unserer Missethat [2])!" Ein Gleiches empfanden die Waldenser, sie wollten ihre Fehler wieder gut machen. Sie setzten ein kurzes, aus siebenzehn Artikeln bestehendes Bekenntniß auf, das mit den gefaßten Beschlüssen übereinstimmte, dann nahten sie sich und sagten: „Einstimmig sind wir für diese gegenwärtige Erklärung und bitten Gott, daß nach den Rathschlüssen seiner Liebe uns künftig nichts mehr trennen, daß wir, wiewohl ferne von einander, doch stets in demselben Geiste vereinigt bleiben mögen." Dann unterzeichneten sie [3]).

---

[1]) Gilles, Hist. des Eglises du Piémont, p. 30.
[2]) Léger, Hist. des Eglises vaudoises, p. 35. — Esra X. — Nehemia IX, X.
[3]) Dies kurze Bekenntniß muß sich in der Bibliothek zu Cambridge befinden. — Léger, p. 95. — Muston, Hist. des Vaudois, etc.

Dennoch war die Zustimmung nicht ganz allgemein. Schon während der sechstägigen Berathschlagungen hatte man oft einige Barben, ja auch einige Laien mit trauriger Miene und unruhigen Blicken bei Seite treten sehen, und an abgelegenen schattigen Plätzen wurde über die der Synode vorgelegten Beschlüsse geredet. Als nun der Augenblick gekommen war, wo jeder seine Unterschrift unter das Bekenntniß setzen sollte, verweigerten die beiden Häupter die ihrige und zogen sich von der Versammlung zurück.

Während und schon vor der Berathung hatten Farel und Saunier mehrere Unterredungen und Conferenzen mit den Waldensern gehabt, und bei dieser Gelegenheit hatten die Barben ihre, wie sie sagten, aus dem 12. Jahrhundert stammenden alten Manuscripte vorgezeigt, wie: „die alte Lehre", „der alte Katechismus", „der Antichrist", „das Fegefeuer" und noch andere. Diese Schriften trugen die Jahreszahl 1120, und Farel bestritt dies alles durchaus nicht. Ein Vers der „edlen Lehre" scheint diese Zeit als den Zeitpunkt ihrer Abfassung anzugeben [1]). Jedoch sind seitdem die übrigen Schriften in weit neuere Zeiten verwiesen worden, besonders der „Antichrist" und selbst die „edle Lehre". Wie dem auch sein mag, so stammen diese Dokumente doch jedenfalls aus früherer Zeit als die Reformation [2]). Besonders aber zeigten die Waldenser mit Stolz einige geschriebene Exemplare des alten und neuen Testamentes in der Volkssprache. Sie sagten: „Diese vor undenklichen Zeiten abgeschriebenen Bücher befinden sich in mehreren Familien." Farel und Saunier hatten mit Bewegung diese alten Hefte in die Hand genommen; sie hatten dieselben durchblättert und voll Bewunderung über die göttliche Gnade, die einem so kleinen Häuflein widerfahren, priesen sie den Herrn, daß die Bibel diesem Volke nie ganz entzogen war.

Aber dabei ließen sie es nicht bewenden; Farel wandte sich an die Synode und stellte derselben vor, daß es nur eine kleine Zahl solcher Exemplare gäbe, die nur wenigen Leuten zu Gebote ständen. „Ach,"

---

[1]) Ben ha mil e cent anez compli entièrament. (Vers 6.)

[2]) S. die Untersuchungen über die Cambridger Manuscripte, und die Schriften von Dieckhoff und Zezschwitz. Letzterer glaubt, daß der Waldensische Katechismus, der Antichrist und andere Schriften aus dem Ende des 15. oder dem Anfang des 16. Jahrhunderts stammen. (Katechismen der Waldenser und der böhmischen Brüder, Erlangen 1863.)

sagte er, „wenn in jetziger Zeit so viel Sekten und Ketzereien, so viel Unordnung und Aufruhr in der Welt entstehen, so kommt das nur aus Unkenntniß des Wortes Gottes. Es thäte daher sehr noth zur Ehre Gottes und zum Wohle aller Christen, welche die französische Sprache reden, sowie zur Vernichtung aller der Wahrheit zuwiderlaufenden Lehren, daß man die Bibel aus der hebräischen und griechischen Sprache ins Französische übersetzte[1]).

Kein Vorschlag hätte bei den Waldensern günstigere Aufnahme finden können. Sie verdankten ja ihre Existenz ihrer Liebe zur Schrift, und alle ihre Traktate und Dichtungen feierten diese:

„Es lehret uns die Schrift, ihr müssen glauben wir.
Betrachtet nur die Schrift vom schönen Anfang an[2])."

So hieß es in der „edlen Lehre". Sie stimmten auch sogleich Farel's Aufforderungen „freudig und willig bei und machten sich mit Aufbietung aller Kräfte daran, dies Vorhaben ins Werk zu setzen." Der Vorschlag wurde also mit Enthusiasmus angenommen, und die hocherfreuten Reformatoren betrachteten mit tiefer Bewegung dies Volk in seiner Treue und Beständigkeit, dem Gott seit so vielen Jahrhunderten die Arche des neuen Bundes zu hüten gegeben hatte, und das sich nun mit neuem Eifer seinem Dienste hingab[3]).

Nun aber schlug die Trennungsstunde. Johann de Molines, Daniel de Valence gingen nach Böhmen zu den Waldensern der dortigen Gegenden; die Geistlichen kehrten zu ihren Kirchen, die Hirten zu ihren Heerden und die vornehmen Herren in ihre Schlösser zurück. Farel bestieg sein weißes, Saunier sein schwarzes Pferd, sie drückten den sie umringenden Waldensern die Hände, und von Angrogne nach Latour eilend, nahmen sie Abschied von den Thälern.

Wohin sollten sie sich nun wenden? Welches Werk sollte Farel zuerst angreifen? .... Seit langer Zeit nahm Genf seine Gedanken in Anspruch, und bei seinem Uebergang über die Alpen stand die Noth dieser Stadt und ihrer Bewohner, besonders derer, welche an-

---

[1]) Bibel Olivétan's. — Apologie des Uebersetzers.

[2]) »Ma l'Escriptura di, e nos creire o deven.« (Vers 19.) »Regarde l'Escriptura del fin commenczament.« (Vers 23.)

[3]) Gilles, Léger, Muston, Monastier.

fingen über Jesum Christum nachzudenken, deutlich vor seiner Seele [1]). Schon vor seiner Reise nach Italien hatte Farel den Entschluß gefaßt, bei seiner Rückkehr in Genf zu bleiben, und die Herren von Bern hatten ihm zu dem Ende schon Empfehlungsbriefe an die bedeutendsten Hugenotten gegeben. „Jetzt will ich zu ihnen gehen," sagte er, „ich will zu ihnen reden, selbst wenn mich niemand hören will [2])."

Dieser Gedanke, der ihn stets begleitete, war der Anfang der Reformation in Genf.

Sechstes Kapitel.

Anschläge des Kaisers, des Herzogs von Savoyen und des Bischofs gegen Genf.

(1530 bis 1532.)

Gerade zu der Zeit, als mit Farel und Saunier das Evangelium in Genf Eingang finden sollte, machte der Fürst-Bischof neue Anstrengungen, um seine Macht wiederherzustellen. Eine Krisis nahete. Es galt eine große Entscheidung zu treffen. Wer sollte in der Kirche den ersten Platz einnehmen? Die päpstlichen Bullen oder das Wort Gottes? Wer im Staate? Die Knechtschaft oder die Freiheit? Gewaltige Machthaber waren entschlossen, die kleine Stadt unter das Joch zu beugen; aber demüthige Diener Gottes sollten nach einander kommen, das Banner Christi daselbst aufrichten und der Unabhängigkeit und dem Evangelium den Sieg sichern.

Da der Herzog von Savoyen wünschte, einen großen Streich gegen Genf zu führen und dazu die Mitwirkung der mächtigsten Monarchen Europa's aufzurufen, so hatte er den Herrn von Bellegarde, das gewöhnliche Werkzeug seiner großen Thaten, den Mann, dessen er sich bedient hatte, um Lévrier zu tödten und Bonivard festzunehmen, zu Carl V. auf den Reichstag zu Augsburg gesandt [3]).

[1]) Theil II, p. 478.

[2]) Froment, Gestes de Genève, p. 6. — Msc. de Choupard et de Roset.

[3]) Wir haben in dem Archiv des Königreiches zu Turin (Nr. 49, Packet 12) das Mémoire des Herrn v. Bellegarde über die Audienz gefunden, welche er bei

Kaum zu Augsburg angekommen (11. Sept. 1530), hatte sich der Haushofmeister des Herzogs zu dem Herrn von Montfalconet begeben, der damals bei Seiner Majestät das Amt eines Oberstallmeisters versah und „in großem Ansehen bei dem Kaiser stand, so daß ihm nichts verborgen war." Die Feinde, welche der Herzog am kaiserlichen Hofe besaß, hatten dem Kaiser einen sehr schlechten Begriff von jenem Fürsten beigebracht; daher gab dieser dem Stallmeister eine Pension von 300 Thalern, wodurch er bei der Gelegenheit, von der wir sprechen, gewonnen wurde, sorgfältig allen Vorschriften Bellegarde's Folge zu leisten. Höchst ungeduldig, den Kaiser für die Pläne zur Einnahme Genf's zu gewinnen, bat Bellegarde Montfalconet, er möge seinen Herrn nach der Stunde fragen, in welcher es ihm gefallen möchte, seine Ehrfurchtsbezeugung entgegenzunehmen. „Sagt ihm," antwortete Carl V., der damals mit allen Angelegenheiten des Protestantismus und Deutschlands vollauf beschäftigt war, „sagt ihm, daß er in Anbetracht meiner vielen Geschäfte zwei Tage warten müsse." Bellegarde wartete, und nach den zwei Tagen fand er sich pünktlich im Zimmer des Kaisers ein. Voll Ungeduld auf das Erscheinen des mächtigen Monarchen wartend, bereitete er sich auf das vor, was er gegen Genf zu sagen hatte, als er anstatt Seiner Majestät Montfalconet allein eintreten sah mit der Botschaft: „Der Kaiser läßt Euch sagen, für den Augenblick möchtet Ihr nur mir die Briefe Seiner Hoheit und seiner sehr gestrengen Frau Gemahlin einhändigen; er werde Euch unverzüglich darnach Audienz ertheilen." Dieser Aufschub ärgerte den Abgesandten gewaltig. Um ihn zu trösten, vertraute ihm der Stallmeister die Bedrängniß, in welcher Carl V. sich wegen der Protestanten in Deutschland befand. „Ich versichere Euch," sagte er, „der Kaiser ist in einem solchen Zustand, daß er unmöglich die auswärtigen Angelegenheiten ordnen kann, wie es doch billig wäre. So hat er denn auf menschlichen Rath verzichtet und einzig zu unserm Herrn seine Zuflucht genommen." „Da mich der weltliche Verstand im Stiche läßt," sagte Seine Majestät heute Morgen (14. Sept.), „so hoffe ich, daß die göttliche Vorsehung mir zu Hülfe kommen wird." „Dann ist der Kaiser

Seiner kaiserlichen Majestät in Betreff der Differenzen zwischen dem Herzog und den Genfern hatte. Dies Manuscript von ungefähr 25 Seiten, von dem wir Abschrift genommen, hat uns die Fakta geliefert, die wir erzählen.

zur Beichte gewesen und hat sich in das Gebetzimmer seines Palastes begeben, um dort sich mit dem Herrn zu besprechen. Auch hat er befohlen, daß aller Orten, wo es fromme Leute gebe, Beichte, Abendmahl und Gebete gehalten werden sollen [1])."

Als die beiden noch mit einander redeten, trat Carl V. aus seinem Betzimmer. Herr von Bellegarde machte ihm eine tiefe Verbeugung, richtete ehrerbietigst die Empfehlungen des Herzogs und der Herzogin aus und überreichte ihre Schreiben. Der Kaiser, der keine Zeit hatte, forderte ihn auf, am folgenden Tage zu seinem Lever wiederzukommen. Bellegarde verfehlte nicht sich einzustellen, und Carl V. empfing ihn mit großem Wohlwollen. „Gebt mir Nachricht von dem Befinden Seiner Hoheit und meiner lieben Frau Schwester (der Herzogin Beatrice) und meines Neffen, ihres Herrn Sohnes," sagte er. Bellegarde antwortete auf diese Erkundigungen und machte dann dem Kaiser Mittheilung von seinen Aufträgen. Aber seine Hoffnung, daß der Kaiser gleich auf die gegen Genf gerichteten Anschläge eingehen werde, erfüllte sich nicht. „Es freut mich," sagte Carl, „daß der Herzog Euch zu mir geschickt hat. Aber in Anbetracht meiner vielen Geschäfte ersuche ich Euch um Abfassung einer Denkschrift, in welcher Ihr das Geeignete zur möglichsten Beschleunigung der Angelegenheit angebt, die Euch hergeführt hat; dann händigt dieselbe dem Herrn von Grandvella ein."

Neue Verzögerungen. Auch die Antwort des Ministers ließ wegen seiner zahlreichen Amtspflichten auf sich warten. Indessen sprach Bellegarde Carl V. siebenmal und „machte bei jedem Male Seine Majestät mehr und mehr mit den Angelegenheiten des Herzogs bekannt." Aber oft weilten die Gedanken des Kaisers anderswo, wenn er auch anscheinend den Kämpfen zwischen Turin und Genf zuhörte. Die Verwickelungen in seinem Reiche beunruhigten ihn, und er verhehlte das dem Gesandten seines Schwagers nicht. „Ich höre nichts davon," sagte er eines Tages zu Bellegarde, „daß der Herzog entsetzt oder verzagt sei, aber der Reichstag (von Augsburg) ist ganz veruneinigt und zerrissen. Ich hege keine große Hoffnung. ... Lange habe ich die Fürsten Deutschlands mich nicht so hinhalten sehen, indem sie mich von Termin zu Termin vertrösten, so daß ich alle Hoffnung aufgegeben habe und der Kopf mir schwindelt.

---

[1]) Mémoire msc. de Bellegarde, Archives du royaume, Turin.

Ach, wenn Gott doch gäbe, daß alle andern Fürsten meine Meinung theilten, dann wäre die Christenheit nicht in solcher Verwirrung!" . . . Das sind die Ausdrücke, deren Seine Majestät sich zu bedienen geruhte, fügt Bellegarde in seinem Mémoire hinzu [1]). Diese Worte überraschten ihn. Er, der es so wohl verstand, seine Gegner ins Gefängniß und zum Tode zu führen, erstaunte, daß ein so mächtiger Fürst wie Carl eine so vielfache und wirksame Methode nicht auch in Anwendung brachte. Er wagte es, dem Kaiser einen Rath zu geben; er hatte erkannt, daß die Alliance der Protestanten ihre Stärke ausmache. „Sire," sagte er, „sprengt doch, bitte, die ehemaligen und künftigen Bündnisse, die zu großem Schaden geschlossen und deren Folgen so gefahrbringend sind." — „Für den Augenblick," erwiederte Carl, „ist es nicht an der Zeit. Ich kann jetzt die Fürsten und Städte Deutschlands nicht zwingen, die dem Glauben entgegen sind; aber ich bin entschlossen, dies Werk nicht aufzugeben, und wenn ich es vollbracht habe, so soll das, was Seine Hoheit angeht, nicht vergessen werden, sagt ihm das von mir." Also die Protestanten in Deutschland vernichten und dann mit den Hugenotten in Genf ein Gleiches thun, das war Carl's V. Vorsatz. Diese waren in seinen Augen ebenso gefährlich für die romanischen Volksstämme, als die ersteren für die germanischen Völker waren.

Endlich am 6. October hatte Grandvella, der Kanzler des Kaisers (es war der Vater des berühmten Kardinals) begleitet von dem Commandeur [2]), eine Zusammenkunft mit Bellegarde und theilte ihm die Antwort des Kaisers mit. „Seine Majestät denkt in Betreff Genf's, daß weder ein Theil noch ein Fleckchen in des Herzogs Staaten schweizerisch werden dürfe, damit der Herzog nicht in die Gefahr gerathe, die er zu allen Zeiten gefürchtet und vermieden hat. Ihr müßt um so mehr davor auf Eurer Hut sein, als es in der Natur der Kantone liegt, sich zu erweitern und zu vergrößern, und weil die Rebellion und der starre Eigensinn der Herren in Genf sie dahin bringen werden, sich aus Verzweiflung in diesen verwünschten Irrthum zu stürzen [3]). Das brächte dem

[1]) Mémoire msc. de Bellegarde, Archives du royaume, Turin.

[2]) Der Name ist in dem Manuscript nicht zu lesen, es scheint Conmes da zu stehen.

[3]) Handelt es sich um die Reformation oder um die Einigkeit der Schweiz? Wahrscheinlich um beides.

Herzog Schaden und Verlust, und dem Kaiser wenig Ruhm, da ja Genf unter der Oberhoheit des Reiches steht. Dies ist daher das Mittel, welches der Kaiser gefunden hat. Er befiehlt dem Herzog und Genf, ihm binnen zwei Monaten ihre Urkunden, Rechte und Privilegien vorzulegen, dann will Seine Majestät entscheiden. Was die Prälaten, den Bischof und die Stiftsherren betrifft, so empfiehlt der Kaiser sowohl ihnen, wie dem Herzog endlich ihre Streitigkeiten zum Schluß zu bringen. Wenn der Herzog das thut, so wird er ein gut Theil Unruhe weniger haben, und wird vielmehr der Prälat unter seiner Leitung und in seinem Gehorsam stehen." Nach einigen andern Mittheilungen entfernten sich der Kanzler und der Commandeur, und Bellegarde sandte unverzüglich eine Depesche an den Herzog ab, um diese Entscheidung an ihn gelangen zu lassen [1]).

Bald darauf verließ der Herr von Bellegarde Augsburg und kehrte nach Turin zurück mit dem Entschlusse, den Herzog, seinen Herrn, noch mehr anzuspornen, daß er in Genf die Unabhängigkeit und die Reformation mit einem Male vernichte. Was er in Augsburg gesehen hatte, die Gefahren, mit denen der deutsche Protestantismus sowohl die Suprematie des Papstes als auch die des Kaisers bedrohte, hatte seinen Eifer noch gesteigert. Die Institutionen des Mittelalters scheinen kaum einen treuer ergebenen Freund, einen eifrigeren Kämpen gehabt zu haben, als den thätigen, klugen, unterthänigen und grausamen Höfling, der Lévrier im Schlosse Bonne umgebracht hatte. „Gnädiger Herr," sagte er zum Herzog, „erwäget die Gefahren, denen Ihr in der Genfer Angelegenheit ausgesetzt seid, sowohl in Hinsicht auf die umliegende Nachbarschaft, die uns so nahe ist und reißenden Wölfen gleicht, als in Hinsicht auf die geringe Ehrfurcht, welche die Jetztzeit besitzt vor allen Urkunden, dem guten Recht und allen Ansprüchen, die man aufzuweisen haben mag. Was wird daraus werden, wenn wir in unserm Kampfe mit dieser neuen Sekte nicht Sieger bleiben? Welche Verdrießlichkeiten, welche Verluste, was für Aerger! Ihr wißt das besser als ich. Man wünscht Euch bei guter Laune zu erhalten! . . . Aber, gnädiger Herr, um desto mehr auf Eure Kosten zu genießen und sich zu bereichern diesseits und jenseits der Berge — auf allen Seiten. Ihr habt Papiere in Eurem Zimmer, die

[1]) Mémoire msc. de Bellegarde, Archives du royaume, Turin.

da beweisen, daß die Genfer Euch Abgaben und Subsidiengelder bezahlt haben; daß sie bei der Verheirathung der Töchter Eures Hauses Euch behülflich waren; noch mehr, daß sie in Kriegszeiten Euren Vorfahren Hülfe leisteten, und in Friedenszeiten bei ihren Prozessen und Urtheilssprüchen an dieselben appellirten. . . . Und was thun sie jetzt? Sie haben Euch das Vidomat und das Inselschloß genommen; sie haben sich vieles gegen Euch erlaubt, was Eure Rechte beeinträchtigt; sie haben sich Mordthaten und andere nicht zu duldende Schändlichkeiten zu Schulden kommen lassen. . . . Ja noch mehr; . . . sie schlagen sich zu dieser gottlosen Sekte, um sich gänzlich ins Verderben zu stürzen.

Aber, gnädiger Herr, wir wollen schon mit ihnen fertig werden. Ihr habt einen Kaiser für Euch, von dem alles abhängt. Werden sie es wagen, in seiner Gegenwart schändlich und rebellisch zu handeln? Erstens wird der Kaiser sie wieder Eurer Macht übergeben, wie sie unter Euch und Euren Vorgängern gestanden haben. — Ferner kann er sie um ihrer Rebellion und um der von ihnen verübten Schändlichkeiten willen zum Verlust der Privilegien verurtheilen, welche Euch am hinderlichsten sind. Endlich kann er zu Eurem Vortheil Eurer Regierung ein Castell oder eine Festung, auf einem Platze, der Euch beliebt, aufführen lassen und von den Genfern zur Erhaltung der Besatzung einen Tribut fordern, der alljährlich bezahlt werden muß. So wird besagte Stadt von Euch abhängig bleiben. Was die Bischöfe angeht, so kann der Kaiser ihnen befehlen, Euch als seinem Repräsentanten die Ehre zu erweisen, die dem heiligen Reiche zukommt, er wird ihnen gebieten, Euch wie ihm selbst Gehorsam zu leisten und wird sie (die Prälaten) Euch gegenüber zu allem Gehorsam verpflichten, in Erwägung, daß die Stunde ihrer allgemeinen Reformation naht, wie die Vernunft es verlangt. Und falls die besagten Genfer nicht gehorchen wollen, (ihre Unvernunft wird sie dahin bringen) — so wird besagter Herr und Kaiser sie als Rebellen in des Reiches Acht erklären, und Ihr, Ihr werdet Euch ihrer bemächtigen. . . . Ihr werdet sie Euch gänzlich unterthan machen, indem Ihr ihnen alle Macht, und Hab und Gut nehmt, und so werdet Ihr auf immer mit gutem Recht in Genf Euch festsetzen [1]).“

---

[1]) Mémoire msc. de Bellegarde, Archives du royaume, Turin.

Wir hätten vielleicht nicht alle diese Worte des Herrn von Bellegarde angeführt, wenn das Dokument, dem sie entnommen sind, nicht bis jetzt unbekannt geblieben wäre. Uebrigens waren seine Behauptungen falsch. Die Stadt Genf hat den Herzogen von Savoyen nie Geschenke gemacht, ohne daß eine ausdrückliche Erklärung dabei gegeben worden wäre, daß diese Liberalität eine freiwillige und ohne Folgen für die Zukunft sei. Das Vidomat war ein vom Bischof verliehenes Lehen und machte den, welchem er es übertrug, zu einem einfachen Beamten des Fürsten. Endlich waren die Herzoge von Savoyen nicht Stellvertreter des Kaisers. Aber wenn diese Behauptungen Bellegarde's in Bezug auf die Vergangenheit falsch waren, so waren seine Pläne für die Zukunft unerhört. Eine starke Festung sollte in Genf gebaut werden, die Genfer sollten die Besatzung bezahlen, und eine gewaltthätige Knechtung sollte sie von dieser gottlosen Sekte fern und auf immer in dem strengen Gehorsam unter dem Joche ihres Herrn erhalten. Und die Bischöfe wollte man nöthigen, dem Herzoge zu gehorchen, besonders weil die Stunde ihrer allgemeinen Reformation nahte. Es scheint demnach, daß schon im 16. Jahrhunderte die Vernunft, wie Bellegarde sagt, die Abschaffung der weltlichen Macht der geistlichen Fürsten verlangte. War man denn damals weiter als heutzutage? Das glaube ich nicht. Jener gewaltthätige Staatsmann gedachte einfach an die Stelle des Despotismus der Bischöfe als noch wirksamer und strenger den Despotismus der Fürsten zu setzen. Endlich (um allem die Krone aufzusetzen) sollte bei einem Widerstande der Genfer die Eroberung eintreten und Confiskation aller Habe und Macht. Auf solche Weise, schloß der Anwalt aller dieser revolutionären Maßregeln, sollte das gute Recht (seines Herrn) auf immer festgestellt werden. Das also hatte Genf von Savoyen zu erwarten; was hatte es denn vom Bischofe zu hoffen?

Peter de La Baume, der im Unwillen über die Anmaßungen des Herzogs ihm einst stolz geantwortet hatte: „Ich stehe nur unter dem Papste [1]," hatte sich anscheinend wenigstens beruhigt und näherte sich Savoyen dermaßen, daß die Genfer sagten: „Unser Fürst hält es mit unserm Feinde [2]." Wir treten hier in eine ganz andere Sphäre.

---

[1]) Archives du royaume, Turin, (paquet 12, no. 19.)

[2]) *Ibid.*, 12. catégorie, paquet 3.

Wenn der Herzog mit Gewalt herrschen wollte, so gedachte der Bischof List zu brauchen. Genf's geistlicher Hirte war nicht im Stande, eine Festung inmitten der Stadt aufzuführen, durch Unterhandlungen und Intriguen mußte er die Reformation und die Freiheit vernichten. Dem Bären folgte die Schlange. Da Peter de La Baume wohl wußte, welchen Einfluß Besançon Hugues auf seine Mitbürger hatte, so bat er diesen inständig, ihm zu Hülfe zu kommen. Er schrieb ihm in seinem (Hugues') letzten Lebensjahre eine Reihe von Briefen, die wir so glücklich gewesen sind, ebenfalls aufzufinden[1]). Der Bischof und der Bürger von Genf waren nicht so gute Freunde wie ehemals. Ersterer macht Hugues viele Vorwürfe, sei es, weil derselbe vom politischen Gesichtspunkte seine Unzufriedenheit erregte, sei es, daß sein Katholicismus vielleicht bei seinen häufigen Verhandlungen mit den Reformirten in Bern etwas erkaltet war.

Am 11. April 1532 beschloß der sich damals in Arbois aufhaltende Bischof, voll Ungeduld, seine alte Macht in Genf wiederzuerlangen, den Feldzug zu eröffnen, und schrieb an Hugues: „Besançon, ich habe stets für Euch gethan, was in meinen Kräften stand; Ihr wißt das aus Erfahrung, und ich sage es nicht, um Euch einen Vorwurf zu machen; aber ich bin ganz erstaunt, daß Ihr es mir so schlecht lohnt. Hättet Ihr eine solche Zuneigung zu mir, wie ich Euch Veranlassung dazu gegeben habe, so würdet Ihr so wohl „gebellt" (aboyé) haben, daß meine Autorität nicht so ins Gedränge gekommen wäre, wie es jetzt der Fall ist, und es würde mir nicht so viel Mühe kosten, sie wiederherzustellen. Ich weiß wohl, was für Entschuldigungen Ihr vorbringen werdet. Kein Tauber ist so schlimm, als der nicht hören will. Dennoch habe ich mich auf Euch verlassen und verlasse mich noch jetzt auf Eure bekannte Treue. Ich bitte Euch, handelt so, daß ich diese Meinung beibehalten kann. Binnen Kurzem werde ich einen meiner Leute in meinen Angelegenheiten nach Genf schicken, von ihm könnt Ihr das Weitere erfahren. Ich flehe zu Gott, Besançon, daß er Eure Wünsche erfüllen möge[2])."

---

[1]) Archives du royaume, à Turin. Die Schrift ist fast ebenso schwer zu entziffern, wie die des Mémoire von Bellegarde.

[2]) Archives du royaume, Turin, 12. catégorie, paquet 4.

Zehn Tage darauf begab sich Machard, der Sekretär des Bischofs, von Arbois mit einer politischen Mission betraut nach Genf, und überbrachte Hugues einen Brief, der entweder der delikaten Punkte wegen, auf welche er sich bezieht, oder weil Machard mündliche Aufklärungen geben sollte, nicht recht deutlich ist. Hugues aber las eilends das Schreiben des Prälaten. „Ich sende meinen Sekretär," sagte dieser, „in gewissen Angelegenheiten, von denen derselbe meinem Auftrage gemäß Euch zuerst Mittheilung zu machen hat. Ihr dürft allem, was er Euch von mir sagen wird, Glauben schenken, als wenn ich es Euch selbst sagte. Ich wünsche, daß die betreffende Sache einen für die Fürsten, die sie eingeleitet haben (ohne Zweifel der Kaiser und der Herzog), günstigen Ausgang nehmen möge. Ihr aber legt selbst mit Hand an, auf daß ein gutes Verhältniß entstehe zwischen mir und meinen Unterthanen einerseits und den besagten Fürsten andererseits, was für die ganze Republik von großer Wichtigkeit ist[1])."

Aber Hugues fiel es nicht ein, auf die Pläne einzugehen, welche der Bischof im Einverständniß mit den Fürsten entworfen hatte. So wurde dieser, als Machard nach Arbois zurückgekehrt war und seinem Herrn Bericht erstattet hatte, äußerst aufgebracht. Er beklagte sich über die außerordentliche Kühnheit und die seltsame Widersetzlichkeit der Genfer und schrieb darüber in strengem Tone an den ehemaligen Syndicus. „Besançon," sagte er, „die Nachrichten, welche Ihr mir über Bern gegeben habt, entschädigen mich ein wenig für die Unverschämtheit und üble Aufführung, mit welcher Ihr, meine Unterthanen, meinen Beamten gegenübertretet, indem Ihr Euch meine Gerichtsbarkeit anmaßt mit Berufung auf gewisse Worte, die Ihr, Besançon, vor dem allgemeinen Rathe gesprochen habt.... Allein ich werde die besagte Gerichtsbarkeit über Euch zu behaupten wissen.... Wahrlich, ich habe es Größeren gegenüber verstanden!... Ich hoffe, Ihr werdet zu Eurer Pflicht zurückkehren und wieder meine Unterthanen werden. Das wird mir Gelegenheit geben, mich als guten Herrn zu zeigen. Im andern Falle verlaßt Euch nicht auf mich.... Die Sachen werden nicht so bleiben, wie Ihr sie eingeleitet habt. Das mögt Ihr meinen Unterthanen mittheilen, wenn es noth thut."

---

[1]) Archives du royaume, Turin, 12. catégorie; paquet 4.

Dieser Brief zeigt, wie aufgebracht der Bischof gegen Genf war, seine Stimmung wechselte, aber er befand sich in beständiger Aufregung. An einem Tage berichtete man ihm diesen oder jenen Ausspruch von Hugues, der ihn erfreute; bald darauf erfuhr er dann wieder irgend eine Handlung der Genfer, wodurch sein Zorn sich verdoppelte. Etwa am 13. Mai hatte ihm jemand gesagt, Hugues zeige in seinen Angelegenheiten viel guten Willen: da war der Prälat hoch erfreut. Er schrieb ihm: „Man hat mich von Eurer Absicht benachrichtigt, überall zu erklären, daß meine Unterthanen mir Unrecht thun. Ihr werdet hoffentlich durch gute Erfolge beweisen, daß Ihr nicht doppelzüngig seid[1]." Aber bald vernimmt der Bischof andere Kunde. Er geräth in Unruhe, Furcht und Besorgniß, er überläßt sich allen Aeußerungen einer sorgenvollen, argwöhnischen Politik. Wuthanfälle, tollkühne, gewaltsame Anschläge machen plötzlich völliger Kraftlosigkeit und Entmuthigung Platz; doch war im Allgemeinen der Unwille bei ihm vorherrschend. Keiner von seinen Beamten oder von seinen Stiftsherren (es war eine Stiftskirche in Arbois) verstand ihn, keiner wußte ihn zu trösten und zu ermuthigen. Er war allein... und schleppte seine Aufregung in seinen Gemächern und Gärten mit sich herum. „Die Antworten meiner Unterthanen kommen mir höchst seltsam vor," sagte er, „es würde mir sehr unangenehm sein, wenn ich in Verdrießlichkeiten verwickelt würde[2]." Einige Tage darauf: „Ich bin höchst erstaunt .... mir scheint, meine Unterthanen sind auf ganz falschem Wege... Wenn sie sich nicht bessern, sehe ich mich genöthigt, andere Maßregeln zu ergreifen, was mir leid thun sollte .... mich dünkt, sie werden wohl daran thun, ihrem Herrn zu gehorchen, und nicht die Herren zu spielen... Das wird nicht lange dauern[3]."

Aber es war doch von Dauer. Genf trennte sich vom Bischof und vom Papst, trotz allem, was Peter de La Baume sagen und thun mochte. Hörte man dort doch Olivétan, war doch überall Roms Ablaß gegenüber die allgemeine Vergebung Jesu Christi angeschlagen; gab doch der Rath einstimmig den Befehl, das Evangelium der Wahrheit gemäß zu

---

[1]) Archives du royaume, Turin, 12. cathégorie, paquet 4.

[2]) Pfingstabend. (*Ibid.*)

[3]) 1. Juli. (*Ibid.*)

predigen ohne Beimischung irgend einer Fabel[1]). Am 3. September 1532 schrieb der immer mehr erzürnte Bischof abermals an Besançon Hugues und in wachsender übler Laune. „Mir mißfällt sehr die Art und Weise, wie meine Unterthanen sich gegen mich benehmen, indem sie sich gegen meine Autorität auflehnen wollen.... Das wird so lange gehen, als es geht.... Ich habe immer zu den Langmüthigen gehört, aber jetzt ziemt es mir, zornig zu werden. Wenn ich einen Versuch mache, etwas zu unternehmen, was den Genfern weder zur Freude noch zum Nutzen gereicht, so darf sie das nicht wundern.... Wahrlich, wie sollte ich meine Freunde und Diener belohnen, da sie mir so schlechte Dienste leisten ... Ich glaube, Besançon, daß Ihr das Gute wollt, aber ich möchte den Erfolg sehen. Man schiebt die Schuld stets auf Euch... Man versichert, ich hätte Euch gesagt, wie sie sich verhalten sollen... Ich verstehe diesen Tanz (danse) nicht und behaupte, nichts gesagt zu haben in Bezug auf dieses Vorhaben, vor dem Gott sie bewahren wolle. Der Bischof von Genf[2])."

Man sagte in Genf, der Bischof sei geneigt, einige Zugeständnisse zu machen, er habe das insgeheim ausgesprochen, und die Hugenotten benutzten dies, um die Unabhängigkeit ins Werk zu setzen. Peter de La Baume schreibt am 28. November an B. Hugues von la Tour de Mai: „Besançon, ich habe gelesen, was Ihr mir in Betreff des Verfahrens wider meine Autorität und zur Beeinträchtigung meiner Kirche mitgetheilt habt. Ich weiß nicht, woher das kommt.... wenn ich nicht der allgemeinen Ansicht Glauben schenken will, die man mir immer zu verstehen gegeben hat, daß meine Unterthanen sich weit besser aufgeführt und mir mehr Gehorsam bewiesen haben würden, wenn Ihr Eurem Versprechen gemäß hättet Hand anlegen wollen und Euch bemüht hättet, in der Stadt Frieden zu stiften, die in Bezug auf mich am meisten verliert. In Betreff dessen, daß Ihr meinet, Ihr ständet bei mir in Ungnade, kann ich Euch nur sagen, daß es mir sehr leid ist, daß Ihr Euer mir gegebenes Versprechen nicht habt halten wollen. Die Belohnung, welche ich Euch ertheilt habe, sollte Euch anspornen, mir mein Eigenthum in Frieden zu erhalten, und es ist mehr als je in kriege-

[1]) Band II, Buch III, Kap. 15.

[2]) Archives du royaume, Turin, 12. catégorie, paquet 4, no. 1.

rischer Aufregung. Nur an Euch liegt es, daß meine Gerichtsbarkeit nicht in gehörigem Zustande ist. Ich schreibe Euch, damit Ihr Eure Pflicht erfüllt.... Ihr werdet mir willfahren; ich möchte nicht, daß so viel Worte erfolglos blieben.... Was mich angeht, so bin ich gewohnt, eine Sache mit Nachdruck durchzusetzen.... Ich werde sehen, wie es gehen wird[1]).“

Das sind die drohenden Worte, mit denen die Correspondenz zwischen Peter de La Baume und Besançon Hugues schloß. Bis jetzt fand man nach dem 26. September 1532 keine weiteren Spuren mehr von diesem großen Bürger. Wenn der Brief, den wir so eben mitgetheilt haben, aus diesem Jahre ist, so wäre diese Grenze um zwei Monate weiter hinausgeschoben, und er wäre zwischen dem 28. Nov. 1532 und dem 18. Februar 1533 gestorben[2]).

So dachte der Bischof, der unaufhörlich sich vorzugsweise mit Genf beschäftigte, nur daran, dort seine volle Macht wieder herzustellen. Aber die Unabhängigkeit der Stadt hatte noch furchtbarere Feinde. Carl V. hatte den Genfern befohlen, die Reformation aus ihren Mauern auszuweisen. „Voll Sorge für Euer Seelenheil,“ hatte er ihnen geschrieben, „da wir vernommen haben, daß gewisse neue Meinungen und Sekten unter Euch sich auszubreiten beginnen[3]), ermahnen wir Euch ernstlich, sie nicht zuzulassen, sie auszurotten, und es Euch aufs eifrigste angelegen sein zu lassen und nicht zu gestatten, daß man das geringste den Dekreten und Traditionen Eurer Vorfahren Zuwiderlaufende lehre; dahingegen mit unerschütterlicher Treue in dem Glauben, den kirchlichen Gebräuchen und Ceremonien, die Ihr von Euren Vätern überkommen habt, zu beharren. Dafür werdet Ihr von dem allmächtigen Gott den rechten Lohn empfangen und von uns allen Dank ernten[4]).“ Aber Genf hatte den Befehlen des mächtigen Kaisers nicht gehorcht. Anfangs hatten ihn die Angelegenheiten in Deutschland verhindert, diese kleine

---

[1]) Archives du royaume,. Turin, 12. catégorie, paquet 4, no. 1.

[2]) In einem Baseler Dokument von diesem letzten Datum (Galiffe, Hugues, p. 459) ist von dem verstorbenen Besançon Hugues die Rede.

[3]) Novas quasdam opiniones et sectas apud vos pullulare coepisse.« (Archives du royaume, Turin.)

[4]) Wir haben diesen Brief Carl's V., der bis jetzt nicht bekannt gewesen zu sein scheint, in den Archives du royaume zu Turin gefunden. (Genève, paquet 12, no. 47.)

Stadt zum Gehorsam gegen seine höchsten Befehle, denen selbst die barbarischen Völker der neuen Welt Folge leisteten, zu zwingen. Jetzt aber war der Friede zu Nürnberg unterzeichnet. Carl, der sich mit den Protestanten in Deutschland verglichen hatte, konnte nun das seinem Schwager durch Bellegarde gegebene Versprechen wohl erfüllen und ihm kräftig die Hand leihen wider die Hugenotten in Genf.

Der heimtückische Mörder Lévrier's begann zu hoffen, daß es nun möglich sein werde, in Genf eine Festung mit Gräben, dicken Mauern, Thürmen und Bastionen zu erbauen und eine gute Besatzung von Hellebardieren, Scharfschützen und Artilleristen hineinzulegen, welche die Stadt und das ganze Land in völliger Unterwürfigkeit unter dem Joch seiner Herren erhalten würden. Hatte Geßler, der von Oesterreich zur Vernichtung der schweizerischen Freiheit ins Land gesandt war, nicht oberhalb Altorf auch eine Festung: Zwing-Uri erbaut? Und büßten nicht die freien Kinder dieser Berge in langer Gefangenschaft das geringste Streben nach Unabhängigkeit in finstern Kerkern? Hatte Pharao in Egypten nicht schon ein Beispiel gegeben?... Weshalb sollte man nicht ein Gleiches thun, um die Hugenotten zu bezwingen? Festungen, Kanonen, Büchsen und Ketten,... das also hatte Genf zu erwarten. Und wirklich sollten die Genfer binnen kurzem furchtbare Streitkräfte heranziehen sehen, die beauftragt waren, die Absichten des Kaisers und des Herzogs zur Ausführung zu bringen. Aber die Vorsehung Gottes hat stets über dieser Stadt gewacht, und zu derselben Zeit sollte ihr eine neue Kraft, das Unterpfand der Freiheit, verliehen werden. Das Evangelium des Sohnes Gottes sollte Eingang finden; nun aber ist der, welchen der Sohn frei macht, recht frei.

Siebentes Kapitel.

Die Reformatoren und die Reformation halten ihren Einzug in Genf.

(October 1532.)

Nachdem Farel und Saunier ihre Reise nach Piemont vollendet hatten[1]), gelangten sie am 2. October an einem schönen Herbsttage in

[1]) Froment, Gestes de Genève, p. 3.

die wunderbar herrlichen Gegenden, wo die Alpen nahe an den Jura herantreten und ein reiches Thal bilden, welches den hellen Spiegel eines blauen Sees in sich schließt. Bald entdeckten sie die drei alten Thürme des Genfer Domes, welche sich über der Stadt erhoben. Sie trieben ihre Pferde an, die vor Ermüdung nur langsam vorwärts kamen, und gelangten endlich in die Stadt der Hugenotten. Man hatte ihnen daselbst das Wirthshaus „la Tour-Perce" empfohlen (des durchlöcherten Thurms; das Schild hat sich bis auf die jüngste Zeit erhalten und zeigte wirklich ein Loch im Thurm). So kamen sie in die am linken Rhôneufer erbaute Straße, welche den Namen des Flusses führt, und machten vor dem Gasthofe Halt, stiegen ab, redeten mit dem Wirthe und richteten sich in seinem Hause ein.

Nachdem sie sich ausgeruht hatten, war ihr erster Gedanke, Robert Olivétan, der noch Hofmeister bei den Kindern des Johann Chautemps war, von ihrer Ankunft benachrichtigen zu lassen. Calvin's Vetter eilte sogleich herbei, voll Freude über die Ankunft seiner Brüder. Nun wünschte Farel sich mit ihm über die besten Mittel und Wege zur Ausbreitung des Evangeliums in Genf zu berathen, indessen hatte ihn auf der Reise noch eine andere Idee vorzugsweise beschäftigt. Da er wußte, wie bewandert Olivétan im Griechischen und Hebräischen war, hatte er ihn im Auge wegen der Bibelübersetzung, von welcher auf der Waldenser-Synode die Rede gewesen. Als Farel mit ihm davon sprach, erschrak Olivétan und rief: „Solchen Auftrag kann ich in Anbetracht der großen Schwierigkeit des Werkes und meiner Schwachheit nicht übernehmen [1])." Farel aber wollte diese Entschuldigungen nicht gelten lassen, er ließ nicht nach mit Bitten; indeß ergab sein Freund sich nicht. „Ihr würdet dies Werk viel besser vollbringen als ich," sagte er zu den beiden Reisenden. Aber Farel war überzeugt, daß Gott an jeden den Ruf zu dem Werk ergehen lasse, zu welchem er ihn geschickt gemacht habe, und daß Olivétan ein Gelehrter, er aber ein Evangelist sei. „Gott giebt mir keine Muße dazu," sagte er, „er ruft mich zu etwas Anderem. Es ist sein Wille, daß ich die reine Saat des Wortes auf den Acker streue, daß ich sie begieße und grünen mache, wie der köstliche

---

[1]) Bible d'Olivétan, Apologie du translateur.

Garten in Eden[1])." Indessen brach Farel von diesem Gegenstande ab, um sich mit Olivétan über die Evangelisation Genf's zu verständigen.

Der Hofmeister Chautemps, der so häufig unter dem Gewicht seiner Aufgabe erlegen war und so dringend nach einem kräftigern Arbeiter gerufen hatte, sah in Farel einen Boten des Himmels. Aber wie sollte der Anfang gemacht werden? Der Evangelist von Orbe und Grandson nahm die Briefe, welche man ihm in Bern für einige Häupter der Hugenotten gegeben hatte, aus seinem Taschenbuche, und nun sah Olivétan, daß sich eine Thür für das Evangelium aufthat. Ohne Zeitverlust gingen die Freunde aus, um die Schreiben den Adressaten zu überbringen. Olivétan gab Farel die nöthigen Aufschlüsse und theilte ihm mit, daß, wenn auch einige, an die man sich wandte, sich auf die Seite des Evangeliums neigten, die Mehrzahl doch sich damit begnügte, die römischen Irrlehren zu verwerfen, und daß sie nur einfach gute Patrioten wären.

Die Hugenotten ersahen aus den Briefen, die Farel ihnen brachte, daß der Ueberbringer, Wilhelm Farel, ein Prediger des Evangeliums sei, und daß ihre Freunde in Bern sie aufforderten, ihn predigen zu hören. Das war eine große Neuigkeit. Kein Name war in den Gegenden, welche die Seen von Genf, Murten, Brienne und Neufchâtel bespülten, bekannter als der Farel's. Hocherfreut, ihn zu sehen, betrachteten die Hugenotten ihn aufmerksam, und etliche unter ihnen sannen über dies unerwartete Ereigniß nach, welches aus religiösen und politischen Gründen in ihren Augen von größter Wichtigkeit war. Freunde der Reformation hatten ihnen oft gesagt, daß die Unabhängigkeit Genf's nur gesichert sein würde, wenn die Herrschaft des Evangeliums an die Stelle der bischöflichen und päpstlichen träte. Jetzt klopfte das Evangelium in Farel's Person an ihre Thür. Hatte er nicht das Wort des Evangeliums in Aigle, Murten, Neufchâtel, Valangin, Orbe und Grandson verbreitet? Da hofften die Politiker, daß durch seine mächtige Stimme die weltliche Herrschaft der Kirche fallen, und daß die Phantome des Mittelalters, welche noch die Freiheit niederhielten, erschrocken in ferne Winkel entweichen würden. Die Gottesfürchtigen aber, die sich am Worte Olivétan's, Am Thun's und besonders am Worte des Evangeliums gefreut hatten, hofften, daß der große Prediger das himmlische Licht in ihren

[1]) Bible d'Olivétan, Apologie du translateur.

Herzen anzünden werde. Somit erklärten sich denn alle bereit, ihn zu hören[1]), und Farel sagte ihnen, daß er sich sehr freuen würde, sie in seinem Gasthof zu empfangen, worauf er sie verließ.

In einem Augenblick verbreitete sich das Gerücht von der Ankunft des Reformators in der ganzen Stadt[2]). „Laßt uns ihn hören," sagten die Hugenotten, „dies ist der Mann, den man die Geißel der kleinen Priester[3]) genannt hat." Aber die Bigotten, die Mönche und Nonnen ärgerten sich gewaltig. „Ein armseliger, elender Prediger, Namens Meister Wilhelm, aus Gap in der Dauphiné gebürtig," hieß es in Sancta Clara, „ist so eben in der Stadt angekommen." Jeder bereitete sich auf den folgenden Tag vor[4]).

Am 3. October Morgens verließen die angesehensten Hugenotten ihre Häuser, um sich nach dem „Tour-Perce" zu begeben. Sie gingen einzeln oder zwei und drei miteinander, nicht ganz frei von Furcht. Nacheinander sah man in das Haus hineingehen: einen der Syndici des Jahres, den liebenswürdigen, thatkräftigen Ami Poral; Baudichon de la Maisonneuve, der die große Vergebung Gottes angeschlagen hatte; den Syndicus Robert Vandel und seinen Bruder Peter, intime Bekannte des Bischofs; Claude Roset, den Staatssekretär des folgenden Jahres und Vater des Chronisten; den Syndicus Claude Savoie, einen der eifrigsten Vertheidiger der Unabhängigkeit; Johann Chautemps, den Patron Olivétan's; Dominicus d'Arlod, später Syndicus; Stephan Dada, Abkömmling einer berühmten mailändischen Familie (er hieß richtiger d'Adda, nach der Stadt dieses Namens); Claude Salomon, den Freund der Armen und Kranken; Claude Bernard; Johann Goulaz, der von dem Pfeiler der Kathedrale den Anschlagzettel des römischen Jubeljahres heruntergerissen hatte; Johann Sourd; Claude von Genf und endlich den energischen Ami Perrin, der mehrmals Syndicus gewesen war, General-Capitain und Gesandter der Republik in Paris, der anfänglich viel Eifer für die Reformation zeigte, sich dann

[1]) Froment, Gestes de Genève, p. 3.

[2]) »Percrebuit rumor de Farelli adventu.« (Sponheim, Geneva restituta, p. 43.)

[3]) »Sacrificulorum flagellum.« (*Ibid.*)

[4]) La soeur J. de Jussie, le Levain du Calvinisme, p. 46. — Msc. de Choupard. — Msc. de Roset, liv. III, ch. I.

[5]) Froment, Gestes de Genève, p. 4. — Galiffe, Notices généalogiques, etc.

aber ernste Vorwürfe zuzog. Diese Bürger, die die Elite Genf's bildeten, und noch mehrere andere weniger ausgezeichnete betraten alle die Wohnung des Reformators. Der Wirth des „Tour-Perce" führte sie in ein abgelegenes Zimmer, wo sie Farel und Saunier fanden. Die Unterhaltung begann.

Die Evangelisten hegten die größte Achtung vor den Männern, die so muthig für die Unabhängigkeit und Freiheit wider mächtige Feinde kämpften. Indessen erkannten sie alsbald, daß, obwohl diese Bürger vom politischen Gesichtspunkt aus die erhabensten Gesinnungen hatten, sich bei ihnen doch in religiöser Beziehung große Lücken fanden. Diese Hugenotten verwarfen den Papst und die Priester; aber jenen wegen seiner tyrannischen Herrschaft, diese wegen ihres ausschweifenden Lebens [1]). Dagegen hatten sie sich mit der wahren Lehre des Evangeliums und mit der Nothwendigkeit ihrer eigenen sittlichen Umwandlung nicht abgegeben. So war in ihrem religiösen System eine große Leere. Damit sie nun gute Protestanten und moralisch starke Leute würden, Freunde der Ordnung sowohl, als der Freiheit, mußte diese Lücke ausgefüllt werden. Das fühlten sie selbst und sprachen es Farel gegenüber aus, daß sie nur Unterweisung wünschten. Der Wirth brachte einige Bänke und Schemel für sie, und Farel, an dessen Seite Saunier stand, trat vor einen kleinen Tisch; er legte die heilige Schrift darauf und fing an, das Wort Gottes zu predigen. Vielleicht hatte sich dem Reformator noch nie ein so auserwählter Zuhörerkreis und eine so wichtige Gelegenheit geboten, das Evangelium zu verkündigen. Er hatte die ersten Verfechter der neuen Freiheit vor sich. Diese Männer hatten die Irrthümer im Staate erkannt, die Irrthümer in der Kirche mußten ihnen aufgedeckt werden, sie sollten einsehen lernen, daß, wenn der Mensch den Despotismus in irdischen Angelegenheiten nicht dulden kann, er noch weit mehr berechtigt ist, denselben in himmlischen Dingen von sich zu weisen.

Farel begann das Werk; er zeigte den Hugenotten aus der Schrift, „daß sie bis jetzt von ihren Priestern betrogen worden wären, daß diese

---

[1]) »Cives multi non inviti, etsi nonnulos non tam pietatis cura, quam romanae tyranidis odium movebat.« (Msc. von Benedikt Turretini, betitelt: Initium et progressus Reformationis quae facta est Genevae.) — Biblioth. de Berne, msc. Hist. helv. V, p. 125.

sie mit nichtigen Dingen, an denen nichts Haltbares sei, hinhielten, ja, daß jene frechen Betrüger sie selbst, wenn es ihnen nöthig schiene, mit Schmeicheleien anlockten und ihren Begierden den Zügel schießen ließen." Er fügte hinzu, daß sie Christi Lehren weder durch Concilien, noch durch die Päpste kennen lernen könnten, sondern einzig aus der Schrift, und drang in sie, von den Irrthümern und Mißbräuchen, deren Gefahren und Lächerlichkeit er ihnen aufs kräftigste fühlbar machte, abzulassen. Aufmerksam horchten die Hugenotten auf Farel's Worte. „Sie hatten weder viel Liebe, Erkenntniß, noch Furcht Gottes, aber sie sehnten sich doch schon nach der Reformation, die man in Bern angenommen hatte," sagt ein Manuscript des 17. Jahrhunderts, „und Gott, der sein Genfer Volk in Sicherheit verkommen sah und ihm nach seiner Barmherzigkeit seine Liebe und Gnade zu Theil werden lassen wollte, fachte den Muth seiner treuen Diener Farel und Saunier an[1])." Das so einfache Mittel, daß sich Farel, indem er alle Traditionen der Kirchenväter, der Synoden, der Scholastiker und der Päpste bei Seite ließ, voll Ehrfurcht der Quelle selbst zuwandte und aus dem Worte Gottes den Glauben schöpfte, welchen er predigte, ergriff alle seine Zuhörer. Sie erhoben sich, dankten, gingen fort und sagten auf dem Heimwege zu einander, daß es allerdings recht schiene, die heilige Schrift an die Stelle der päpstlichen Lehren zu setzen. Das war der Anfang einer gewaltigen Umwandlung. Die Reformation hatte ihren ersten Schritt in Genf gethan, als die Plakate über die große Vergebung Gottes angeschlagen worden waren, jetzt that sie den zweiten[2]).

„Der Lärm war groß in der Stadt," sagt Froment. Einige von den Zuhörern erregten bei ihrer Rückkehr in ihren Familien und unter ihren Freunden das größte Erstaunen, als sie ihnen erzählten, daß künftig weder La Baume, noch der Herr von Medicis, noch selbst der heilige Petrus ihr Herr sein solle, „sondern einzig der Herr Jesus Christus." Aber noch größer war das Erstaunen in den politischen und geistlichen Kreisen. Bisher hatten sie es nur mit den Helden der liberalen Emancipation zu thun gehabt, nun standen ihnen die Vorkämpfer der reli-

---

[1]) Hist. de la Réf. de Genéve, Msc. von Babollet, Rector des Genfer Gymnasiums im 17. Jahrh. — Biblioth. de Berne, Hist. helv. V, p. 125.

[2]) Froment, Gestes de Genève, p. 5. — Msc. de Gautier. — Spon. I, p. 467. — Msc. de Roset et de Choupard.

giösen Reformation gegenüber. „Als der Rath, die Stiftsherren und Priester der Stadt hiervon Kunde erhalten hatten, geriethen sie alle in Aufregung und Verwirrung[1]). Die Mönche waren entweder starr vor Erstaunen oder sie geriethen in großen Zorn, und die Nonnen von Sancta Clara waren ganz erschrocken über diesen „armseligen Prediger, der in seinem Zimmer in seiner Wohnung heimlich zu predigen anfing und sie mit seiner Ketzerei anstecken wollte[2]).“ Aber die einen wie die andern sahen voraus, daß diese That unzählige und verhängnißvolle Folgen nach sich ziehen würde.

Bald fand eine zweite Versammlung statt. Viele, welche bei der ersten nicht zugegen gewesen waren, wollten dieser beiwohnen, und aus der Altstadt, vom Molard, von der Rhônebrücke begaben sich mehrere Bürger nach dem „Tour-Perce.“ Wie das erste Mal waren keine Frauen anwesend; aber Männer, welche vor Begierde brannten, die Worte des Evangeliums zu vernehmen, füllten das ganze Zimmer. Farel, der das vorige Mal besonders von der Schrift geredet hatte, sprach diesmal zu den Hugenotten von der wahren Gnade. Er machte ihnen begreiflich, daß man nicht durch die Vergebung der Kirche, sondern durch die Vergebung Gottes selig werde. Jene Prälaten und Herren, welche, aufgebläht durch ihre prächtigen Titel, unaufhörlich fromme Werke empfahlen, erbauten, wie er sagte, den Tempel Gottes aus Stroh, Heu und Spreu, statt die lebendigen Steine zusammenzufügen, von denen die Schrift redet. Er rief aus, die Priester, die so viel von Bußübungen, Gelübden, Messen, Fasten, Aves, Selbstpeinigungen, Geißelungen, Ablaß, Pilgerfahrten, Anrufungen der Jungfrau und der Heiligen redeten, ließen Jesu kaum den hundertsten Theil seines Erlösungswerkes. Farel und Saunier wiederholten aufs nachdrücklichste, die Vergebung beruhe ganz und gar, und nicht nur theilweise, auf dem Heilande. „Woran die, so ihnen zuhörten, großen Gefallen fanden.“ Etliche dachten auf dem Heimwege über das nach, was sie gehört hatten, und dies stille Gespräch der Seele mit ihrem Gott begann hier und dort in den einsamen Kämmerlein einiger Häuser. „Dadurch gelangte eine gute Anzahl Genfer zur Erkenntniß des Evangeliums[3]).“ Ja einige, unter diesen

[1]) Froment, Gestes de Genève, p. 3.
[2]) La soeur J. de Jussie, le Levain du Calvinisme, p. 46.
[3]) Msc. de Choupard.

Baudichon de la Maisonneuve und Claude Salomon baten Farel inständig, er möge doch kommen und ihnen in ihren eignen Häusern die Schrift auslegen.

Diese zweite Versammlung steigerte noch bedeutend die Aufregung im katholischen Lager, und besonders groß war die Bewegung unter den Frauen, die damals die Hauptstütze des Papstthums in Genf bildeten. „Nicht eine einzige unter ihnen," sagt einer der Reformatoren, „hat den Wunsch, die Wahrheit kennen zu lernen, so sehr sind sie von dem Hauche, der Lehre, dem Leben und den Reden der Priester vergiftet. Diese stehen zu den Frauen in sehr intimen Beziehungen; einige sind ihre Brüder, andere ihre Freunde, ihre Nachbaren und Gevattern... Dabei will ich stehen bleiben," fügt er hinzu, „um die Ehre unsrer Damen zu retten [1])." Die Priester nun sagten zu ihren weiblichen Gemeindegliedern, es sei alles verloren, wenn man diese Ungläubigen nicht auswiese. In Folge dessen beschworen die Genferinnen ihre Eheherren und Brüder, die ketzerischen Prediger davonzujagen. Auch ließen sich etliche Bürger, die sich selbst sehr wenig um die Reformation kümmerten, von ihren Gattinnen hinreißen und begaben sich erhitzt und aufgeregt nach dem „Tour-Perce," wo sie Farel und Saunier mit Entschiedenheit aufforderten, Genf zu verlassen, wenn sie nicht mit Gewalt ausgewiesen werden wollten. „Wenn wir unsere Lehre nicht aufrecht erhalten können," antworteten die Reformatoren, „so sind wir zu sterben bereit [2])." Da ihr Glaube aus Gott war, bewahrten sie ihre Ruhe in allen Stürmen [3]).

So blieb Farel trotz der Ehemänner, die von ihren Gattinnen, trotz der Frauen, die von ihren Priestern aufgestachelt wurden. Aber Genf war in großer Aufregung. Stiftsherren, Pfarrer, Mönche und Vikare eilten hin und her, redeten miteinander und hielten Rath, was mit diesen Leuten zu machen sei [4]).

Als die Behörden die Aufregung, welche durch die Ankunft Farel's und Saunier's in der Stadt erzeugt war, gewahr wurden, ließen sie die beiden vor sich kommen und traten zusammen, um zu berathen, was

---

[1]) Froment, Gestes de Genève, p. 4.
[2]) *Ibid.* Msc. de Choupard.
[3]) Calvin.
[4]) Msc. de Choupard.

man ihnen sagen und wie man sich ihnen gegenüber verhalten solle. Der Rath war weder für noch gegen die Reformation, und viele seiner Mitglieder wußten bei ihrem Eintritt in das Rathhaus nicht recht, was sie thun sollten. Der frühere Syndicus Balard, der damals die Funktionen eines Vicedoms versah, ein eifriger Katholik, den Froment — vielleicht mit einiger Uebertreibung — den großen Diener der Priester nennt, war für sofortige Unterdrückung, und etliche waren bereit, ihm beizustimmen. Die Majorität, welche aus Gemäßigten bestand, wünschte freilich den Stiftsherren und Priestern nicht zu mißfallen, fürchtete aber noch mehr Bern zu beleidigen. Der erste Syndicus, Wilhelm Hugues, der Bruder des Besançon, war den Reformatoren schon eher geneigt. Nur eine kleine Anzahl entschiedener Hugenotten war überzeugt, daß einzig die neue Lehre sie von den Plackereien der Bischöfe und der Herzoge befreien könne. Farel und Saunier wurden also in das Rathhaus und in den Rathssaal geführt. Bei Farel's Eintritt betrachtete jeder mit neugierigen Blicken den Mann mit den lebhaften Augen und dem rothen Barte, der das ganze Land zwischen den Alpen und dem Jura in Aufruhr brachte. Ein Rathsherr, der zu den eifrigsten Anhängern der Kirche gehörte, fuhr Farel hart an und sagte: „Ihr seid es also, der nur darauf ausgeht die Welt zu beunruhigen, dessen Reden überall Tumult hervorbringen und der aller Orten zum Aufruhr bläst. Ihr seid ein Störenfried, der nur kommt, um Zwietracht zu erregen. Wir befehlen Euch, unverzüglich die Stadt zu verlassen." Zu gleicher Zeit richteten sich die zornigen Blicke einiger Rathsmitglieder auf Farel, der „als die Geißel der Priester angesehen und deshalb von den Bigotten auf das heftigste gehaßt wurde[1])." Der Reformator faßte sich und antwortete: „Ich bin kein Verführer, ich blase nicht zum Aufruhr, ich verkündige einfach die Wahrheit[2]). Ich bin bereit, aus dem Worte Gottes zu beweisen, daß meine Lehre wahr ist, und," fügte er mit bewegterer Stimme hinzu, „nicht nur meine Ruhe zu opfern, sondern für dieselbe meinen letzten Blutstropfen zu vergießen."

Die edle Einfachheit des Reformators ergriff die Mitglieder des

[1]) Ruchat, III, p. 177.

[2]) »Se non seditionis tubam, sed veritatis praeconem esse.« (Sponheim, Geneva restituta, p. 43.)

Rathes und gab den Hugenotten genügenden Grund, seine Vertheidigung zu übernehmen. Farel's Richter schienen durch seine Mäßigung besänftigt. Dann erinnerte sich der Reformator, daß Paulus in einer ähnlichen Lage sich auf den hochgeachteten Namen des kaiserlichen Rom berufen hatte, und beschloß seinem Beispiel zu folgen. „Werthe Herren," sagte er, „seid Ihr nicht Bundesgenossen und Mitbürger Berns? Wohlan, die Herren zu Bern, denen es am Herzen liegt, das Evangelium auszubreiten, haben mir Briefe gegeben, in welchen sie für meine Unschuld und für meine Lehre Zeugniß ablegen und Euch bitten, mich ruhig predigen zu hören, mit der Versicherung, daß Ihr ihnen damit einen Gefallen thut." Zu gleicher Zeit zeigte Farel sein Beglaubigungsschreiben vor, mit welchem ihre Excellenzen ihn versehen hatten. Die Syndici nahmen den Brief. „Wenn Ihr mich verdammt, ohne mich zu hören," nahm Farel wieder das Wort, „so thut Ihr dadurch Gott, dem Evangelium und endlich, wie Ihr seht, den Herren von Bern einen Schimpf an." Dieser letzte Punkt machte die Rathsherren von Genf sehr betroffen, sie verloren die Fassung und entließen Farel und Saunier gütig, ohne ihnen Strafe aufzuerlegen, und nur mit der Bitte, die öffentliche Ruhe nicht durch neue Lehren zu stören. Die beiden Diener Gottes verließen darauf die Rathsversammlung [1]).

Um dieselbe Zeit wurde auch ein bischöflicher Rath gehalten. Juristen, Stiftsherren und die vornehmsten Priester waren in dem Hause des Großvikars, des Herrn von Gingins, Abtes von Bonmont, zusammengekommen, um zu berathen, was zu thun sei. Nun zeigten sich diese Reformation und diese Reformatoren, von denen seit 15 Jahren so viel die Rede gewesen war, auch in Genf. Der Felsblock, der so lange über ihrem Haupte gehangen, hatte sich endlich vom Berge abgelöst und drohte alles zu zerschmettern. Was war zu thun? Der Tumult war in der Stadt noch viel größer, als in dem Hause des Großvikars. Farel's und Saunier's Vorladung vor den Rath hatte eine Menge Menschen herbeigelockt, die „in den Straßen hin- und herwogte," und Priester, „die Waffen unter ihren Gewändern trugen [2])," durcheilten die Stadt. Nur mit Mühe erreichten die Reformatoren ihre Wohnung wieder.

---

[1]) Spanheim, Geneva restituta, p. 43. — Msc. de Choupard.

[2]) Froment, Gestes de Genève, p. 4.

Die bischöfliche Rathssitzung nahm ihren Fortgang. Der Herr von Bonmont, ein aufrichtiger, aber gemäßigter und liberaler Katholik, fühlte sich sehr unbehaglich. Als er in seiner Umgebung die zornigen Gesichter und flammenden Blicke sah, machte er Vorstellungen, man müsse weise und mit Gerechtigkeit verfahren. Einige der Anwesenden wurden innerlich sehr unwillig; in ihren Augen war die Mäßigung Gingins' offenbarer Verrath. Nach ihrer Meinung mußte man unverzüglich nicht nur die fremden Prediger verfolgen, sondern „auch alle, die sie in ihre Häuser kommen ließen (wie z. B. de la Maisonneuve), um vom Evangelium zu reden, und die anders leben wollten, als ihre Vorgänger, die früheren geistlichen Hirten und Bischöfe, sie unterrichtet hatten." Der hochwürdige Vikar stellte ihnen vor, daß man doch niemanden verdamme, ohne ihn zu hören, daß man die Fremden kommen lassen und sie auffordern solle, ihre Lehre darzulegen; dann könne man mit Sachkenntniß über sie richten. Darüber erschrak die ganze Versammlung, und Dom Stephan Piard, Prokurator des Kapitels, runzelte die Stirn und rief aus: „Wenn wir disputiren, so ist unsere ganze Herrschaft verloren!" Si disputetur totum ministerium nostrum destruetur[2]). Er erklärte, „über die theologischen Fragen streiten, hieße die Autorität der Kirche verkennen; man müsse glauben, weil Rom gesprochen habe; diese Leute mit ihrer Bibel seien spitzfindige Geister und gefährliche Gegner.... die Autorität des Kapitels sei dahin, wenn es zugäbe, daß man darüber discutire."

Dom Stephan erfreute sich eines gewissen Ansehens, die Versammlung war demnach im Begriff, sich gegen die Vorforderung Farel's zu entscheiden, als einige Mitglieder sich einem solchen Beschlusse widersetzten, und dies waren gerade die, welche ihres fanatischen Eifers wegen besonders bekannt waren. Im sechszehnten Jahrhundert hielten es nicht nur die Rechtsgelehrten für ihre Pflicht, einen Ketzer zum Tode zu verurtheilen, auch die Frommen, Priester und Laien meinten ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun, wenn sie dieselben tödteten. Wie es scheint, waren diese Leute zu einer so verdienstlichen Handlung entschlossen. „Nachdem man übereingekommen war, Farel und seinen Gefährten zu

---

[1]) »Supercilio adducto.« (Spanheim, Genèva restituta, p. p. 44.)

[2]) Froment, Gestes de Genève, p. 5. Hier findet sich eine Variante: Froment und Chouparb sagen ministerium; Roset und Spanheim sagen mysterium. Die erstere Lesart scheint die bessere.

tödten," sagt ein Manuscript, „meinte man, das beste Mittel, sie zum Kommen zu bewegen, würde sein, wenn man ihnen zu verstehen gäbe, man wollte mit ihnen disputiren." Die fromme Schwester Johanna de Jussie bestätigt dies Complott [1]). Die Verschworenen drangen durch, und man lud Farel vor. Er sollte das Haus des Generalvikars nicht wieder verlassen, aber dazu war es nöthig, daß er es betrat. Machard, der Sekretär des Bischofs, wurde abgesandt, um Farel und Saunier (sowie auch Olivétan) aufzufordern, „ihre Lehre öffentlich zu widerrufen, oder vor dem bischöflichen Rathe darzulegen, was sie in ihrem Gasthofe gepredigt hätten."

Indessen verlautete bald etwas von der Absicht der fanatischen Geistlichen, und Hugenotten, welche als Mitglieder des kleinen Rathes gerade im Rathhaus versammelt waren, stellten ihren Collegen vor, daß die Priester keinen andern Zweck hätten, als die Diener des Wortes Gottes in einen Hinterhalt zu locken. Demzufolge geleiteten die beiden ersten Rathsherren, Hugues und Balard selbst, Machard nach dem „Tour-Perce", um Farel und seinem Freunde alle mögliche Bürgschaft für ihre Sicherheit zu gewähren. Einige hatten Balard in Verdacht, als wolle er Farel und Saunier auch einen schlimmen Streich spielen. „Für Genf ist nichts schlimmer, als Spaltungen," sagte er, „ich möchte, daß alle, die Eure Ruhe bedrohen, aus Eurer Mitte entfernt würden." Aber er war weder ein Schurke, noch ein Verräther, er war entschlossen, die Reformatoren aus Genf fortzuschicken, aber ihr Leben wollte er schützen [2]). Im „Tour-Perce" angelangt, zeigte der Sekretär des Bischofs den Evangelisten an, daß der bischöfliche Rath sie auffordern ließe, die Lehren, welche sie verkündigt hätten, zu widerrufen, und Balard und Hugues gaben durch ihre Anwesenheit der Aufforderung noch größeren Nachdruck. Farel aber antwortete: „Wir halten auf das entschiedenste daran fest, und wir sind bereit, den Tod dafür zu erleiden, wenn es uns nicht gelingt, sie durch die heilige Schrift aufrecht zu erhalten." — „In diesem Falle," versetzte Machard, „mögt Ihr vor dem bischöflichen Rath erscheinen, was Ihr gesagt habt, darlegen und mit den Priestern disputiren." Da nahmen die beiden Rathsherren das Wort, und der

---

[1]) Msc. de Choupard. — La soeur J. de Jussie, le Levain du Calvinisme, p. 47.

[2]) Mémoires d'Archéologie de la Société d'Histoire de Genève, X, p. CVIII.

erste Syndicus und der Vicedom sagten: „Man wird Euch kein Leid zufügen, wir setzen unser Wort zum Pfande.“ Und Farel und Saunier, die sich freuten, bei dieser Gelegenheit das Evangelium verkündigen zu können, gingen in Olivétan's Begleitung hin. Ruhig und freudig ahnten sie ohne Zweifel nicht, was ihnen bevorstand, aber sie waren bereit, ihr Leben hinzugeben.

Achtes Kapitel.

Die Reformatoren werden aus Genf vertrieben.

(October 1532.)

Während die Würdenträger der Kirche in dem Hause des Generalvikars ihre Sitzung hielten, befand sich die niedere Geistlichkeit auf den Straßen. Die bewaffneten Vikare und Kaplane beobachteten alles, was sich zutrug, und als sie den ersten Syndicus, den frühern Syndicus Balard und den bischöflichen Sekretär in den Gasthof gehen sahen, erriethen sie, daß man Farel vor den bischöflichen Rath führen werde. Alsbald hatten sie dies ihrem Anhange, den Frauen und den Leuten aus dem Volke mitgetheilt. Als die drei Reformatoren in Begleitung der drei Genfer aus dem Hause traten, stand schon ein kleiner Haufe vor dem „Tour-Perce.“ Dieser Haufe wurde immer größer, als sie durch die Straßen schritten, die von den Rhôneufern den Hügel hinaufführen, aber der Pöbel und die Frauen begnügten sich damit, Drohungen und Schmähungen gegen die Reformatoren auszustoßen: „Ce sont des cagnes, ce sont des cagnes qui passent;“ — was so viel sagen will, fügt Froment hinzu, als: „Es sind Hunde!“ Der Gegenwart der beiden Rathsherren hatten die Reformatoren es zu danken, daß sie sicher und gesund in die Stiftsherrenstraße gelangten und in das Haus des bischöflichen Vikars traten. Allein da die draußen und die inwendig im Hause Farel gleichermaßen den Tod geschworen hatten, schien ein Entrinnen für ihn unmöglich. Man ließ die drei Evangelisten etwas warten; die beiden Syndici waren nämlich vorangeeilt und verlangten von dem bischöflichen Rathe, daß man den Dienern Gottes kein Leid zufüge, wenn sie frei ihre Lehren verkündigten. Als dies Versprechen

gegeben war, wurden Farel, Saunier und Olivétan gerufen, und die beiden Rathsherren blieben in der Versammlung, um die Ordnung aufrecht zu erhalten.

Der Abt Vikar von Bonmont präsidirte; die Stiftsherren, die bischöflichen Beamten und die vornehmsten Priester saßen in ihren priesterlichen Gewändern zu seiner Rechten und Linken. Der einfach aber anständig gekleidete Missionar trat vor; ihm folgten seine beiden Freunde, und alle drei blieben vor der Versammlung stehen. Der Official, der Herr von Veigy, ein gelehrter und beredter Mann, hatte den Auftrag erhalten, das Wort zu führen. Er sagte demnach: „Wilhelm Farel, sage mir, wer hat dich geschickt? Um welcher Ursache willen kommst du hieher, und kraft welcher Autorität redest du?“ Nach Veigy's Meinung mußte der Prediger von einer römisch-katholischen Autorität gesandt sein. Farel antwortete einfach: „Gott hat mich gesandt, und ich komme, um sein Wort zu verkündigen.“ — „Armer Wicht!“ sagten die Priester und zuckten die Achseln. Der Official fuhr fort: „Gott sendet dich, sagst du. Wie denn? Kannst du uns ein augenscheinliches Zeichen geben, daß du von ihm kommst? Willst du uns, wie Moses vor Pharao, durch Wunder beweisen, daß du wirklich von Gott gesandt bist? Kannst du das aber nicht, wohlan, so zeige uns dein Erlaubnißschreiben von unserm hochwürdigen Prälaten, dem Bischof von Genf. Noch nie hat ein Prediger in seiner Diöcese ohne seine gnädige Erlaubniß gepredigt.“

Hier schwieg der geistliche Richter, dann betrachtete er den Reformator vom Kopf bis zu den Füßen mit verächtlicher Miene und sagte: „Du trägst kein Priestergewand, wie die, welche gewohnt sind, uns das Wort Gottes zu verkündigen. Du trägst die Kleidung eines Kriegsknechts und Räubers.... Wie erfrechst du dich denn zu predigen? Ist es nicht durch die Verordnung der heiligen Kirche den Laien verboten, öffentlich zu predigen bei Strafe der Exkommunikation? Das steht in den Dekretalien unserer heiligen Mutter Kirche.... Du bist also ein Betrüger und ein Bösewicht [1].“ Farel glaubte, daß er das Wort Gottes verkündigen müsse, weil Jesus Christus gesagt hatte: „Predigt das Evangelium allen Creaturen;“ er dachte, daß die rechten Nachfolger der Apostel die seien, welche sich nach dem Befehl Christi

---

[1]) La soeur J. de Jussie, le Levain du Calvinisme, p. 47.

hielten, und daß, wie Calvin sagte, der Papst zu Rom und sein ganzer Anhang kein Recht mehr auf die apostolische Nachfolge hätten, deren sie sich rühmen, weil sie sich nicht mehr um die Lehre Christi bekümmerten [1]). Allein die Geistlichen, vor denen er stand, ließen ihm keine Zeit zu reden. Endlich sahen sie ja den furchtbaren Ketzer vor sich, von dem seit vielen Jahren gesprochen wurde; die Worte des Officials hatten ihre Leidenschaften noch mehr aufgeregt, und sie konnten sich nicht länger halten. Sie zitterten vor Wuth und stampften mit den Füßen, bleich vor Zorn. Endlich bricht der Tumult los, alle reden zugleich und überhäufen den Reformator mit Schmähungen und Beleidigungen. Die Wuth reißt sie hin, sie springen auf, dringen auf ihn ein, zerren ihn nach rechts und links und rufen: „Komm her, abscheulicher Teufel Farel. Was willst du hier und dort die ganze Erde in Aufruhr bringen? Von wannen bist du? Von wannen kommst du? Bist du getauft? Was willst du hier? Sag' uns, auf wen du dich berufst bei deiner Predigt? Bist du es nicht, der in Aigle und Neufchâtel Luther's Ketzerlehre verbreitet und das ganze Land verwirrt hat? Wer hieß dich in diese Stadt kommen?" Lärm und Geschrei gestatteten weder Farel noch dem Generalvikar zu reden; man hörte die Waffen klirren, welche einige Priester ihrer Gewohnheit gemäß unter ihren Gewändern trugen. Stumm und unbeweglich stand Farel inmitten dieses brausenden Meeres. Endlich gelang es dem Herrn von Bonmont, seine Autorität geltend zu machen, er ließ seine Beisitzer ihre Plätze wieder einnehmen, und die Ruhe kehrte allmählich zurück [2]). Da erhob der Reformator stolz das Haupt und sagte mit größter Einfachheit: „Ihr Herren, ich bin kein Teufel; ich bin getauft im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, und wenn ich umherziehe, so geschieht es, um Jesum Christum zu predigen, und zwar den gekreuzigten, für unsre Sünden gestorbenen und um unsrer Gerechtigkeit willen auferweckten Jesum Christum, so daß, wer an ihn glaubt, das ewige Leben hat. Als Bote Jesu Christi muß ich ihn allen predigen, die mich hören wollen. Uebrigens habe ich kein anderes Recht zu reden als das, welches Gottes Befehl seinen Dienern giebt. Mein einziger Zweck ist, meinen Auftrag so

[1]) Calvin, Harmonie evangélique, I, p. 757.

[2]) Froment, Gestes de Genève, p. 5. — Msc. de Choupard.

zu erfüllen, daß alle Welt das Heil empfange, und nur um dieser Ursache, um keiner andern willen, bin ich in diese Stadt gekommen. Da man mich hieher geführt hat, um von meinem Glauben vor Euch Rechenschaft abzulegen, so bin ich dazu bereit, nicht nur zu dieser Stunde, sondern jederzeit, wenn es Euch gefällig ist, mich ruhig anzuhören. Was ich gepredigt habe und was ich predige, ist die lautere Wahrheit und keine Ketzerei, und das werde ich bis in den Tod behaupten. Was aber Euren Vorwurf betrifft, daß ich die Erde und im besondern diese Stadt verwirre, so antworte ich, wie Elias dem Ahab: Du bist's, o König, welcher Israel verwirrt, nicht ich verwirre Israel. Ja, Ihr und die Euch angehören, Ihr verwirrt die Welt mit Euren Traditionen, Euren menschlichen Erfindungen und Eurem zügellosen Leben [1])."

Erstaunt über die ruhigen, einfachen, freimüthigen und kräftigen Worte des Reformators, hatten die Priester ihn bis dahin schweigend angehört, aber sobald er von ihren menschlichen Erfindungen sprach und von ihren regellosen Sitten, drangen ihnen die Worte wie ein Dolch ins Herz, und ihr böses Gewissen regte sich. Man hätte meinen sollen (nach dem Ausdruck eines Reformators), daß die höllischen Geister sie umschwirrten und ihnen keine Ruhe ließen. „Sie schossen feurige Blicke auf Farel, bissen die Zähne zusammen," sagt ein Manuscript, „und einer von ihnen erhob sich und rief wüthend aus: „Er hat gelästert, wir bedürfen keiner Zeugen weiter, er ist des Todes schuldig. Blasphematur, non amplius indigemus testibus, reus est mortis." Das war das Signal zu einer noch wilderen Scene, als die erste. Alle sprangen abermals auf, einige von Stolz und Heftigkeit getrieben, andre, weil sie die Sache der Religion aufrecht halten zu müssen glaubten, und riefen: „In die Rhône, in die Rhône! Er muß sterben! Es ist besser, daß dieser böse Luther getödtet werde, als daß man ihm gestatte, das ganze Volk zu verwirren [2])." Waren diese Worte auch nicht dieselben, welche der Hohepriester gegen Jesum gebrauchte, so waren sie doch sehr ähnlich. Farel gedachte daran. „Redet die Worte Gottes und nicht

---

[1]) Froment, Gestes de Genève, p. 6. — Msc. de Choupard. Choupard hat einige Züge, die sich in Froment nicht finden.

[2]) Froment, Gestes de Genève, p. 7. — »In Rhodanum, in Rhodanum! unum hunc Lutherum necari praestat.« (Msc. von Turretini, Berner Bibliothek.)

die des Kaiphas," rief er aus. Bei diesen Worten hielten sich die wüthenden Priester nicht länger. Alle erhoben sich zugleich und schrieen mit lauter Stimme: „Tödtet, tödtet diesen Lutheraner, tödtet, tödtet diesen Hund!" Dom Bergéri aber, der Prokurator des Kapitels, der noch aufgeregter war als die übrigen, ermunterte sie noch durch den Ruf in seinem savoyischen Patois: „Tapa, tapa!" (was so viel heißt als: „Schlagt zu, schlagt zu!" fügt Froment bei). Und sogleich wird das Wort zur Ausführung gebracht; man umringt die drei Reformatoren, einige nehmen Farel, andere Saunier, noch andere Olivétan, sie schimpfen, stoßen, speien ihnen ins Gesicht und dringen mit Faustschlägen auf sie ein; sie schreien, der eine dies, der andre das, es war ein wahrer Höllenlärm. In all diesem Tumulte bewahrten Farel und seine Freunde musterhafte Geduld und Mäßigung." Indessen schämten sich doch der Abt von Bonmont und die beiden Syndici, Hugues und Balard, ja selbst einige Priester dieses Auftritts und suchten ihm ein Ende zu machen. „Das ist nicht wohlgethan," sagte der Abt, „haben wir sie nicht auf T r e u und G l a u b e n hiehergeholt?" Und der Syndicus Hugues, ein gerechter, feuriger und energischer Mann, brach endlich, ganz empört über das Benehmen der Geistlichen, in die Worte aus: „Ihr seid abscheuliche Menschen, wir haben Euch diese Männer auf Euer Versprechen zugeführt, daß ihnen kein Leid geschehen solle, und jetzt wollt Ihr sie in unserm Beisein morden und tödten.... Ich werde die großen Glocken läuten lassen, um den allgemeinen Rath zusammenzurufen. Das versammelte Volk soll entscheiden".... Wirklich ging Hugues hinaus, um seine Drohung auszuführen, als der andre Rathsherr, Balard, der alles zu verhindern suchte, was die Sache Roms compromittiren konnte, sich bemühte, ihn zu beruhigen. Doch hatte die Drohung des Syndicus ihre Wirkung gethan; die Priester, welche der Gedanke an eine allgemeine Versammlung der Bürger erschreckte, da sie vielleicht den Beschluß, aus Genf ausgewiesen zu werden, fürchteten, kehrten etwas beschämt auf ihre Sitze zurück. Der Abt benutzte diese abermalige Ruhe und forderte Farel und seine Freunde auf, sich zurückzuziehen, damit der bischöfliche Rath überlegen könne. Mit Speichel bedeckt und von Faustschlägen arg zugerichtet, ging Farel hinaus [1]).

---

[1]) »Sputis madidatus et pugnis contritus.« (Spanheim, Geneva restituta.) — Froment, Gestes de Genève, p. 5, 6, 7. — Msc. de Choupard, de Roset, etc.

Während sich die hohe Geistlichkeit so aufführte, bewegte sich, wie wir schon gesagt haben, die niedere Geistlichkeit in den Straßen, und ungefähr 80 Priester hatten sich vor dem Hause des bischöflichen Vikars versammelt, alle „wohl mit Waffen oder Stöcken versehen, um den heiligen katholischen Glauben zu vertheidigen, und bereit, für selbigen zu sterben.“ Diese den ersten Kirchenvätern unbekannte Art der Vertheidigung wird uns durch die würdige Schwester Johanna de Jussie mitgetheilt. Die Priester waren starke, entschlossene Männer, sie hatten ein Complott gemacht und waren nun da, um es zur Ausführung zu bringen. „Sie wollten,“ fügt die Schwester Johanna hinzu, „diesen Bösewicht und seine Mitschuldigen eines kläglichen Todes sterben lassen [1].“ Das war die Heldenthat, die sie vorhatten, ihr hochverdienstliches Werk, und um es zu vollenden, schlossen sie sorgfältig das Haus des Großvikars ein. Sie besetzten den Platz des Puits Saint-Pierre und die Stiftsherrenstraße, und waren selbst in den Hof und Garten des Herrn von Bonmont gedrungen, so daß Farel und seine Freunde ihnen unmöglich entgehen konnten. Die fanatische aufgeregte Menge, die schon einige Zeit versammelt war, begann endlich darüber ungeduldig zu werden, daß die bischöfliche Rathssitzung sich so sehr in die Länge zog. Farel und seine beiden Freunde, die man in eine große Gallerie hatte treten lassen, hörten die erhobenen Stimmen einiger Mitglieder des Rathes und das betäubende Geschrei der Menge, die den Hof füllte. Aber es drohte ihnen noch eine andre Gefahr.

Ein Diener des Großvikars, Franz Olard, genannt Ginin, ein heftiger Mensch, stand mit einer Büchse in der Hand am Ende der Gallerie als Schildwache. Er hatte den Tumult im Innern des Saales gehört, und das Geschrei draußen regte ihn auf und erhitzte ihn. War dieser Farel nicht ein Feind seines Herrn, ein Ketzer, dem jeder den Tod wünschte? Seine Waffe war geladen, er zielt und drückt ab. War Olard zu diesem Zwecke von den Priestern aufgestellt, wie die Chroniken sagen, oder war er noch fanatischer als seine Herren, wie die Diener der geistlichen und politischen Korporationen es häufig sind, und handelte er aus eigenem Antriebe? — wie dem auch sein mag, er drückte ab, das Pulver auf der Pfanne blitzte auf, aber der Schuß ging nicht

[1]) La soeur J. de Jussie, le Levain du Calvinisme, p. 17.

los. Farel wandte sich nach ihm um und sagte kaltblütig: „Ich zittere nicht vor einer Kugel, deine Kugeln jagen mir keine Furcht ein.“ — „Wahrlich,“ sagten seine Freunde, „Gott hat nach seiner Güte den Schuß abgewandt, um Meister Wilhelm für noch furchtbarere Kämpfe zu erhalten [1]).“

Unterdessen wurde die Berathung in der bischöflichen Versammlung fortgesetzt, und viele stimmten dafür, Farel zu tödten. Man weiß nur zu wohl, daß die Ketzerei in diesem Jahrhundert mit dem Tode bestraft wurde. Aber die Rathsherren hoben aufs nachdrücklichste die Gefahren hervor, denen man sich aussetzte, wenn man so mit der ganzen Strenge der Gesetze gegen den Prediger der Herren von Bern verführe. Und ihre Ansicht drang durch. Als die Reformatoren wieder hereingeführt waren, sagte der Großvikar: „Wilhelm Farel, verlaß das Haus und unsere Versammlung und räume binnen sechs Stunden die Stadt mit deinen beiden Gefährten bei Strafe des Feuertodes. Und wisset, daß Ihr es nur unsrer Milde und unsrer Rücksicht für die Herren von Bern zuzuschreiben habt, daß wir kein strengeres Urtheil gegen Euch gefällt haben.“ — „Ihr verurtheilt uns, ohne uns zu hören,“ sagte Farel, „ich fordere ein schriftliches Zeugniß, damit ich in Bern beweisen kann, daß ich meine Pflicht gethan habe.“ — „Das bekommt Ihr nicht,“ antwortete der Abt. „Und nun geht alle ohne Widerrede [2]).“

Als die vor dem Hause versammelten Priester und das Volk hörten, daß Farel erscheinen würde, entstand ein allgemeines Drängen und Stoßen, und leidenschaftliches Rufen und Schreien wurde laut. Es scheint, als ob Farel, der dies hörte und wohl wußte, was ihm draußen bevorstand, einen Augenblick zögerte. Wahrlich, es war eine feierliche Stunde, vielleicht seine letzte: „Der Elende wagte nicht hinauszutreten,“ sagt Schwester Johanna, die spätere Aebtissin von Annecy, „denn er hatte den Lärm gehört, den die frommen Leute vor der Thür machten, und er fürchtete, daß sie ihn tödten würden.“ — Zwei Stiftsherren, welche sahen, daß Farel zögerte, fuhren ihn mit heftigen Reden an: „Da du nicht gutwillig und in Gottes Namen gehen willst, so

---

[1]) »Ictus tamen divina bonitate aversus, Deo servum suum certo periculo eripiente.« (Spanheim, Geneva restituta, p. 43.) — Froment, Gestes de Genève, p. 3. — Msc. de Roset, liv. III, ch. 1.

[2]) La soeur J. de Jussie, le Levain du Calvinisme, p. 48.

geh' in aller Teufel Namen, deren Diener und Knecht du bist....."
So sprachen einige fanatische Priester. Für sie existirte Gott nur in ihrer Kirche, und es gab für den Sünder kein Seelenheil als im Meßopfer; die Einbildung ersetzte bei ihnen den Verstand, die Leidenschaft trat an Stelle des Gefühls. Von dem lebendigen Glauben, der Farel und seine Freunde beseelte, hatten sie keinen Begriff und hielten dieselben für Gottlose. Da sie die heilige Autorität der weisen Lehren der Schrift bei Seite ließen, galten ihnen ihre leidenschaftliche Anhänglichkeit an ihre Kirche und ihr übertriebener Eifer, der sie fortriß, als einzige Richtschnur. Aber in ihrer maßlosen Wuth begnügten sie sich nicht nur mit Schmähungen. Die Schwester von Sancta Clara verschweigt ihre Heldenthaten nicht. Sie sagt: „Einer von ihnen gab ihm einen derben Fußtritt und der andere tüchtige Faustschläge auf den Kopf und ins Gesicht, und sie trieben ihn in großer Verwirrung mit seinen beiden Gefährten hinaus [1])."

So gelangten Farel, Saunier und Olivétan ins Freie und entkamen den Mißhandlungen jener hochwürdigen Herren. Aber als sie von den Stiftsherren zur Thür hinausgeworfen waren, kamen sie von der Charybdis in die Scylla. Noch strafwürdigere Auftritte des religiösen Fanatismus erwarteten sie. Priester, Kaplane, Sakristane und der wüthende Pöbel, die sich auf der Straße zusammengeschart hatten, schrieen, pfiffen, brüllten und heulten; einige schwangen drohend ihre Waffen. Es war gleichsam ein furchtbarer Orkan, der alles verheeren zu wollen schien. Aber es war ein Sturm von Menschen, und ein solcher ist vielleicht noch schrecklicher, als die Stürme auf dem Meere:

Venti velut agmine facto,
Qua data porta ruunt, et terras turbine perflant
Insequitur clarmorque virûm, stridorque rudentum [2])!

Plötzlich gerieth die Menge in Bewegung; einige, welche dem Rathhaus zunächst standen, drängten sich erschrocken an ihre Genossen — denn es nahte die bewaffnete Macht. „Jetzt kamen die Herren Syndici und die ganze Besatzung der Stadt mit ihren Hellebarden dazu. — „Ihr

[1]) La soeur J. de Jussie, le Levain de Calvinisme, p. 47, 48.

[2]) .... wo das Thor sich öffnet, da stürzen die Winde Wie zum Kampfe heraus und durchwehn im Wirbel den Erdkreis .... Da erhebt sich der Männer Geschrei und das Knarren der Taue! (Virgils Aeneide I, 82, 83, 87.)

Herren von der Kirche," sagten sie, „macht keinen dummen Streich!" Man ließ sie durch. — „Wir kommen, um Gerechtigkeit zu üben," fügten die Rathsherren hinzu. Und damit nahmen sie den „armen Wicht" und die beiden andern in die Mitte ihrer Hellebardiere, und alle zogen nach der Richtung des „Tour=Perce" ab. Die Menge trat rechts und links zur Seite, um der Eskorte Platz zu machen. Die Priester aber (80 an der Zahl) hielten sich zusammen und bildeten eine aufgeregte, düstere Gruppe, sie stellten sich so auf, daß die drei Diener des Herrn auf ihrem Wege nach dem Gasthof an ihnen vorüber mußten. Sie hatten gehört, daß Farel und seine Freunde aus der Stadt ausgewiesen werden sollten; „aber diese guten Priester konnten sich damit noch nicht zufrieden geben," sagt Schwester Johanna. Da der Syndicus und der bischöfliche Rath sich weigerten, ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so waren sie entschlossen, selbst Hand anzulegen. Als die drei Prediger an dem schwarzen Haufen vorüberkamen, stürzte ein Priester mit dem Schwerte in der Hand auf Farel los, um es ihm durch den Leib zu rennen [1]). Aber einer der Syndici, der neben dem Reformator herging, sah es, fiel dem Mörder in den Arm und hielt ihn zurück. Diese Handlung des Rathsherrn verdroß die Frommen aufs äußerste. Die Laien, welche die Geistlichkeit hinderten, ihre Gegner zu tödten, waren in ihren Augen Gottlose. „Viele waren mißvergnügt, daß der Streich nicht gelang," sagt die gute Schwester naiv. Die Hellebardiere schlossen darauf ihre Reihen dichter, trieben die Priester und ihre Creaturen zurück, und die Reformatoren setzten ihren Weg fort. Da der Pöbel nun einsah, daß er den Lutheranern nichts anhaben konnte, entschädigte er sich durch Schreien. In allen Straßen, durch die der Zug ging, riefen Männer und Weiber, man solle sie in die Rhône werfen. Endlich erreichte der Zug den „Tour=Perce," die Reformatoren gingen hinein, und die Syndici ließen dort eine Wache zurück.

Es war kein Zweifel übrig, Farel und seine Freunde mußten abreisen. Sie hätten sich vielleicht vom Schmerz überwältigen lassen, „inmitten ihres Werks erliegen" können, aber ihr Meister hatte ja gesagt: Wenn man Euch nicht aufnimmt, so geht zur Stadt hinaus. Das Einzige, was sie betrübte, war der Gedanke an die edlen Männer,

---

[1]) La soeur J. de Jussie, le Levain du Calvinisme, p. 48.

die ihnen Gehör geschenkt hatten, und Farel war fest entschlossen, sie nicht aufzugeben. Nöthigte ihn jetzt auch das Ungewitter zur Abreise, so wollte er doch den ersten ruhigen Augenblick benutzen, um in Genf dem Evangelium Eingang zu verschaffen, da sich viele Hugenotten von ganzem Herzen danach sehnten. Am folgenden Tage, den 4. October, standen einige Bürger, Freunde des Reformators, sehr früh auf, ließen am Molard ein Boot in Bereitschaft setzen und begaben sich nach dem „Tour-Perce," um die Evangelisten zu holen. Sie hatten gehofft, wenn dieselben zu so früher Stunde ihre Reise anträten, würden sie nicht bemerkt werden. Aber die Partei der Priester war eben so zeitig auf den Beinen, wie sie. Einige standen schon vor der Thür; ja, es ist wahrscheinlich, daß sie die ganze Nacht hindurch Wache gehalten hatten, aus Furcht, die Hugenotten möchten die Dunkelheit benutzen, um die Diener Gottes entrinnen zu lassen. Als Claude Bernard, Ami Perrin, Johann Goulaz und Peter Verne, alle vier gute Hugenotten, das Wirthshaus erreichten, gaben sie ein Zeichen, man öffnete ihnen und sie traten hinein. Während einige Augenblicke vergehen, versammelte sich eine gute Anzahl Bürger und Priester in dem Theil der Rhônestraße, die von dem „Tour-Perce" nach dem Molard führte. Bald that sich die Thür des Wirthshauses auf, und diesmal erscheinen die vier Hugenotten in Farel's und Saunier's Begleitung. Bei ihrem Anblick geräth die Menge in Bewegung. „Die Teufel wollen fort," riefen die Priester; doch schreiten die beiden Evangelisten mit ihren vier Freunden vorwärts. Farel wollte die ihn umgebende Menge anreden „beim Scheiden aus der Stadt," aber Perrin ließ es nicht zu und stellte ihm vor, daß er vorwärts gehen und sich beeilen müsse, da die Priester ihm wohl den Weg versperren könnten. Am Ufer des Flusses angelangt, bestiegen die Reformatoren endlich mit ihren Beschützern das Boot. Alsbald ruderten die Bootsknechte mit aller Macht, und das Volk, welches scharenweise am Ufer stand, mußte sich mit einigem Schreien zufrieden geben. Perrin, der einen Angriff fürchtete, wollte weder in den Städten noch in den Dörfern des Waadtlandes anlegen lassen. Das Boot schoß schnell dahin, und endlich landete man an einem einsamen Gestade zwischen Morges (Morsee) und Lausanne. Alle betraten das Ufer und umarmten sich; dann kehrten die Genfer nach Genf zurück, und die Reformatoren begaben sich nach Orbe und von da nach Grandson.

Neuntes Kapitel.

Eine Reise nach den Thälern von Piemont und Kämpfe im Lande Neufchâtel.

(Letzte Monate des Jahres 1532.)

Farel, der so aus Genf vertrieben war und doch ein Herz voll Liebe für die besaß, die er hatte verlassen müssen, sann nun auf Mittel, sie zu evangelisiren, und wie ein geschickter Feldherr rüstete er sich, während er seinen Rückzug bewerkstelligte, zu neuen und glücklicheren Kämpfen. Nachdem er die Christen in Orbe und Grandson begrüßt hatte, begab er sich nach dem südlichen Ufer des Neufchâteller Sees in ein Dorf Namens Yvonand, wo sich ein junger 22jähriger Christ, Anton Froment, aufhielt. Derselbe war im Jahre 1510 im Thale von Frières in der Dauphiné geboren, nur ein Jahr jünger als Calvin und Farel's Landsmann. Der Reformator lud verschiedene Evangelisten zu einer Zusammenkunft in jenem Dorfe ein, und gegen die Mitte des October sah man Olivétan anlangen, der nach der Abreise seiner beiden Freunde nicht in Genf hatte bleiben können; Adam, Martin (vielleicht Martin Gonin des Vallées), Guido (jedoch nicht Guido oder Guy de Brès, den belgischen Reformator), die mit Farel, Saunier, Froment und einigen andern ein kleines Concil dort hielten. Farel legte auf demselben von seiner Mission Rechenschaft ab, erzählte von seiner Reise in die Thäler von Piemont und beschrieb dann den Sturm, den sein Auftreten in Genf hervorgerufen hatte. Alle betrachteten den flüchtigen Evangelisten voll Theilnahme, der wie durch ein Wunder den Gewaltthätigkeiten der Genfer Priester entgangen war. Besonders Froment verwandte kein Auge von dem Reformator, jedes Wort Farel's machte auf ihn den lebhaftesten Eindruck, und voll Unwillen über die Diener des Papstthums, wurde er von Mitleid ergriffen mit dem Schicksal der Hugenotten, welche die Umtriebe der Geistlichkeit um die Schätze des Wortes Gottes brachte. Da sah Farel ihn fest an und sagte: „Geht und versucht, ob Ihr Eingang in Genf finden könnt, um dort zu predigen [1]).“ Froment wurde bestürzt und verwirrt. Er besaß Kenntnisse und Talente; aber er war

---

[1]) Froment, Gestes de Genève, p. 10.

jung, ohne Erfahrung und hatte nicht die Charakterfestigkeit, die Ausdauer, durch welche die andern Reformatoren sich auszeichneten. Bei lebhaftem Gefühl und glänzender Phantasie war sein Charakter schwankend und ein wenig leicht; man hat gemeint, daß ihn vielleicht mehr noch der Anblick der Excesse Roms, als der inwendige Zug zum Worte Gottes der Reformation in die Arme geführt hatten.

„Ach, mein Vater," sagte er zu Farel, „wie sollte ich den Feinden die Spitze bieten, vor denen Ihr selbst habt fliehen müssen?" — „Mache den Anfang," antwortete Farel, „wie ich ihn in Aigle gemacht habe, wo ich zuerst als Magister auftrat und die kleinen Kinder unterrichtete, so daß mir die Priester selbst die Erlaubniß ertheilten, zu predigen. Freilich bereuten sie das bald, und mich dünkt, ich höre es noch, wie der Vikar ausrief: O, ich wollte lieber, ich hätte meine Hand verloren, als daß ich diesen Menschen eingeführt hätte ... denn er wird uns unser ganzes Spiel verderben. Aber es war zu spät; das Wort Gottes hatte sein Werk begonnen; die Messe und die Heiligen fielen." — Froment, der damals von Feuereifer glühte, fing an, sich mit dem Gedanken etwas vertraut zu machen, in die Stadt zu gehen, die alle Propheten verjagte. Farel merkte das; er drang in ihn und ermuthigte seinen Schüler, indem er ihn an die großen Gefahren erinnerte, die sie gemeinsam überstanden hatten. „Lieber Froment," sagte er, „du fürchtest die Herren in Genf, aber warst du nicht bei mir, als ich in den Gegenden von Bienne, im Gebirge, im Thale von St. Imier, in Tavanne und in der Nähe des Berges (Pierre Pertuis), den Julius Cäsar durchbrechen ließ, das Evangelium pflanzte? — Warst du nicht bei mir, als ich nach Neufchâtel ging und auf den Plätzen und Straßen, so wie in den umliegenden Dörfern predigte? Erinnerst du dich nicht, wie oft wir unsere Zinsen bekamen, will sagen Schläge und Schmähreden, besonders einmal in Valengin, wo mein Blut über vier Jahre lang an den Steinen eines kleinen Gotteshauses sichtbar geblieben ist, neben welchem Priester und Frauen auf mich losschlugen, indem sie meinen Kopf gegen die Mauern drängten, dergestalt, daß sie uns auf ein Haar beide getödtet hätten [1])?" Diese Erinnerungen waren nun freilich wenig ermuthigend.

---

[1]) Froment, Gestes de Genève, p. 10, 11. — Das Manuscript von Chouparb (p. 490) nennt Anton Boive, der auch aus der Dauphiné war, als Gefährten

Etliche unterstützten Farel, allein andere meinten, der zweiundzwanzigjährige Jüngling sei doch noch sehr jung, um in diesen furchtbaren Abgrund geschleudert zu werden.... denn Genf jagte ihnen Furcht ein. Auch konnte Froment sich noch nicht entschließen, den Versuch zu wagen. Farel aber beschäftigte noch ein anderer Gedanke.

Der fromme Reformator war noch ganz voll von der herrlichen Synode in den Thälern Piemonts, wo man die Uebersetzung der Bibel beschlossen hatte. Schon mehrfach hatte er Olivétan dringend gebeten, dies große Werk zu übernehmen; jetzt erneuerte er sein Gesuch, sei es, daß es in der Versammlung oder unter vier Augen geschah. Nahe bei Yvonand liegen Hügel, die eine Art Labyrinth um einen kleinen Fluß bilden. Schöne Wälder mit majestätischen Eichen strecken ihre Zweige in beträchtlicher Höhe gen Himmel, so daß man unter einem weit ausgedehnten Laubgewölbe sich ergehen kann, woher diese Gegend den Namen Arkadien erhalten hat. War es in einem abgelegenen Stübchen, oder etwa in jenen Wäldern, während das dürre, vom Herbst schon abgeschüttelte Laub zu ihren Füßen rauschte, daß Farel Olivétan aufs neue mit Bitten bestürmte? Ich weiß es nicht. Wie dem aber auch sei, er bat nicht nur, er bestürmte ihn geradezu [1]); aber Olivétan machte es wie Froment in Betreff Genf's, er wiederholte seine abschlägige Antwort; er wolle sich auf solch ein Wagestück nicht einlassen. „Wie sollte ich die hebräische und griechische beredte Sprache im Französischen wiedergeben," sagte er, „das im Vergleich mit jenen eitel Barbarei ist? Wahrlich, das ist eben so schwierig, als wenn man der lieblichen Nachtigall den Gesang der heisern Raben beibringen wollte [2])..." Farel suchte ihm Muth zu machen, und er konnte das wohl, denn Olivétan's Styl ist für die Zeit, der er angehört, von bemerkenswerther Eleganz. Aber nun brachte Calvin's Vetter andre Gründe vor, er hatte allerlei Besorgnisse. „Mit einem solchen Unternehmen," sagte er, „ist es wie mit einem für das Publikum aufgeführten Gebäude, wo jeder nach seinem eignen Gefallen tanzen möchte. Von allen Seiten würde ich von Tadelnden, Verbessernden und Verleumdern umringt werden. Unsere

---

Farel's. Haben etwa beide Anton den Reformator begleitet? Das ist das Wahrscheinlichste. (S. Gesch. d. Ref. IV, B. XV, K. 7.)

[1]) Bible d'Olivétan, Apologie du translateur.

[2]) *Ibid.*

Freunde werden freilich nicht dazu gehören, dessen bin ich gewiß, aber unbarmherzige Fremde, die über den Punkt auf dem J philosophiren und tausend falsche Beschuldigungen erheben werden [1])." — „Aber der heilige Hieronymus hat doch solche Arbeiten unternommen," sagte Farel. — „Der heilige Hieronymus," rief Olivétan, „wahrlich, dem ist es schwerer geworden, solchen Leuten zu antworten, als sein ganzes Werk zu schreiben. Wie sollte ich das aber anfangen, der ich nur ein kleiner Knappe, ein Lakai neben einem solchen Ritter bin [2])?" Aber Farel setzte ihm so zu, daß Olivétan sich gleichsam gepreßt (étreint) sah und es unternehmen mußte. Er gab also das Versprechen, und man wußte wohl, daß er hielt, was er versprach.

Farel hatte einen großen Sieg errungen. Die französischen Kirchen sollten eine gute Uebersetzung der heiligen Schrift erhalten. Aber eine Reise war nothwendig. „Geht über die Alpen," sagte er zu seinem Freunde, „geht in die Thäler der Waldenser und verständigt Euch mit den Brüdern über diese Uebersetzung." Dann wandte er sich an andere Mitglieder der Synode und sagte: „Und Ihr, Adam, Martin und Guido, geht mit ihm und predigt den Waldensern das Wort, das ihre Irrthümer berichtigt."

Diese Sendung, welche die Herausgabe der Bibel in französischer Sprache zur Folge haben sollte, war nicht ohne Wichtigkeit, hatte aber ihre Gefahren. Die Evangelisten gedachten den geraderen Weg über den St. Bernhard einzuschlagen, aber ehe sie den Genfersee erreichten, mußten sie durch das Gebiet des Herzogs von Savoyen. Nun war es dem Herzog, dem Grafen von Challans und dem Herrn von Bellegarde durchaus nicht genehm, daß die Waldenser in den Thälern von Piemont sich an die schweizer Reformatoren anschlossen. Die vier Freunde gedachten deshalb bei Nacht zu reisen. Nachdem sie mit Farel und den andern Freunden in Yvonand ihr Abendessen eingenommen hatten, machten sie sich sogleich auf den Weg. Es war in den letzten Octobertagen; sie schritten im Finstern dahin in Begleitung eines der Gegend kundigen Führers. Glücklich vollendeten sie ihre nächtliche Reise und gelangten am andern Tage vor Mittag nach Vevey. Alsbald redeten sie von

---

1) Bible d'Olivétan, Apologie du translateur.

2) *Ibid.*

Christo, denn sie wollten nicht im Müßiggange und Nichtsthun ihre Kraft verlieren [1]). Von Vevey kamen sie nach Aigle, und als sie dort die evangelischen Christen der Stadt zu ihrem Empfange versammelt fanden, sprach Adam zu ihnen: „Ich grüße Euch in Christo und ermahne Euch, einander aufzurichten, wie es Brüdern und Dienern des Wortes der Wahrheit geziemt [2]).“

Als sie sich in der Nähe des hübschen Dorfes Bex befanden, unter den Nußbäumen und den Obstgärten, welche in der Nähe liegen, dem malerischen Dent de Morcles und dem prächtigen Dent du Midi gegenüber, wurde Martin von einem ernsten Unwohlsein befallen. Sogleich suchten die Brüder nach einem Hause, das den Kranken aufnehmen könnte, aber ach, der Ort war so arm, daß kein passendes Zimmer ausfindig zu machen war, um ihn unterzubringen [3]). Traurig und rathlos standen Olivétan, Adam und Guido am Wege neben ihrem leidenden Freunde. Da sagte ihnen jemand, daß eine Stunde weiter zurück im Dorfe Ollon ein Geistlicher Namens Claude wohne, der sie sehr gern bei sich aufnehmen würde. Sie kehrten also wieder zurück und gelangten nach Ollon, in jene schattenreiche Gegend, welche sich am Fuße des Berges ausdehnt, auf dem die schönen Punkte Chésières und Villars liegen. Sie fragen nach dem Hause des Pastoren, man zeigt es ihnen, und sie schleppen ihren Freund dahin. Sie klopfen an, Claude selbst öffnet ihnen die Thür, und beim Anblick eines bleichen, ohnmächtigen Mannes ladet er die Fremden sogleich ein, in seine Wohnung zu treten. Aber plötzlich lassen sich eilige Schritte hören, eine Person erscheint, roth vor Zorn und mit funkelnden Augen, eine heftige, böse, unbarmherzige Frau mit unerschöpflichem Redefluß: es war die Gattin des armen Pastoren. Sie schreit und gestikulirt; statt Gesittung und Milde zu zeigen, wie die Schrift sie verlangt, vergißt sie alle Zurückhaltung und ergeht sich in Schmähreden. „Was ist das!“ ruft sie aus, „ein Kranker?...

---

[1]) »Ab Yvoniaco, a coena solvimus, et Viviacum venimus pransum, *ubi de Christo locuti sumus* ....« (Adam an Farel des Vallées, den 5. November 1532, Msc. von Chouppard.) Der Brief, dem wir diese Details entnehmen, war bis jetzt nicht bekannt.

[2]) »Ut si monerent invicem quemadmodum fratres et verbi veritatis ministros decet.« (*Ibid.*)

[3]) »Nullum erat cubiculum.« (*Ibid.*)

Wenn du den aufnimmst, so verlasse ich dich[1])." Claude wagte kein Wort zu sagen; die Megäre aber schrie noch ärger, und endlich wandte sie ihrem Manne und den Fremden den Rücken und ging mit einem schrecklichen Lärm davon[2]). Der arme Claude war tief betrübt und beschämt. „Wir wollen keinen Anlaß geben zu einer Ehescheidung," sagte Adam, „wir wollen wieder fortgehen[3])." Und der Pastor, ein guter, aber schwacher Mann, wußte seine Frau nicht zur Vernunft zu bringen und ließ sie gehen.

So öffnete sich nicht ein einziges Haus, um den verscheidenden Missionar aufzunehmen, und die armen Evangelisten waren recht niedergeschlagen. „Laßt uns Muth fassen," sagte Adam, „und eiligst die Alpen zu erreichen suchen[4])." Wirklich machten sich die vier Reisenden wieder auf den Weg, Martin ohne Zweifel auf einem Pferde; als sie aber Martigny hinter sich hatten und am Fuße des Gebirges ankamen, verschlimmerte sich das Uebel. Martin war dem Tode nahe; Olivétan hatte eine Unterleibsentzündung, und Guido war von der Anstrengung erschöpft; nur Adam war noch gesund. Aber bald wird auch er ergriffen von der Cholera (das ist der Ausdruck, den er selbst gebraucht)[5]) und glaubte von der Erde scheiden zu müssen. Von Schmerzen gefoltert, schleppten sich die vier Missionare am Ufer des Stromes entlang, dessen brausende Wellen einzig die sie umgebende tiefe Stille unterbrachen. Wehmüthig hoben sie die Augen auf zu den riesigen Bergen, die zu erklimmen ihnen unmöglich schien, und suchten vergebens einen Zufluchtsort in der ärmlichsten Hütte. Doch blieb ihnen eins, die Treue ihres Herrn. „Gott," sagten sie zu einander, „läßt uns in die Grube fahren, wann es ihm gefällt, aber seine Gnade ist auch allmächtig genug, uns wieder auferstehen zu lassen[6])." In diesem Augenblick zeigte sich ihnen ein kleines Haus; sie näherten sich demselben, erzählten von ihrem Unglück, und o Wonne! man nimmt sie für ihr Geld auf. Gott, zu dem

---

[1]) »Verum uxor garrula et durae cervicis, pietate vacans, coepit minari marito de discessu. (Adam an Farel des Vallées den 5. November 1532, Msc. von Chouparb.)

[2]) »Furibunda abivit.« (*Ibid.*)

[3]) »Ne divortii causa essemus.« (*Ibid.*)

[4]) »Properamus ad Alpes.« (*Ibid.*)

[5]) »Quo moerore in pede Alpium me *cholera* tam crudeliter invasit.« (*Ibid.*)

[6]) »Gratia illius, qui quum videtur nos ducit ad inferos et reducit.« (*Ibid.*)

sie gerufen hatten, linderte ihre Krankheit, und am folgenden Tage konnten sie ihre Reise fortsetzen, anfänglich zwar mit schwachen Kräften, aber die Gebirgsluft stärkte sie bald.

Sie hatten außergewöhnliche Ausgaben machen müssen, und Adam, der die Kasse führte, und ihren Bestand untersuchen wollte, mußte lachen, als er des Resultates inne wurde. Ihre gute Laune begann zurückzukehren, als er seinen Freunden den ganz schmächtig gewordenen kleinen Beutel zeigte und scherzend zu ihnen sagte: „Ach, unsere Börse ist von eben so schrecklichen Schmerzen heimgesucht worden, wie wir, so daß sie fast nichts mehr im Leibe hat [1])." Sie erstiegen das Gebirge, und da sie der Ruhe bedurften, kehrten sie in eine zwischen Martigny und dem St. Bernhardskloster gelegene Herberge ein. Dort wurden sie bald auf einen Mönch jenes Klosters aufmerksam und näherten sich ihm in der Absicht, ungeachtet ihrer körperlichen Schwäche ihre Pflicht zu erfüllen. Sie redeten also mit ihm von Jesu Christo und der Gnade, die er den Sündern erweist. Der Mönch, welcher dem Augustinerorden angehörte, lauschte aufmerksam auf ihre Worte. Dann ließ er sich mit ihnen in ein Gespräch ein, und die Evangelisten trieben den Augustiner lebhaft mit der Schrift in die Enge. Er wurde ergriffen und überzeugt. „Ich will den Antichrist verlassen!" rief er. Alsbald nahm Adam Papier und Feder zur Hand, setzte sich an einen Tisch und schrieb; dann sagte er zu dem Bruder: „Hier ist ein Brief an Meister Farel, geht zu ihm, er wird Euch sagen, was Ihr zu thun habt." Darauf trennten sich die Evangelisten von dem Mönche. Bis auf unsere Zeit sind unter den Mönchen dieses Klosters Bekehrungen vorgekommen.

Endlich langten die Freunde bei den Waldensern an, welche voll Freude ihren liebreichen und wahrhaftigen Worten lauschten; ja Alpenhirten scheuten einen Weg von zwei Tagereisen nicht, um sie zu hören [2]). Diese armen Christen händigten dann dem Olivétan für den Druck der Bibel die für ihre Verhältnisse enorme Summe von 500 Thalern Gold ein und baten, daß man die Herausgabe doch beschleunigen möchte [3]). Auch verständigte

---

[1]) »At crumenae nostrae linteria coeperunt laborare tam aspera, ut nihil prorsus in illarum corpore remanserit.« (Adam an Farel, des Vallées, den 5. Nov. 1532, Msc. von Chouppard.)

[2]) »Veniunt a locis distantibus a nobis, itinere duorum dierum. (*Ibid.*)

[3]) »Ad typographum dati sunt quingenti aurei.« (*Ibid.*)

sich Olivétan mit den Barben. Hier endet diese Episode, welche vielleicht nur deshalb von Interesse ist, weil sie sich auf die Geschichte der französischen protestantischen Uebersetzung der heiligen Schrift bezieht.

Als Farel diese Nachrichten erhielt, waren seine Blicke auf eine andere Gegend gerichtet. Zu dem jungen, sanften Fabri, den der Reformator wie einen Sohn liebte, und der damals in der Stadt Neufchâtel predigte, kamen eines Tages Bauern, die aus dem Dorfe Bôle im Kirchspiel Boudry abgeordnet waren. Diese guten Leute baten ihn inständig, sich in ihrer Mitte niederzulassen. Der Pfarrer des Kirchspiels, obwohl ein rechtschaffener Mann, betrachtete das Evangelium nicht als die Verkündigung der Gnade, sondern als ein zweites, freilich vollkommneres Gesetz. Als er gehört hatte, daß die Reformatoren sich gegen die in der Kirche herrschende Verderbniß erhoben, hatte er sich anfangs ihnen zugewandt, aber bald war er stutzig geworden und hatte sich wieder zurückgezogen, als er sah, daß ihre neue Moral auf einem neuen Glauben beruhte. In der That sagten die Diener des Wortes, welche in jener Gegend predigten, das Evangelium habe an Stelle der todten Vorschriften des Gesetzes ein erneuerndes Wort gesetzt; die Religion Christi bestehe nicht in einem kirchlichen, durch die Priester gebotenen Formenwesen, oder gar in einer rein äußerlichen Moralität, sondern in einem neuen Herzen, von dem ein neues Leben ausgehe. Calvin sagte später: „Das Gesetz ist gleichsam die Grammatik, die, nachdem sie den Schülern die ersten Elemente beigebracht hat, dieselben zur Theologie oder irgend einer andern Wissenschaft schickt, damit sie fertig gebildet werden.“ Aber der Pfarrer von Boudry hätte sich äußerst glücklich geschätzt, wenn er bei seinen Pfarrkindern nur jene äußere Moralität gefunden hätte, die den Evangelischen nicht genügte. Als eifriger Lehrer des Gesetzes wandte er sich demnach gegen die Lehrer der Gnade, und da eilten einige fromme Männer des Ortes nach Neufchâtel.

Fabri folgte den guten Leuten, und der sanfte, gemäßigte Christ sah sich alsbald zu einem schweren Feldzuge berufen. Das Dorf Bôle war für den Reformator, die kleine Stadt Boudry für den Pfarrer. In dem Kirchspiel waren zwei Gotteshäuser, die Kirche und eine Kapelle, de Pontareuse genannt, welche an einem niedrigen, einsamen Platze lag. Die Regierung entschied, daß diese Kapelle beiden Parteien zum Gebrauche freistehen solle. Nun aber spannen mehrere Katholiken, die fana-

tischer waren als ihr Pfarrer, ein Complott an, sich dem Gottesdienste der Reformirten zu widersetzen. Am ersten Sonntag im November 1532 stiegen diese ruhig und fröhlich in das wilde Thal hinab, welches die Reuse durchfließt und wo sich noch einige Ueberreste der kleinen Kapelle finden. Sie traten hinein, setzten sich auf die Bänke, und Fabri bestieg die Kanzel. Unterdessen kamen die Katholiken, ungewöhnlicher Weise mit Schwertern umgürtet[1]), auch in die Kapelle und stellten sich, ohne ein Wort zu sagen, neben dem Altar auf. Fabri predigte.

Plötzlich läuteten die Glocken aus vollen Kräften und übertönten die Stimme des Predigers. Je mehr dieser bittet, man möge ihn doch zu Ende kommen lassen, desto ärger läuten die Katholiken im Kirchthurm... Da werden alle in der Kirche unruhig, klopfen und rufen... Bei dieser Unordnung und Entweihung schweigt Fabri und verläßt die Kirche. Kaum ist er hinaus, so eilen die Katholiken nach der Kirchenthür, schließen dieselbe und stürzen dann mit gezückten Schwertern auf die überraschten, waffenlosen und unschlüssigen Reformirten los[2]). Die Verwirrung war groß, aber das rettete die Unschuldigen. Keiner konnte Freund und Feind unterscheiden, jeder schlug auf den ersten besten los, den er vor sich hatte. Ein oder zwei Evangelische bemühten sich, die Thür zu öffnen, und endlich gelang es; sie traten ins Freie, aber nun wurde ihre Lage nur noch schlimmer. „Ihre Gegner, welche froh waren, daß sie sie endlich erkennen konnten, stürzten sich „wie Wölfe auf wehrlose Schafe," sagt ein Augenzeuge, „und schrieen und drohten ihnen mit dem Tode[3])." „So helfe uns Gott," riefen die armen hierhin und dahin versprengten Menschen. Endlich erreichten alle wunderbarer Weise, wiewohl mit zahlreichen Wunden, ihre Wohnungen. Wie glücklich waren sie, in Sicherheit zu sein: „Unser lieber himmlischer Vater hat für uns mit seiner Macht gestritten," sagten sie[4]). Jene Waffen und Stöcke aber hatten ihren Widerwillen gegen diese tyrannische Theokratie, welche

---

[1]) »Gladiis omnes ejusdem factionis praeter consuetudinem cincti.« (Fabri an Farel. — Msc. von Chouparb.) Die Details, welche wir diesem Briefe entnehmen, sind bis jetzt nicht mitgetheilt.

[2]) »Illi plusquam insani, recta iruerunt in nos, gladiis evaginatis.« (*Ibid.*)

[3]) »Lupina rabie, oviculos aggrediuntur, mortem minantes.« (*Ibid.*)

[4]) »Optimus pater qui pro nobis potenter adeo pugnavit.« (*Ibid.*)

die Menschen an Stelle des lieblichen Evangeliums Jesu Christi gesetzt hatten, nur gesteigert.

Am folgenden Tage begaben sich einige Reformirte nach Neufchâtel, Fabri's Ansicht entgegen, der die Hülfe vom Herrn und nicht von Menschen erwarten wollte. Freunden, denen sie auf dem Wege begegneten, erzählten sie von dem Ueberfall, dessen Opfer sie beinahe geworden wären. Da geriethen alle Dörfer zwischen Boudry und Neufchâtel in Bewegung, die Bauern von Auvernier und Colombier griffen zu den Waffen und hielten sich bereit, sich mit den Neufchâtellern zu verbinden, wenn diese ihren Brüdern zu Hülfe kämen [1]). Der Rath von Neufchâtel aber entschied, daß künftig das Gotteshaus von Pontareuse ganz den Reformirten gehören solle.

Doch die Katholiken waren entschlossen, sich nicht daran zu kehren. Am Weihnachtstage hatte der Priester schon zwei Messen vor der für die evangelische Predigt angesetzten Stunde gesungen, und in dem Augenblick, als die Reformirten anlangten, begann er kühn das Hochamt „mit großen und sehr langen Gesängen," obgleich fast niemand da war, es zu hören. Die Reformirten geduldeten sich, aber gerade als der Gottesdienst schloß und sie nun hofften, daß ihre Reihe gekommen sei, da sahen sie voll Erstaunen die Katholiken in Menge herbeiströmen. Nun wollte Fabri die Kanzel besteigen, aber es wurde ihm sehr schwer, der eine stieß ihn nach dieser, der andere nach jener Seite, und alle erhoben laut ihre Stimmen gegen ihn [2]). Als die Ordnung ein wenig wiederhergestellt war, ging einer der Reformirten hin, um dem Gebrauche gemäß, den Kelch zu nehmen zur Feier des heiligen Abendmahls. Der Priester aber, der in der Kirche geblieben war und alles beobachtete, was geschah, schauderte bei diesem Anblick, stürzte sich auf den armen Kirchendiener und entriß ihm das Gefäß, indem er laut über die Gotteslästerung aufschrie. Diesmal wollten die Freunde der Priester die Sache zu Ende bringen. „Einige stürzen, wie wüthende Löwen, auf die Reformirten los und bearbeiten sie mit gewaltigen Faustschlägen, und einer von ihnen sticht mit seinem Messer nach einem der Gouverneure (ver-

[1]) »Accincti ad arma toto spectarunt die si Neocomenses proficis cerentur.« Fabri an Farel. — Msc. de Choupard.

[2]) Gesuch der Herren Gouverneure von Bôle an die Herren Bürger von Neufchâtel. (Msc. de Choupard.)

muthlich ein Gemeinderath), aber Gott," fügt das Dokument, welches dies berichtet, hinzu, „wandte es so, daß nur das Kleid durchbohrt wurde." Dies beendet jedoch den Kampf noch nicht. Andere eilten in eine Kammer hinter dem Altar, wo sie dicke Stöcke versteckt hatten, und theilten rund umher arge Schläge aus. Die Frauen liefen in die Weinberge, rissen die Weinpfähle aus und brachten sie ihren Männern, die weder Stöcke noch Messer hatten. Einige aber verließen die Kapelle und holten Steine, um nach dem Geistlichen, der noch auf der Kanzel stand, zu werfen und ihn niederzuschmettern. Von allen Seiten drang man auf die armen Evangelischen ein und rief: „Elende Hunde!" Selbst der Weibel (sautier) von Boudry, dessen Pflicht es war, die Ordnung aufrecht zu erhalten, betheiligte sich am Kampfe, warf sein Amtskleid ab, schrie und prügelte noch ärger als die übrigen. Und der Priester, der das Gesetz so liebte, hatte plötzlich seinen Gleichmuth verloren; erhitzt und von Sinnen befehligte er im Wamms und barhaupt wie ein Räuber die Schlacht [1]). Als seine mit Musketen, Pfählen, Stoßdegen und anderen Waffen wohl versehenen Freunde sahen, daß die Reformirten sich um ihren Geistlichen geschart hatten, um ihm das Leben zu retten, stürzten sie sich auf den Haufen, um eine ganze Anzahl mit einem Male zu tödten. „Aber Gott wollte den Wolf auf dem Wege aufhalten," sagt das amtliche Dokument, und ihn in seine Höhle zurücktreiben. (Von dem Priester ist die Rede.) Die Reformirten wehrten die Schläge und Stöße, so gut es gehen wollte, mit den Händen ab, und es gelang ihnen, in ihre Häuser zu entkommen. Dort erzählten sie den Ihrigen, was vorgefallen war, und priesen Gott. „O," riefen sie tief bewegt, „es ist ein großes Wunder, daß wir keine Todte haben. Aber der Herr Jesus Christus ist ein guter Hirte, er hütet seine Schafe so wohl inmitten der Schwerter, des Feuers, der Löwen und des Todes, daß die Wölfe sie nicht aus seiner Hand reißen können [2])."

Während diese frommen und friedlichen Scenen in den evangelischen Häusern stattfanden, triumphirte der Pfarrer in der Kirche. Kaum war durch die Flucht der Reformirten die Schlacht zu Ende, als der

[1]) Gesuch der Herren Gouverneure von Bôle an die Herren Bürger von Neufchâtel. (Msc. de Choupard.)

[2]) *Ibid.*

Priester stolz auf seinen durch Steine und große Stöcke errungenen Sieg, den Pfahl, mit dem er sich bewaffnet hatte, bei Seite stellte, sein Haupt bedeckte, sein etwas in Unordnung gerathenes Wamms zurechtzog und sich in seinem Priestergewande in die Kirche zu Boudry begab in ernster und feierlicher Haltung. Als er sie gefüllt sah, wollte er den erlangten Vortheil benutzen, bestieg die Kanzel und rief in seiner burlesken Beredsamkeit: „Fremde kommen ungerufen in dies Land, der eine von Paris, der andere von Lyon, ein dritter Gott weiß woher. Dieser läßt sich Meister Anton nennen, jener Meister Berthoud, ein dritter Meister Wilhelm, ein vierter Meister Froment, mit Gerste oder Hafer [1]). Sie tragen ein Buch in den Händen und rühmen sich, den heiligen Geist empfangen zu haben. Hätten sie aber wirklich den heiligen Geist, wozu brauchten sie dann ein Buch? Die Apostel, die des heiligen Geistes voll waren, verstanden ohne Buch alle Sprachen und wußten alle Geheimnisse. Liebe Brüder, wollt Ihr einem Fremden mehr glauben, als einem Manne Eures Landes, den Ihr kennt? Gebt Euch nicht mit jenen Teufeln ab, sie würden Euch der Hölle zuführen; kommt vielmehr stets zur Beichte, wie es Eure Väter gethan haben; öffnet mir Euer Herz über die sieben Todsünden, über die fünf natürlichen Sinne und die zehn Gebote. Fürchtet Euch nicht, Euer Gewissen wird von allem Bösen rein gewaschen werden. Ihr mögt mich tödten, wenn ich Euch nicht alles beweise, was ich gesagt habe [2])." Und die Katholiken verließen die Kirche, ganz stolz auf diese herrliche Rede.

Nun eilten einige Freunde der Reformirten zu Fabri und berichteten ihm, daß der Priester sich erböte, alles zu beweisen, was er gesagt habe, besonders, daß er die sieben Todsünden und die Sünden der fünf Sinne zu erlassen vermöge. Ohne Zeit zu verlieren, ging Fabri zu dem Herrn Gerichtsverwalter und zu den Gemeinderäthen von Boudry und forderte eine öffentliche Disputation, indem er sich selbst bereit erklärte, den Tod zu erleiden, wenn er nicht die Wahrheit alles dessen, was er gepredigt habe, beweisen, und die Unrichtigkeit der Lehren des Pfarrers dar-

---

[1]) Mit Bezug auf den Namen Froment, ein Wortspiel, das im Deutschen nicht wiederzugeben ist.

[2]) Gesuch der Herren Gouverneure von Bôle an die Herren Bürger von Neufchâtel. (Msc. de Choupard.)

thäte. Dieser aber schlug die Disputation rundweg ab; derartige Kämpfe liebte er nicht und hielt sich lieber auf andere Weise schadlos.

Eines Tages, als er nur halbangekleidet am Fenster stand, und nach den Vögeln in der Luft und den Menschen auf der Straße schaute, erblickte er Fabri, der an seinem Hause vorüberging. Voller Zorn ruft er ihn an und überhäuft ihn mit Schmähungen: „Verbannter!" sagt er und steckt den Kopf zum Fenster hinaus, „Betrüger, warum entstellst Du die heilige Schrift?" Fabri, welcher hoffte, daß der Priester ihm die so sehr gewünschte Disputation bewilligen wolle, antwortete: „Kommt herunter und bringt Eure Bibel mit, wir wollen einen Mönch bitten, daß er sie dem Volke vorlese, und ich will Euch zeigen, daß ich sie nicht fälsche." Bei diesen Worten rief der erschrockene Pfarrer: „Ich habe etwas anderes zu thun, als mit einem Verbannten, wie Du bist, zu disputiren," und er zog sich eilig vom Fenster zurück. Das waren die Kämpfe, welche die Reformatoren zu bestehen hatten bei der Neugestaltung der Kirche. Aber die Neugestaltung schritt fort, und bald sollte das ganze Fürstenthum Neufchâtel für die Reformation gewonnen werden.

Damals (1532) drang sie in die Berggegenden und verbreitete sich unter den Hirten und Jägern von Locle und Chaux de Fonds. Claude d'Arberg, der in jenen Bergen so viel gejagt hatte, hatte daselbst dem heiligen Hubertus, dem Schutzpatron der Jäger, eine Kapelle bauen lassen. Als dieser heilige Hubertus einst einem Bären begegnet war, und derselbe das Pferd getödtet hatte, war der Heilige auf den Bären gestiegen und so zum Erstaunen aller nach Hause zurückgekehrt. Aber ein noch furchtbarerer Jägersmann sollte die Bären dieser Berge zähmen. Als Johann de Bély, der Evangelist von Fontaine, sich zur St. Magdalenenmesse nach Locle begeben hatte, ließ Frau Wilhelmine von Vergy ihn alsbald ergreifen und zwang ihn zwei Stunden lang in ihrer Gegenwart mit dem Pfarrer Herrn Besancenet zu disputiren. „Man führe ihn ins Gefängniß," sagte die Gräfin Wilhelmine, entsetzt über seine Lehren; aber während die hohe Dame so aufgebracht war über das, was sie vernommen, verwandte sich der Pfarrer, ein sehr gutmüthiger Mann, sehr freundlich für den Ketzer. Die Dame überließ ihm denselben, und der gute Priester reichte Bély den Arm, führte ihn sehr höflich nach seinem Pfarrhof und trank weißen Wein mit ihm. Da sagten einige, die Bären der Berge fingen an zahm zu werden.

Von Locle kam das Evangelium nach Chaux de Fonds und von Chaux de Fonds nach Brenets[1]). Die guten Bergbewohner hatten ihre Heiligenbilder aus der Kirche entfernt, denn sie wollten Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeten. Schon schickten sie sich an, sie zu vernichten und in die Fluth des Doubs zu werfen, als einige fromme Einwohner eines Nachbardorfes der Franche Comté mit zwei herrlichen Ochsen erschienen. „Wir geben Euch diese Thiere für Eure Bilder und Statuen," sagten diese. „Nehmt sie," riefen die Leute aus Brenets. Jene erhielten die Götzenbilder, diese führten die Ochsen heim, und „jeder," sagt ein Chronist, „glaubte einen schönen Tausch gemacht zu haben."

Im ganzen Lande Neufchâtel mit Ausnahme eines Dorfes, schlug der evangelische Glaube Wurzel, ohne Zuthun des Oberherrn und der Adligen, ja ihnen zum Trotz. Eine mächtigere Hand als die ihrige sprengte die Fesseln, räumte die Hindernisse aus dem Wege und befreite die Seelen. Die Reformation triumphirte, das war Gottes Werk, der sich Farel's Arm dazu bediente[2]).

Zehntes Kapitel.

Der Schulmeister und Claudine Levet.

(November und December 1532.)

Als Farel seine Arbeiten in diesen verschiedenen Gegenden mit einem Triumph gekrönt sah, der allem Anschein nach entscheidend werden mußte, richtete er seine Blicke mit um so größerer Sehnsucht auf Genf. Die zahlreichen Siege in Neufchâtel und im Waadtlande schienen ihm ähnliche in der Stadt der Hugenotten zu verbürgen; indessen gab es noch große Hindernisse. Eine von Mönchen und Priestern geleitete fanatische Partei widerstrebte jeder Neuerung, und selbst die aufgeklärten Katholiken, welche für die Abschaffung der schreienden Mißbräuche waren, wiederholten unaufhörlich, vor allem müsse die Kirche aufrecht erhalten, dann erst verbessert werden. „Eine Reinigung ist nicht hinreichend," sagte

[1]) 1534.

[2]) Chambrier, Hist. de Neufchâtel, p. 229.

Farel, „es bedarf einer Umgestaltung!" Aber wer sollte sie vollbringen? Er war aus Genf verbannt und konnte für den Augenblick nicht dahin zurückkehren.

Der junge, arme, einfache, aber gescheute Froment hatte sich geweigert, eine so schwierige Aufgabe zu übernehmen. Aber Farel wiederholte seine Aufforderung. Froment begriff nicht, wie man einem jungen 22jährigen Manne den Angriff auf einen der festesten Posten des Feindes anvertrauen könne, aber Farel sagte: „Fürchte nichts, du findest in Genf Männer, die dich bereitwillig aufnehmen werden, und daß man dich noch nicht kennt, wird dir Vortheil gewähren; Gott wird dein Begleiter sein und dein heiliges Unternehmen schützen [1])." Froment ergab sich in Demuth, und im Hinblick auf die ihm anvertraute Aufgabe sank er auf seine Kniee und sagte: „O Gott, ich verlasse mich auf keine menschliche Macht, dir befehle ich mich ganz und gar. Dir befehle ich die Sache und bitte dich, daß du sie führest, weil es die deine ist [2])." Und er betete nicht allein. Seine Heerde zu Yvonand war tief bewegt über diese Berufung, durch welche sie freilich ihren Hirten verlieren sollte, und sagte: „O Gott, verleih' ihm Gnade, daß er zur Förderung deines Wortes nützlich werde!" Dann umarmten sich die Brüder, und Froment reiste ab; „er ging nach Genf," wie er selbst sagt, „mit Bitten und Flehen." Das war am 1. November 1532.

Er kam nach Lausanne; von da ging er am See entlang in der Richtung nach Genf. Oft blieb der junge Mann auf dem Wege stehen und fragte sich, ob das Unternehmen nicht eine Thorheit sei. „Nein," sagte er dann, „ich will nicht zurückweichen, durch kleine, unscheinbare Dinge dieser Welt macht Gott die großen zu nichte." Und er setzte seinen Weg fort.

Damals beschäftigte die Genfer sehr ein Zeichen, das sich am Himmel sehen ließ. Ein seltsamer Schein erglänzte am Firmament; allnächtlich schauten aller Augen nach einem langen Lichtstreifen; und die Gelehrtesten suchten die Vorbedeutungen zu verstehen, welche man daraus abnehmen könnte. „Beim Neumond," sagt ein Manuscript, „erschien ein Komet um 2 Uhr Morgens, der vom 26. September bis zum 14. des

[1]) »Obscuritatem nominis praesidio futuram, deum itineri ducem et coepto patronum.« (Spanheim, Geneva restituta, p. 47.)

[2]) Froment, Gestes de Genève, p. 12.

folgenden Monats sichtbar war; und um jene Zeit kam Anton Froment nach Genf [1])." Mehrere Hugenotten verzweifelten in ihrem Unwillen über die Farel widerfahrene Behandlung daran, daß Genf sich je reformiren lassen werde und daß seine Freiheiten je eine feste Grundlage erlangen würden. Andere jedoch und unter diesen besondere Liebhaber der Astrologie fragten sich, ob jener wunderbare Schein nicht ein göttliches Licht ankündige, das auch diese Gegend erleuchten solle. Man wartete, und Froment erschien.

Anfangs war der junge Mann sehr in Verlegenheit. Er suchte mit diesem oder jenem ein Gespräch anzuknüpfen; aber man antwortete dem Fremden sehr kurz. Er hoffte irgend einen Bekannten zu finden, mit dem er sich zurückziehen und sicher und vertraulich reden könnte; aber er begegnete nur unbekannten Gesichtern. „Ach," sagte er, „ich weiß nichts anderes zu thun, als wieder umzukehren, denn ich finde nirgends Eingang, um das Wort Gottes zu predigen [2])." Dann besann er sich auf die Namen der angesehensten Hugenotten, der Freunde Farel's, die, wie dieser ihm gesagt hatte, ihn freundlich aufnehmen würden; Froment entschloß sich daher, sich an sie zu wenden, und klopfte an die Thüre bei Baudichon de la Maisonneuve, Claude Bernard, J. Goulaz, Vandel, Ami Perrin. . . . Aber wie seltsam! Ueberall kamen ihm verlegene Mienen und lange Gesichter entgegen, denn das ärmliche Aussehen des jungen Mannes brachte selbst die Wohlgesinntesten aus der Fassung. Sie meinten, Farel hätte wohl einen Gelehrten schicken können und nicht einen Arbeiter. . . . Genf war doch eine bedeutende, gebildete Stadt, und unter der römischen Geistlichkeit gab es sehr fähige Männer, denen man einen Diener Gottes mit gefälligem Aeußern, einen wohlerfahrenen Gelehrten gegenüberstellen mußte. So wiesen die Hugenotten den unansehnlichen jungen Mann ab. „Ach," sprach Froment bei sich selbst, als er in seinen Gasthof zurückkehrte, „sie sind so kalt, so furchtsam und noch so aufgebracht über die Farel und seinen Gefährten widerfahrene Behandlung, daß sie nicht wagen, sich kund zu geben, und noch viel weniger, mich bei sich aufzunehmen." Bestürzt und traurig, so alle seine Pläne vereitelt zu sehen, wandelte er nachdenklich mit niedergeschlagenen

---

[1]) Msc. de Badollet. — Biblioth. de Berne, Hist. helv.

[2]) Froment, Gestes de Genève, p. 13.

Augen durch die Straßen. Er kehrte in seinen Gasthof zurück, schloß sich in seinem kleinen Zimmer ein und ging mit sich zu Rathe, was er thun sollte. Die, welche dem Evangelium geneigt schienen, sahen ihn mit Verachtung an; wenn er jemand anredete, so wandte man ihm den Rücken; nicht eine einzige Thür öffnete sich dem Worte Gottes .... er ergrimmte innerlich. Voll Kummer und Niedergeschlagenheit erlag er unter der Last und verlor den Muth. „Ich fühle mich gewaltig versucht, wieder fortzugehen," sagte er [1]).

Demzufolge begab sich Froment zu dem Gastwirthe, bezahlte seine Rechnung, nahm sein kleines Bündel und wanderte, ohne von den Hugenotten Abschied zu nehmen, nach dem Schweizerthor und so zur Stadt hinaus. Kaum aber hatte er einige Schritte gethan, als er stehen blieb; es schien ihm, als halte ihn eine unsichtbare Hand zurück, eine Stimme ertönte in seinem Innern und rief ihm zu, daß es strafbar sei; eine Macht, die stärker war als eine menschliche Macht, zwang ihn wieder umzukehren. Er nimmt sein Zimmer wieder in Beschlag, schließt sich da ein, setzt sich, stützt den Kopf auf die Hand und fragt sich, was Gottes Wille sei [2]). Er fängt an zu beten, und die Verheißung schien sich ihm zu verwirklichen: „Ich will dir zeigen den Weg, den du gehen sollst." Er dachte daran, was Farel ihm über seinen eignen Aufenthalt und über sein Thun und Treiben in Aigle gesagt hatte. Da fuhr es wie ein Blitz in seine Seele. Man wollte in Genf wegen seines unscheinbaren Aeußern nichts mit ihm zu thun haben. Wohlan, so wollte er denn in Demuth das Werk angreifen, das Gott ihm befohlen hatte, und da man ihn als Evangelisten verwarf, so wollte er Schulmeister werden.

Froment war auf seinen Gängen durch die Stadt einem übrigens ziemlich unbekannten Manne, Namens Le Patu, begegnet. Diesen fragte er, ob er ihm nicht ein Lokal für eine Schule anweisen könne, und Le Patu antwortete ihm, es sei ein großer Saal bei Boytet im goldenen Kreuz neben dem Molardplatze [3]). Sie gehen mit einander

---

[1]) Froment, Gestes de Genève, p. 13.

[2]) »Cum jam pedem ex urbe efferret, nescio qua vi humana majore se vel reluctantem revocari sensit.« (Spanheim, Geneva restituta, p. 47. — Froment, Gestes de Genève, p. 13.

[3]) Das Schild des goldenen Kreuzes ist noch an dem Hause; aber es war kein Wirthshaus, wie man behauptet hat.

dorthin, Froment mißt die Räumlichkeiten mit dem Auge und miethet das Zimmer. Er athmet wieder auf, jetzt hat er den Fuß im Steigbügel; und er braucht sich nur in den Sattel zu schwingen, und seinen Ritt zu beginnen. Es galt nun Schüler zu finden; und mit Gottes Hülfe verzweifelte er nicht daran. Bei seiner Rückkehr ins Wirthshaus verfaßt er eine Anzeige und schreibt sie mehrmals auf das sorgfältigste ab; dann geht er mit diesen Blättern auf die Straße und schlägt sie selbst an allen Straßenecken an. Folgendes war der Inhalt dieser Zettel: „Ein Mann ist in dieser Stadt angekommen, der allen, die sich bei ihm einfinden wollen, Groß und Klein, Männer und Frauen, selbst solche, die noch nie in der Schule gewesen sind, in einem Monat französisch lesen und schreiben lehren will. Und wenn sie in dem erwähnten Monat noch nicht lesen und schreiben können, so verlangt er nichts für seine Mühe. Derselbe ist zu finden in dem großen Saale bei Boytet neben dem Molard unter dem Schilde des goldenen Kreuzes. Daselbst werden auch viele Krankheiten umsonst geheilt."

Als diese Zettel in der Stadt angeklebt waren, blieben viele Vorübergehende stehen, um sie zu lesen. Die Meinungen waren getheilt. Einige, mit denen Froment sich unterhalten hatte, sagten: „Ich habe ihn sprechen hören, er spricht gut." — Andere fanden das Versprechen, daß man in einem Monat lesen und schreiben lernen solle, verdächtig; worauf aber wohlwollendere Männer antworteten, daß es jedenfalls nicht auf ihren Beutel abgesehen zu sein scheine. Die Priester jedoch und ihre Anhänger waren aufgebracht, und einer derselben rief aus der Mitte des Volkes hervor: „Er ist ein Teufel, er verzaubert alle, die hingehen, um ihn zu hören. Kaum hat er nur gesprochen, so bestricken Euch schon seine Zauberworte [1])."

Indessen wurde die Schule eröffnet, und es fehlte nicht an jungen Schülern. Froment, der Geist besaß, (wovon sein Buch über die Actes et Gestes de Genève Zeugniß giebt) lehrte einfach und klar. Ehe er seine jungen Zuhörer verabschiedete, öffnete er das neue Testament, las einige Verse daraus vor und erklärte sie auf interessante Weise; dann fragte er seine Schüler, ob in ihrer Familie jemand krank sei, und da er einige medicinische Kenntnisse besaß, so theilte er unschuldige Arzeneien

---

[1]) Froment, Gestes de Genève p. 14.

aus. So bahnte sich der Evangelist durch Bildung des Geistes und Heilung des Körpers den Weg zur Bekehrung der Herzen. Die Schule und die Medicin sind große Stützen der Mission. Die Kinder eilten nach Hause und erzählten alles ihren Eltern, und die Mütter ließen ihre Arbeit ruhen, um ihnen zuzuhören; ja selbst die Väter, besonders die Hugenotten, ließen sich alles mittheilen. Unter diesen Knaben und Mädchen waren einige, deren Geplauder kein Ende nahm, sie redeten sogar „mehrere Männer und Frauen in der Stadt an und luden sie ein, mit zu diesem Manne zu kommen und ihn zu hören [1])." Bald war die ganze Stadt voll von dem Lobe des Schulmeisters, der so gut französisch sprach.

Mehrere Erwachsene entschlossen sich auch ihn zu hören, entweder um sich zu belehren, oder aus Neugierde oder zum Spaß. Die Frauen hielten indessen ihre Gatten zurück; Spottvögel machten ihre schlechten Witze, und Priester schleuderten ihre Verwünschungen. Aber nichts vermochte den Strom zu hemmen, denn man dachte, der Lehrer würde gegen das Leben der Priester, gegen die Messe und die Fasten sprechen. — Als die guten Hugenotten durch die Straßen gingen, hörten sie viel Murren, Spöttereien und anderes Gerede um sich her [2]). Sie nahmen indessen hinter ihren Kindern Platz und hörten zu. Froment begann. „Er spricht gut!" sagten seine Zuhörer. Ja er that noch mehr, als er versprochen hatte, denn er lehrte auch das Rechnen, was den Genfern, die von Natur ziemliche Rechenmeister sind, sehr wohlgefiel. Doch warteten sie besonders auf seine Predigt; aber es war etwas ganz anderes, als sie gedacht hatten, eine Homilie statt einer Philippika. Froment las in seinen Unterrichtsstunden bald eine Geschichte aus der Bibel vor, bald eine Rede des Heilandes, gab die Schrift als Gottes Wort, erklärte gelegentlich schwierige Ausdrücke und machte dann liebreich eine Anwendung der Lehre auf das Gewissen seiner Zuhörer. Sie waren ganz Ohr; mit vorgebeugtem Kopf und offenem Munde lauschten sie, als besorge jeder eines seiner Worte zu verlieren, und einige Knaben warfen triumphirende Blicke auf die, welche sie mitgebracht hatten. Mit Freuden bemerkte Froment den Eindruck, welchen sein Unterricht machte. „Sie waren sehr erstaunt, denn sie hatten noch nie eine

---

[1]) Froment, Gestes de Genève, p. 14.

[2]) *Ibid.*

solche Lehre vernommen [1]." Einige fingen an einzusehen, daß das evangelische Christenthum nicht darin bestände, über die Priester und die Messe zu spotten, sondern daß es bei denselben darauf ankäme, den Heiland kennen und lieben zu lernen. „Die ihn hörten, nahmen eine Ahnung der Wahrheit in ihr Herz auf [2]."

Bald übertrafen die Erfolge dieses einfachen Unterrichts die Hoffnungen des Lehrers. Die, welche ihn gehört hatten, erzählten von den schönen Reden, die im goldenen Kreuze gehalten würden. „Kommt," sagten sie, „er lehrt ganz anders als die Priester und verlangt nichts für seine Mühe." „Gut," erwiederten einige Bürger, die noch unwissender waren als die andern, „wir wollen ihn hören, wir wollen lesen und schreiben lernen und werden dann ja sehen, was er sagt [3]." Männer, Frauen und Kinder eilten um die Wette in den Saal [4]). Der arme Mann, welchen die Genfer abgewiesen hatten, war plötzlich in ihren Augen gewachsen. Die Streitigkeiten zwischen Hugenotten und Mamelucken, die Ansprüche des Herzogs von Savoyen und des Bischofs de La Baume waren vergessen; es war nur von dem Evangelisten die Rede. Zur Zeit der Reformation war nichts auffallender, als der Unterschied zwischen dem von den Priestern und dem von den Reformatoren ertheilten Unterricht. „Ihre Unterweisung," sagte man, „ist nicht so kalt, mager und todt, wie die der Päpstlichen. Unsere Herren Lehrer stimmen freilich einen sehr hohen Ton an und kramen alles aus, was ihren Patronen gefällig ist, aber sie schwatzen in profaner Weise von göttlichen Dingen; ihre Reden zeugen nicht von Ehrerbietung gegen Gott, man merkt ihnen nur Prahlerei und Affektation an. Bei diesen hingegen findet man statt leerer Worte und Geschwätz Gehalt und Nachdruck, einen lebendig machenden Geist und göttliche Kraft [5])."

Natürlich konnten die Freunde der Priester solche Reden nicht ohne lebhafte Besorgnisse anhören. „Ach, geht doch!" sagten sie, „Ihr sprecht, als ob Euch dieser Mensch bezaubert hätte. Durch was für Töne, Zeichen und Zauberkünste hat er Euch berückt? Oder hat er es etwa

[1]) Froment, Gestes de Genève, p. 14.

[2]) *Ibid.*

[3]) *Ibid.*

[4]) »A viris et foeminis certatim ad Fromentium itum.« (Spanheim, Geneva restituta, p. 48.)

[5]) Calvin, passim.

mit schönen Worten und Versprechungen und mit andern Verführungsmitteln, mit klingender Münze gethan?" Von nun an sagte man ganz laut, wenn man eine Frau vorübergehen sah, welche die Versammlungen im goldenen Kreuz besuchte: „Das ist eine Verzauberte," und wenn ein Mann dazu kam, rief man: „He Behexter[1]), höre doch!" Man führte Klage, man machte bittere Vorwürfe; Zeichen der Mißbilligung wurden laut. Aber „trotz dieser Gegenbewegung nahm die Zahl der Zuhörer von Tage zu Tage zu. Ja viele, die anfänglich nur aus Neugierde gekommen waren, fühlten sich angezogen, wurden erleuchtet und erschüttert und kehrten dann nach Hause zurück und lobten und priesen Gott[2])."

Doch wurden nicht alle für das Evangelium gewonnen. Einige Häupter der Hugenotten, Ami Perrin, Johann Goulaz, Stephan d'Adda und noch andere fanden keinen großen Geschmack an den Reden des Prädikanten; allein sie dachten, diese neue, vom Himmel fallende Lehre würde die Herrschaft der Priester und Mameluken über den Haufen werfen, und so nahmen sie keinen Anstand, sich unter Froment's Zuhörer zu mischen und ihn in der Stadt kräftig zu unterstützen[3]). Doch bald wurde es noch ärger. Einige Zuhörer Froment's forderten nämlich gewisse, etwas freisinnigere Priester auf, mit zu dem Schulmeister zu kommen. Da der Gedanke, sich auf die Bänke im goldenen Kreuz zu setzen, jenen Geistlichen doch zu schrecklich erschien, so wiederholten ihnen die Hugenotten die Worte des Franzosen, worauf die Priester erwiederten: „Wahrlich, das sind gute Lehren, und man thäte wohl daran, wenn man sie annähme." „O," sagten da etliche Bürger, „nun sind die Mönche, die so arg geprahlt haben, selbst bekehrt."

Die Besorgnisse nahmen immer mehr zu. Die bigottesten Mönche und Priester gingen in die Häuser, redeten die Gruppen auf den öffentlichen Plätzen an und verspotteten Froment's Lehre und Person.... „Wollt Ihr diesem Teufel anhangen?" sagten sie. „Was kann dieser kleine Narr von 22 Jahren groß wissen?" — „Dieser Narr," antworteten Froment's Freunde, „wird Euch lehren, weise zu werden.... Dieser Teufel wird den Teufel aus Eurer Mitte treiben[4])."

---

1) Msc. de Badollet, Biblioth. de Berne, Hist. helv.
2) Froment, Gestes de Genève, p. 14 et 15.
3) Rathsprotokoll vom 31. Dezember 1532.
4) Froment, Gestes de Genève, p. 13.

Es trug sich um diese Zeit in Genf in der That ein wunderbares Ereigniß zu; viele Seelen waren für den evangelischen Glauben gewonnen, und wie zu den Zeiten der Apostel waren es die vornehmen Frauen, die zuerst glaubten [1]). Paula, die Gattin des Johann Levet, wahrscheinlich dieselbe wie Pernette de Bourdigny, deren Gatte wirklich Johann Levet hieß, war die Tochter des Herrn von Bourdigny im Bezirk Peney; die Glieder dieses Hauses waren seit dem 13. Jahrhundert in den Adel oder Junkerstand erhoben worden, und mehrere von ihnen waren Syndici in Genf [2]). Diese Dame, welche schon durch die evangelischen Lehren von Froment's Vorgängern vorbereitet worden war, „hing eifrig dem Worte Gottes an." Nun wünschte sie aber auch ihre Schwägerin Claudina, die Gattin eines guten Bürgers, Aimé Levet, dem Evangelium zuzuführen. Letztere, „eine rechtschaffene, aber sehr bigotte und erstaunlich abergläubische Frau," hatte in ihrer geraden, aufrichtigen Weise schon mehr als einmal den Glauben ihrer Schwägerin aufs eifrigste bekämpft. Eines Tages, als Paula bei Claudina war, beschwor sie dieselbe, sie möge doch mit ihr kommen, um den Schulmeister zu hören. Aber die Schwägerin erwiederte: „Ich habe einen solchen Abscheu vor ihm, daß ich aus Furcht vor seinen Zauberkünsten ihn weder sehen noch hören will." — „Er redet wie ein Engel," sagte Paula. — „Ich halte ihn für einen Teufel," versetzte Claudina. — „Wenn du ihn hörst, so wirst du selig." — „Und ich glaube, ich würde verdammt." — So stritten die beiden Frauen mit einander. Aber Paula verlor den Muth nicht. „Höre ihn wenigstens ein Mal," sagte sie, und dann fügte sie mit bewegter Stimme hinzu: „Nur ein Mal, bitte, mir zu Liebe!" Endlich siegte sie, wiewohl mit vieler Mühe.

Allein wenn Frau Claudina auch den dringenden Bitten ihrer Schwägerin nachgab, so beschloß sie doch, sich wohl zu schützen. Sie versah sich sorgfältig mit allen für solche Fälle vorgeschriebenen Gegenmitteln; sie legte frisch gepflückte Rosmarinblätter auf ihre Schläfen; rieb sich die Brust mit Jungfernwachs [3]), hing Reliquien, Kreuze und

---

[1]) „Nicht wenige der vornehmsten Frauen gesellten sich zu Paulo und Sila." (Apostelgesch. 17. 4.)

[2]) Galiffe, Notices généalogiques, I, p. 446. Da beide Taufnamen mit einem P. anfangen, so hat die Verwechslung leicht entstehen können.

[3]) »Recente verbena tempora vincta, cera virgine pectus munita.« (Spanheim, Geneva restituta, p. 50.)

Rosenkränze an ihren Hals, und mit allen diesen Amuletten ausgerüstet, ging sie mit Paula ins goldene Kreuz. „Ich werde einen Zauberer finden," sagte sie, so sehr hatte man sie beschwatzt [1]). Sie nahm sich daher vor, die Frau von Bourdigny in den Schooß der Kirche zurückzuführen.

Claudina tritt in den Saal und setzt sich dem Zauberer gegenüber, aus Spott und Hohn, wie der Chronist sagt. Froment erscheint mit einem Buche in der Hand. Er steigt seiner Gewohnheit gemäß, um besser gehört zu werden, auf einen runden Tisch [2]), öffnet sein neues Testament, liest einige Worte daraus vor und macht dann die Anwendung davon auf seine Zuhörer. Ohne sich im geringsten um die Versammlung zu bekümmern, schlägt Claudina, um ihren Katholicismus an den Tag zu legen, zu verschiedenen Malen große Kreuze mit der Hand und murmelt zugleich Gebete. Froment fährt fort in seiner Rede und enthüllt die Schätze des Evangeliums. Endlich schaut Claudina voll Erstaunen über die vernommenen Worte auf und sieht den Redner an. Sie lauscht; bald giebt es in der ganzen Versammlung keinen aufmerksameren Zuhörer. Froment's Stimme an und für sich wäre „verhallt," aber sie dringt dieser Frau ins Herz, gleichsam getragen vom heiligen Geist. Es ist, als wollte sie die Worte des Predigers verschlingen; doch nun entsteht ein großer Kampf in ihrem Innern. „Kann denn diese Lehre wahr sein," sagt sie zu sich selbst, „da die Kirche nichts davon weiß?" Ihre Blicke richten sich fest auf das Buch des Lehrers. Es war kein Meßbuch, kein Brevier.... aber es schien ihr voll Leben.

Nachdem Froment nun seine Predigt vollendet hatte, standen die Erwachsenen und die Kinder auf und machten sich zum Fortgehen bereit. Claudina blieb auf ihrem Platze und sah den Lehrer an; endlich rief sie mit lauter Stimme: „Ist das, was Ihr gesagt habt, wirklich wahr?" — „Ja," sagte der Reformator. — „Läßt es sich aus dem Evangelium beweisen?" — „Ja." — „Ist die Messe nicht darin zu finden?" — „Nein." — „Und Euer Buch, aus dem Ihr gepredigt habt, ist ein wahrhaftiges neues Testament?" — „Ja." — Frau Levet wünschte

---

[1]) Froment, Gestes de Genève, p. 16.

[2]) La soeur J. de Jussie, le Levain du Calvinisme, p. 49.

lebhaft es zu haben. Sie faßte sich ein Herz und sagte: „Nun, so leiht es mir.“ Froment gab es ihr, Claudina verbarg es sorgfältig unter ihrer Mantille neben ihren Reliquien und Rosenkränzen und ging mit ihrer Schwägerin fort, die anfing zu hoffen, daß alle ihre Wünsche in Erfüllung gehen würden. Auf dem Heimwege sprach Claudina nicht viel mit Paula, sie war eine jener tiefen Naturen, die wenig mit Menschen, aber viel mit Gott reden. In ihrem Hause angelangt, ging sie geradeswegs in ihr Zimmer und schloß sich mit ihrem Buche ein, fest entschlossen, nicht eher von der Stelle zu weichen, als bis sie die Lösung der großen Frage gefunden, die ihr Inneres beschäftigte. Auf welcher Seite war denn die Wahrheit? Zu Rom oder zu Wittenberg? Auf ihre Bitte erwartete man sie bei keiner Mahlzeit und klopfte auch nicht an ihre Thür. „Drei Tage und drei Nächte,“ sagt Froment, „blieb sie allein, ohne zu essen und zu trinken, mit Fasten, Bitten und Flehen.“ Das Buch lag aufgeschlagen auf einem Tische vor ihr. Sie las unaufhörlich, fiel auf die Kniee und betete, daß das göttliche Licht ihr Herz erleuchten möge... Vielleicht besaß Claudina nicht gerade große Geistesgaben, aber sie hatte ein zartes Gewissen. Für sie war es die erste Pflicht, sich Gott zu unterwerfen, das heiligste Bedürfniß, ihm ähnlich zu werden, und ihre höchste Sehnsucht bestand darin, in ihm ihr ewiges Heil zu finden. Sie kam nicht durch den Verstand zu Christo; das Gewissen war der Weg, auf dem sie ihn fand. Ein erwachendes Gewissen aber ist der erste Schritt zur Bekehrung und folglich auch zur Reformation. Bisweilen vernahm Claudina in ihrem Herzen eine Stimme, die sie zu Christo trieb, dann kehrten ihre abergläubischen Einbildungen auf einmal wieder, und sie wies den Ruf des Herrn von sich. Aber bald erkannte sie doch das kirchliche Formenwesen, dem sie obgelegen hatte, als einen löchrichten Brunnen, der niemals Wasser gegeben. Sie entschloß sich, nicht länger in der Irre zu wandern, sondern geradeswegs zu Christo zu gehen. Und nun verdoppelte sie „ihr Bitten und Flehen,“ von dem Froment uns erzählt, und las begierig in der heiligen Schrift. Endlich begriff sie das göttliche Wort, das zu ihr sprach: „Meine Tochter, dir sind deine Sünden vergeben.“ Und o Wunder, sie ist erlöst. Aber diese Erlösung macht sie nicht stolz, denn sie erkennt, daß „die Gnade Gottes ihr nur gleichsam tropfenweise zufließe,“ aber das kleinste Tröpflein des heiligen Geistes erscheint ihr wie ein unver-

siegbarer Brunnen. So verflossen ihr drei Tage; ebenso lange hatte Paulus zu Damaskus im Gebete zugebracht [1]).

Als Frau Levet das Evangelium wieder und wieder gelesen, wünschte sie den Mann zu sehen, der sie zuerst mit diesem Buche bekannt gemacht hatte, und „sie ließ ihn holen.“ Froment ging über die Rhône, denn Claudina wohnte am Ende der Brücke nach der Seite von St. Gervais zu. Er trat bei ihr ein, und als Claudina ihn erblickte, erhob sie sich in tiefer Bewegung, ging auf ihn zu, und außer Stande zu reden, brach sie in Thränen aus. „Ihre Thränen strömten zur Erde,“ sagt der Evangelist, „eine andere Sprache hatte sie nicht.“ Endlich faßte sich Frau Levet, bat Froment freundlich sich zu setzen, und erzählte ihm, wie Gott ihr die Pforte des Himmels aufgethan habe. Zugleich äußerte sie den festen Entschluß, auch vor den Menschen ohne Furcht den Glauben zu bekennen, der sie so glücklich machte. „Ach,“ sagte sie, „wie kann ich Gott je genug danken, daß er mich erleuchtet hat?“ Froment war gekommen, um diese Frau in ihrem Glauben zu befestigen, und jetzt wurde er selbst durch sie befestigt. „Er war in großer Verwunderung,“ sie so sprechen zu hören [2]) Eine so geistige ernste Bekehrung mußte für die Reformation Genf's von großer Bedeutung sein, und wie Calvin bei einer andern Gelegenheit sagt, wo auch nur ein einziges Weib bekehrt zu sein schien: „Aus diesem ganz kleinen Schößling sollte eine herrliche Kirche hervorsprießen [3]).“

Elftes Kapitel.

Gestaltung der Kirche. Anhänger. Gegner.

(Vom 13. bis zum 31. December 1532.)

Während das Evangelium so seine Macht in Genf bewies, beharrte der Bischof bei seiner unbeugsamen Feindseligkeit. Die Genfer Rathsherren nahmen viel Rücksicht auf ihn. Am 13. December 1532 schickte

---

[1]) Froment Gestes de Genève, p. 16. — Msc. de Gautier.

[2]) Froment Gestes de Genève, p. 16.

[3]) Calvin über Lydia. (Apostelgesch. 16, 14.)

der Rath Deputirte zu ihm, um seine Einwilligung zu einer für nothwendig erachteten Steuer einzuholen. Der Ritter de Chapeaurouge, der ehemalige Generalcapitän Philipp und andere machten ihm ehrerbietigst ihre Aufwartung. Es lag im Charakter der Genfer Staatsmänner eine strenge Liebe zur Ordnung und ein Gehorsam, den man den herkömmlichen Machthabern schuldete, und obwohl sie tief betrübt waren über die Uebelstände, von denen die Macht des Bischofs Veranlassung war, so konnten sie es doch nicht auf sich nehmen, etwas ohne seine Einwilligung zu thun. Geschmeichelt durch diesen Beweis ihrer Achtung, empfing der Bischof die Deputirten zwei Tage lang sehr artig; aber am dritten Tage kehrte seine Verstimmung zurück. Als die Gesandten abermals vor ihm erschienen, sagte er heftig zu ihnen: „Ich werde Euch nichts bewilligen, nicht einen Thaler, und ich werde die Herren von Genf nöthigen, mich fußfällig mit gefalteten Händen um Verzeihung zu bitten.“ Diese Worte berichteten die Abgesandten am 26. December dem Rathe, der sehr aufgebracht darüber wurde. Und während der Bischof solche Botschaften nach Genf sandte, die wahrlich die Sache des Papstthums nicht verbesserten, suchte die Reformation auf alle Weise die Herzen und Gemüther zu gewinnen und aufzuklären[1]).

Froment, der mit Farel und den Gläubigen in der Schweiz in Verbindung stand, erhielt durch sie kleine Traktate und theologische Streitschriften, welche er und seine Freunde in der ganzen Stadt verbreiteten, und die begierig gelesen wurden. Von Tage zu Tage wurden mehr Anhänger für den evangelischen Glauben gewonnen und zwar aus allen Ständen. Ein gewisser Bürger, Namens Guérin, der Mützen verfertigte und sie an die Leute in der Stadt und auf dem Lande verkaufte, horchte, während er in seinem Laden arbeitete, aufmerksam auf alles, was man um ihn herum sagte, und dachte ernstlich über die Religion und die Mißbräuche des Papstthums nach. Eines Tages entschloß er sich, in das goldene Kreuz zu gehen. Die Worte, die er dort vernahm, rührten sein Herz und erleuchteten seinen Geist. Er besaß ein empfängliches Gemüth, Klugheit, Bescheidenheit und einen entschlossenen Charakter, und so gab er sich der Sache Gottes mit ganzer Seele hin und wurde bald Froment's

---

[1]) Rathsprotokoll vom 13. und 26. December. (Msc. de Gautier.)

Stütze. Auch fanden sich unter den Bekehrten Leute jeglichen Alters. Claude Bernard hatte ein Töchterchen von 7 bis 8 Jahren, das er früh mit der heiligen Schrift bekannt machen ließ. Der frühreife Geist dieses Kindes faßte einige klare, einfache Stellen auf, welche den im Volke herrschenden Aberglauben verdammten, und die kleine Theologin beschämte, wie es heißt, die unwissenden Priester. Da sie nicht im Stande waren, ihr zu antworten, sagten sie überall, das Kind sei vom Teufel besessen. Ein angesehener Franzose aber, den sein Weg durch Genf führte, wollte die Kleine sehen und war von ihrer kindlichen Anmuth und Frömmigkeit entzückt.

Bald erkannte man auch, daß es sich nicht nur um eine neue Lehre handelte, sondern um eine sittliche Reformation, welche die Erneuerung des Glaubens begleitete. Claudina Levet hatte zur Zeit ihres bigotten Katholicismus großen Werth auf Putz gelegt; ihr Gewissen machte ihr nun den Vorwurf, daß sie höchst unverständig bei der Auswahl prächtiger Kleidung und weit mehr bemüht gewesen sei, ihren Leib als ihre Seele zu schmücken. Eines Tages schloß sie sich daher in ihrem Zimmer ein, in welchem sie Gottes Ruf vernommen hatte, und entledigte sich „alles überflüssigen Tandes, legte ihre Zierrathe und Geschmeide ab, die, wie Froment sagt, ihr nur dazu gedient hatten, herrlich einher zu stolzieren, wie ein Pfau, der ein Rad schlägt,“ und von der Zeit an kleidete sie sich einfach und bescheiden. Sie verkaufte ihre schönen Gewänder und andere Schmucksachen und gab das daraus gelöste Geld den Armen, besonders den evangelischen Gläubigen aus Frankreich, die um der Wahrheit willen aus ihrem Vaterlande vertrieben worden waren und nach Genf kamen. Während ihres ganzen Lebens war es ihr eine Freude, Flüchtlinge in ihrem Hause aufzunehmen. „Wahrlich,“ sagte man, „sie handelt wie Tabitha, genannt Dorcas (Apostelgesch. 9) und verdient ein bleibendes Andenken.“

Aber dabei ließ Claudina es nicht bewenden. Freimüthig und liebreich, bekannte sie die köstliche Wahrheit und verbreitete sie „wo sie ging und stand, hier und dort in der Stadt.“ Bestürzt über eine so erstaunliche Umwandlung, bemühten sich die Priester, sie zu den gottesdienstlichen Uebungen der Kirche zurückzuführen, aber Claudina „zeigte ihnen freundlich aus der Schrift das Eine, das noth thut (den Glau-

ben und die Liebe). Und alle in der Stadt verwunderten sich, wenn sie sie so sprechen hörten [1]).

Besonders erregte die Nachricht von ihrer Bekehrung großes Aufsehen unter den Genfer Damen. Eines Tages, als die weltlich gesinntesten alle beisammen waren, sprachen sie von nichts anderem, als von Frau Levet, die sich von der Messe und allen Lustbarkeiten fern halte. Es waren das hauptsächlich Pernette Balthasarde, die Frau eines Rathsherrn, die Gattin des Baudichon de la Maisonneuve, die Frau des Claude Pasta, Johanna Maria de Fernex und mehrere andere ehrbare und reiche Bürgerinnen [2]). „Ach," sagten sie, „wie ist es möglich, daß sie sich in der kurzen Zeit so verändert hat?" — Sie hatten sie lieb gehabt und bedauerten deshalb sehr, daß sie sich so ins Verderben gestürzt habe. Gegen Froment kehrten sie ihren ganzen Zorn. „Sie hat diesen Hund gehört," sagten sie, „und ist alsbald von ihm behext worden." Dann faßten die Damen den Entschluß, den Umgang mit Claudina zu meiden [3]).

Aber diese verzweifelte nicht an ihren Freundinnen. Sie fuhr fort, Gott ihr Leben zu weihen, und vor aller Augen entsprang aus ihrem Glauben ein heiliger Wandel und eine Menge guter Werke. Die Genfer Damen, die freilich nicht mehr mit ihr umgehen wollten, behielten sie doch im Auge, und da sie merkten, daß „Claudina im Guten verharrte und ein stetes Beispiel heiliger Bekehrung war," näherten sie sich ihr wieder. Sie waren begierig, die Ursache dieser seltsamen Veränderung kennen zu lernen, und fingen an mit ihr zu reden, wenn sie ihr begegneten; ja einige besuchten sie sogar. Claudina nahm sie sehr freundlich auf und sprach mit ihnen von dem, wovon ihr Herz voll war, (und das wünschten eben ihre Freundinnen). Dann reichte sie ihnen das neue Testament und forderte sie auf, darin zu lesen und den Heiland zu lieben. Und mehrere von den Damen wurden bekehrt, besonders die, welche wir genannt haben. Claudina aber, die ihnen „im Leben und in der Liebe ein Beispiel gab," ermahnte sie dringend, sich eines christlichen Wandels zu befleißigen. „Legt Euren reichen Putz von

---

[1]) Froment, Gestes de Genève, p. 18.

[2]) *Ibid.*

[3]) *Ibid.*, p. 17.

Euch," sagte sie, „kleidet Euch einfach ohne Luxus und seid fleißig in herzlicher Liebe. Dem Glauben gebührt der erste Platz, aber darnach kommen die guten Werke." Und in der That zeigten diese Frauen von der Zeit an herzliches Mitleiden mit den Unglücklichen. Der Ruf davon verbreitete sich weit, und er brachte dem Evangelium Ehre. Man schien anzunehmen, daß keiner, sei er Mann oder Weib, ein rechter Christ sein könne, wenn er nicht irgend einen armen Verfolgten in seinem Hause beherbergte[1]). Das war das Christenthum in Genf zur Zeit seiner Entstehung, und so blieb es zwei Jahrhunderte hindurch. Auch Aimé Levet, der anfangs sehr feindlich gegen Froment und das Evangelium gesinnt war, wurde nach und nach milder gestimmt. Die Liebe und das fromme Leben seiner Gattin ließen ihn an dem Worte Gottes Geschmack finden, und so gewann Claudina ihren Mann dem Herrn[2])." Seitdem hatte sie größere Freiheit, und da die Zusammenkünfte im goldenen Kreuz nicht mehr ausreichten, bildeten sich bald in ihrem Hause, bald in anderen kleine Versammlungen. Wenn kein Evangelist zugegen war, der die Bibel auslegen konnte, so bat man die fromme Christin es zu thun. „Denn," sagte man zu ihr, „niemand hat vom Herrn mehr Gnade empfangen als Ihr." Dann las Claudina aus der Schrift und trug schlicht und einfach die gnadenreiche Wahrheit vor, die sie darin gefunden hatte. Freilich haben die Reformatoren die Vorschrift des heiligen Paulus wieder in Erinnerung gebracht: Eure Weiber sollen schweigen in der Gemeinde; aber sie haben hinzugefügt, „dies sei vom gewöhnlichen Amt zu verstehen, denn es könne solche Nothwendigkeit eintreten, daß es von einer Frau gefordert werde, öffentlich zu reden[3])." Bald übernahmen auch der bescheidene Guérin, der Tag und Nacht seine Bibel studirte, und noch andere Christen einen großen Theil dieser Evangelisation.

So gestaltete sich die Kirche. Es hatte anfangs hie und da einzelne erweckte Seelen in Genf gegeben, jetzt kam zu dem Element der Individualität, welches das erste ist, das der Gemeinschaft, welches nicht weniger noth thut, denn das Christenthum ist der Sauerteig, der den

---

[1]) Froment, Gestes de Genève, p. 16—18. — Roset, Chron. livre X, ch. II.

[2]) Froment, Gestes de Genève, p. 17.

[3]) Calvin, 1 Cor. 14, 34.

ganzen Teig durchdringen muß. Die, welche zu glauben angefangen hatten, traten zusammen, um gemeinsam im Glauben fortzuschreiten. Ohne Zweifel war es noch keine Kirche im vollkommenen Zustande, mit allen ihren Einrichtungen. Aber die Gläubigen können, selbst wenn sie noch keine Kirche bilden, aufeinander wirken, gemeinschaftlich beten, das heilige Abendmahl zusammen feiern, und dies ist der gewöhnliche Anfang. Dieser Uebergangszustand, dessen Rechtmäßigkeit man anerkennen muß, beweist, daß die kirchliche Organisation mit Geistlichen, Aeltesten, Diakonen, Presbyterien, Synoden nicht die Priorität im Christenthume hat, daß vielmehr dem Glauben und der Heiligung das Vorrecht gebührt. Indessen kann dieser unvollkommene Zustand nicht genügen, er hat viele Lücken und bringt große Gefahren mit sich. Die Kirche muß sich gestalten. Und in der That erlangte sie später unter Calvin in Genf ihre vollkommene Gestalt. Es wäre lächerlich, einem Manne das Recht abzusprechen, erst Kind zu sein; aber es wäre nicht minder thöricht, dem Kinde das Recht und die Pflicht zu versagen, zum Manne zu reifen.

Zu dieser Zeit erhielten die Evangelischen eine unerwartete Hülfe. Ein Franziskaner, der aus der Fremde gekommen war, fing zur Adventszeit an in der Rivekirche zu predigen, und es zeigte sich, daß dieser Mönch, Christoph Bocquet, sich dem Evangelium zuneigte. Da er berufen war, in einer Stadt zu predigen, in welcher beide Parteien im Kampfe begriffen waren, ließ er alle Schmähungen und jeglichen Aberglauben, die gewöhnlichen Themata etlicher katholischer Prediger, bei Seite, zugleich aber enthielt er sich auch gewisser Unterscheidungslehren der Reformation, die er nicht recht begriff, und indem er so auf dem Boden eines gewissen allgemeinen Christenthums stand, hielt er gemäßigte Predigten [1]). In dem braunen Gewande, mit dem Strick um den Leib und mit demüthig gebeugtem Haupte trat er in die Franziskanerkirche, bestieg die Kanzel, und als er die bunte Menge sah, welche den Raum erfüllte, verkündigte er allen den Heiland, der nicht in Pracht und Herrlichkeit, sondern sanftmüthig und demüthig gekommen ist, und forderte alle Herzen auf, ihn mit Freuden zu empfangen. Die Evangelischen

---

[1]) »Moderatas ad populum conciones habebat.« (Spanheim, Geneva restituta, p. 48.)

fühlten sich erbaut, und die Zahl der Kirchenbesucher wuchs alle Tage. Aber kaum hatte Bruder Christoph seine Predigt beendet, so eilten die Hugenotten in Froment's Versammlung, dessen Trompete einen noch reineren Ton erschallen ließ. Und sie gingen nicht allein dorthin, denn viele Katholiken, die von den Reformirten gehört hatten, der Mönch predige im Grunde ganz dasselbe, wie der Schulmeister, folgten dem Zuge, der nach dem goldenen Kreuze strömte, wo denn auch einige an dem Geschmack fanden, was sie hörten.

So wurde das Volk immer mehr aufgeklärt. Die Evangelischen kamen bald hier, bald dort zusammen, sie lasen kleine Traktate, die man ihnen sandte, und besprachen sie; aber besonders hielten sie sich an die heilige Schrift. Nur hier wollten die einfältigen Christen das Licht suchen, das ihrem Innern noth that. „Laßt uns vor allem die heilige Schrift studiren," sagten sie, „damit wir in der Religion wohl unterscheiden, was von Gott ist, und was Menschen hinzugesetzt haben [1])." Die Genfer verließen diese Zusammenkünfte dann gestärkt und mit freudigem Herzen, ihre Liebe zum Worte Gottes aber nahm immer mehr zu.

Allein wenn die Reformation treue Anhänger in Genf hatte, so fehlte es ihr dort auch nicht an heftigen Gegnern. Die bestürzten Priester, die sich in alles nicht zu finden wußten, schienen zu schlafen. Sie begnügten sich mit einem Kriege in kleinen Dingen und setzten der evangelischen Bewegung keinen lebhaften, vereinten Widerstand entgegen. Aber von den Laien ging ein Schreckensruf aus. In heftigem Unwillen über die Unthätigkeit ihrer Geistlichkeit gaben sie das Signal zu dem heiligen Kriege, dessen Zweck war, die Ungläubigen aus ihrem vielgeliebten Zion zu vertreiben. An ihrer Spitze stand Thomas Moine [2]), ein entschlossener, leidenschaftlicher Mann, der mit Leichtigkeit redete und dadurch ein großes Ansehen unter der römischen Partei erlangt hatte; er beklagte sich, daß man dem Feinde gestatte, allmählich in der bischöflichen Stadt festen Fuß zu fassen. Er sagte, es sei Zeit, zu erwachen, und warf den Geistlichen ihre Feigheit vor. Und Moine redete nicht vergebens.

---

[1]) Msc., das mit Unrecht Bonivard zugeschrieben wird. — Biblioth. de Berne, Hist. helv., V, 12.

[2]) Er schrieb sich Mohennos, aber man sprach das Moine aus, und so geben die öffentlichen Register seinen Namen wieder.

Von seinen Ermahnungen ergriffen, beschloß der Vikar der Madeleinekirche die Ehre des Papstthums wiederherzustellen und kündigte an, daß er gegen den ketzerischen Schullehrer, ja auch gegen den fremden Prediger auftreten werde. Bald füllten andächtige Katholiken das weite Gotteshaus, und unter ihnen befanden sich auch Reformirte, besonders Chautemps, Cl. Bernard, Salomon und Perrin. Der Vikar pries die katholische apostolische und römische Kirche, erhob ihr Haupt, welches, wie er sagte, der Repräsentant Gottes sei, und vertheidigte den Cultus und die Einrichtungen. Nachdem er so das Lob des Schafstalls hatte erschallen lassen, beschrieb er die Wölfe, die ihn umkreisten, um die Schafe zu verschlingen. Er beschuldigte Froment der Unwissenheit und der Lügen, und beschwor seine Zuhörer, sich nicht den Klauen der wilden Thiere, den Dieben und Räubern auszusetzen.

Beim Ausgang aus der Kirche traten die vier Hugenotten, welche ihn gehört hatten, zusammen, um zu berathen, was zu thun sei. Diese Männer, welche zuerst ebenso wie alle andern den Schulmeister so übel aufgenommen hatten, waren (wenigstens drei von ihnen) durch seine einfältige Predigt des Evangeliums gerührt worden. Wie wir schon erwähnt haben, erkannten sie jetzt die Bibel als ihre höchste Autorität an, und das eben machte die Priester untröstlich, da sie die Göttlichkeit dieses Buches nicht zu leugnen wagten. Aber sie hatten es nie studirt und geriethen in große Verlegenheit, wenn sie nun aus demselben ihre Glaubenslehren beweisen sollten. Nach reiflicher Ueberlegung begab sich Chautemps mit seinen Freunden zu dem Vikar, und sie sagten zu ihm: „Froment ist ein gelehrter, wissenschaftlich gebildeter Mann, Ihr sagt, er habe gelogen, nun so beweist es aus der heiligen Schrift.“ Der Vikar willigte ein, und die Hugenotten verlangten, daß die Disputation an einem öffentlichen Orte stattfinden solle, damit alle Nutzen davon hätten; allein der Vikar forderte, daß dieselbe im Pfarrhaus gehalten würde; die Vorkämpfer der Reformation gaben nach, und man verständigte sich, daß die Disputation am letzten Tage des Jahres vor sich gehen solle. Der arme Vikar (er hieß Claude Pelliez) war in großer Verlegenheit; er zog sich in sein Zimmer zurück, nahm seine Vulgata zur Hand, die er nicht eben häufig öffnete, und begann nach Stellen zu suchen, mit welchen er die reformirten Lehren bekämpfen wollte; aber er hatte schön blättern, er fand nichts.

Am Nachmittage des 31. December, am Tage des heiligen Sylvester, kamen Chautemps, Bernard, Perrin und Salomon wie gewöhnlich mit dem Schwert an der Seite in das Pfarrhaus de la Madeleine. Einige Priester, die der Vikar zusammenberufen hatte, waren schon da, aber der Vorkämpfer des römischen Katholicismus ließ noch auf sich warten. Noch immer hatte er keine einzige Stelle finden können, und seine Gegner harrten schon auf ihn. Die vier Hugenotten gürteten ihre Schwerter ab und legten sie aufs Bett, nahmen mit den Priestern an einem Tische Platz und redeten vertraulich mit ihnen. Endlich erschien der Vikar, der sich nur mit Mühe von seinen Foliobänden getrennt hatte, immer noch in der Hoffnung, Beweise zu finden, mit einem dicken Buche unter dem Arme. Die vier Hugenotten erhoben sich von dem Tische, auf welchem, wie wir bekennen müssen, einige Weinflaschen standen, die sie in Erwartung des Vikars mit den Priestern geleert hatten. Perrin hatte sie bezahlt. Nun nahm die Conferenz ihren Anfang. Der Vikar öffnete seinen dicken Band, in welchem Papierstreifen die Punkte bezeichneten, welche er seiner Lehre für günstig hielt, und las eine lange Stelle vor, die Froment's Lehre entgegen war. „Was ist das für ein Buch?" rief Perrin, „das ist nicht die Bibel." Und die Hugenotten setzten hinzu: „Ihr habt in der Bibel kein einziges Wort finden können, um Froment zu antworten!" Und sie lachten ihn aus. „Wie?" sagte der Vikar, roth vor Zorn, „was sagt Ihr? Dies sind die fortlaufenden Commentare der Bibel, — Postillae perpetuae in Biblia, — von dem berühmten Nikolaus von Lyra!" — „Aber Ihr habt ja versprochen, Froment aus Gottes Wort zu widerlegen." — „Lyra," versetzte der Priester, „der große Lyra, ist der allgemein anerkannt beste Ausleger der Bibel!" — Aber die Hugenotten waren fest entschlossen, keine menschlichen Commentare anzunehmen, als seien sie selbst Gottes Wort. Die unbestechliche, untrügliche Bibel, vor welcher alle menschlichen Systeme fallen sollten, war in ihren Augen die einzige Autorität. „Lyra ist kein guter Lehrer," nahm Perrin wieder das Wort. — „Ja!" — „Nein!" — „Ja!" — „Ihr haltet Euer Wort nicht!" Perrin besaß mehr Verstand als ächte Frömmigkeit; er war eine Lampe, die kein Oel hat. Stolz, heftig, kühn, wie er war, wollte er, daß alles sich vor ihm beugen sollte; der Vikar aber wollte dasselbe. So wurde der Streit immer hitziger, und statt zu disputiren kam es zum Schimpfen. Da

schlich einer der Geistlichen hinaus, und plötzlich drang eine Schar Priester unter Anführung eines gewissen de la Roche, welcher ein bloßes Schwert in der Hand hielt, in das Zimmer und streckte dasselbe vor sich hin. „Was," sagte Claude Bernard, „wir sind in gutem Glauben zu Vieren hierhergekommen, um mit Euch in Eurem Hause zu disputiren, wir haben mit den Eurigen getrunken und unsere Schwerter aufs Bett geworfen, und Ihr laßt hinterlistig eine Schar bewaffneter Priester kommen! Das ist Verrath!" Bei diesen Worten griffen die vier Bürger zu ihren Schwertern, bahnten sich den Weg durch ihre Gegner, gingen hinunter auf den Platz und stellten sich dort auf, bereit sich zu vertheidigen. Einer von den Priestern aber eilte zu den Glocken de la Madeleine und ließ die Sturmglocke ertönen [1]). So endete die erste theologische Disputation zu Genf.

Es war ungefähr um Mittag, eine für den Aufruhr günstige Stunde. Beim Schall der Magdalenenglocke gerieth die Stadt in Bewegung, und die Leute liefen zusammen. Es hieß, die Hugenotten wollten sich der Kirche bemächtigen, damit der Schullehrer in derselben eine Predigt hielte. Priester kamen mit ihren Anhängern zur Vertheidigung des Heiligthums herbei, und Hugenotten ergriffen die Waffen, um ihren Brüdern, die bei dem Gotteshause blockirt waren, zu Hülfe zu eilen. „Ach," sagten die Freunde des Friedens, „die Priester läuten selbst die Sturmglocke und fordern so die Bürger auf, sich unter einander zu ermorden!" Unterdessen bereiteten sich die vier Hugenotten, das nackte Schwert in der Hand und sich den Rücken durch die Kirchenmauer deckend, die Geistlichkeit unsanft zu empfangen, und ihre Freunde, die allmählich anlangten, stellten sich neben sie. Der Tumult war allgemein. „Laßt uns die Kirche einschließen," sagten die Priester. Sie wollten sie umringen, damit kein Evangelischer sie betrete. Von allen Seiten eilten Katholiken nach der Madeleinekirche, und die Furchtsamsten wurden von Angst und Schrecken ergriffen. Als die armen Damen von Sancta Clara, die gerade beim Mittagessen waren, den Lärm hörten, standen sie ganz erschrocken vom Tische auf und sagten: „Ach, sie haben uns gedroht, sie wollten uns zum Heirathen zwingen, jetzt werden sie ihren schändlichen Vorsatz aus-

---

[1]) La soeur J. de Jussie, le Levain du Calvinisme, p. 49.

führen." Sie zogen in Prozession in ihre Kirche und durch ihren Garten mit großer Andacht und vielen Thränen [1])."

Um diese Zeit war die Rathssitzung zu Ende, und zwei Syndici, Ramel und Savoie, mußten auf ihrem Weg nach Hause mitten durch den Auflauf hindurch. Die beiden Parteien waren gerade im Begriff handgemein zu werden, da traten die Syndici vor, hielten die Kämpfenden zurück, indem sie ihre Amtsstäbe erhoben, und befahlen, man solle die Waffen einstecken, was denn auch geschah. „Es fiel kein Mord und keine Gewaltthat vor [2])."

Aber alles war noch nicht zu Ende. Einige Mitglieder des Kapitels und mehrere Priester, welche gehört hatten, es fände eine Schlacht bei St. Magdalenen statt, hatten sich in der Stiftsherrenstraße zusammengeschart, und Wilhelm Canal, Pfarrer zu St. Germain, hielt ihnen eine Rede. „Der katholische Glaube ist bedroht, der Thron des Papstes erschüttert, die große Ehrfurcht, welche man Maria schuldig ist, ist in Gefahr. — Man muß sich auf die Angreifenden stürzen und die Stadt von ihrer Person und von ihren Irrthümern befreien." Das war der Hauptinhalt seiner Rede.

Da zu der Zeit der Tumult bei der Kirche gestillt war [3]), hatte der Gerichtsbeamte (de Châteauneuf) sich nach der Stiftsherrenstraße begeben, wo, wie man ihm berichtete, die Priester in Bewegung seien; als er nun sah, daß sie entschlossen waren, Canal, mit dem Schwerte in der Hand, nach der Magdalenenkirche zu folgen, so befahl er ihnen zu bleiben. Aber der Pfarrer von St. Germain, der nicht Willens war, sich den Befehlen eines weltlichen Beamten zu unterwerfen, stürzte in großer Eile weiter nach dem Gotteshause. Da legte Châteauneuf Hand an ihn, aber der rebellische Pfarrer wandte sich um und hob seine Muskete gegen den Beamten auf; indessen wehrte der edle Johann Lect den Schuß ab. Canal entfloh, und die übrigen Priester gingen auseinander [4]).

Am Abend versammelte sich der Rath. In diesem Collegium, das

---

[1]) La soeur J. de Jussie, le Levain du Calvinisme, p. 49.

[2]) Rathsprotokoll von diesem Tage.

[3]) »Ab invasione per eos coepta.« (Rathsprotokoll vom 31. December.)

[4]) Roset, Chron., liv. II, ch. IV.

auf beiden Seiten hinkte, hatten beide Parteien ihre Vertreter. Nach solcher Ruhestörung, wie eben stattgefunden hatte, mußte man doch einige Maßregeln ergreifen, um so mehr, da am folgenden Tage Neujahrstag war und die Gemüther an solchen Festen sich noch leichter erhitzen. So ließ denn der Rath die angesehensten Freunde der Reformation vorladen, auch Froment wurde vorgefordert, doch erwähnen die Protokolle seine Anwesenheit nicht. „Wir ermahmen Euch," sagten die Syndici, „daß Ihr den Anton Froment vermögt, nicht weiter zu predigen und zu disputiren, so wie auch die andern, die in den Häusern lehren, und wir beschwören Euch zu leben wie Eure Väter." Aber keiner wollte ein Versprechen geben. Vielmehr sagten die Reformirten beim Fortgehen: „Wir werden das Wort Gottes überall zu hören suchen, wo wir können, niemand hat das Recht, es geheim zu halten. Dann begaben sie sich zu Froment und baten ihn, um dieser Verbote willen nicht zu schweigen[1]). „Wir sehen uns genöthigt," sagten sie, „den Schullehrer und seine Freunde zu hören, weil man den Befehl des Rathes nicht beobachtet, nach welchem in allen Pfarrgemeinden das Wort Gottes gepredigt werden soll." So stellten sich denn die Reformirten, indem sie vor allem Gott gehorchen wollten, durchaus auf rechtlichen Boden, sie beriefen sich auf zu Recht bestehende Verordnungen, und auf diesem Boden gedachten sie sich zu halten.

Da der Rath einsah, daß diese Stellung der Evangelischen nicht anzugreifen war, wandte er sich an den bischöflichen Vikar, den Abbé von Bonmont, und ersuchte ihn, den Franziskanermönch, der am Advent so gut gepredigt hatte, in Genf nicht weiter auftreten zu lassen und die Dominikaner anzuhalten, daß sie sich ihrerseits mit einem Prediger versehen möchten, der geeignet wäre, seine Zuhörer zu erbauen. Der Rath verlangte, daß in allen Kirchspielen wahre Prediger das Wort Gottes verkündigen sollten. Der bischöfliche Vikar, ein friedliebender Mann, versprach alles, sogar die Bestrafung des Priesters Canal.

Der Aufruhr war gestillt; aber es herrschte noch eine große Aufregung in den Gemüthern. Einige sagten, der Sturm sei vorüber, andere aber meinten, er könne sich wohl von Neuem wieder erheben. Da

---

[1]) Berner Msc., das dem Bonivard zugeschrieben wird.

es der Sylvesterabend war, versammelten sich in der Stadt zahlreiche Gesellschaften, und Hugenotten und Katholiken, beide gleich aufgeregt, erwarteten mit ängstlicher Spannung den andern Tag [1]).

Zwölftes Kapitel.

Die Predigt auf dem Molard-Platze.

(Neujahrstag 1533.)

Ungefähr seit zwanzig Jahren bereitete die Freiheit den Platz, auf dem sich der Tempel des Evangeliums erheben sollte. Seit etwa acht Jahren hatten fromme Männer die Lehre des Heils gesprächsweise oder in Privatversammlungen verkündigt. Aber noch war die Reformation nicht frei und offen vor dem Volke gepredigt worden. Nun sollte die Stunde schlagen, welche sie zur einer notorischen, öffentlichen Sache machte; man sollte die Grundlage jener moralischen Macht entstehen sehen, die während zweier Jahrhunderte ungeachtet ihres anfänglich geringen Ursprunges für die Schicksale der Christenheit von großer Bedeutung gewesen ist, welche mit ihrem Feuerodem, das heißt, indem sie den Freunden der Reformation göttlichen Muth einhauchte, den Jesuiten und der Inquisition heldenmüthige Schlachten lieferte und so das Evangelium und die Freiheit aus ungestümen Angriffen errettete. Genf sollte einen Protestanten hören.

Die letzte Nacht des Jahres 1532 war verflossen, und der erste Tag des Jahres 1533 brach an. In allen Häusern wünschten sich Freunde und Verwandte ein gutes Jahr, besonders aber die Reformirten. Als die Herzensergießungen in den Familien beendigt waren, begab man sich in die Kirche. Da Bocquet wieder in dem Franziskanerkloster predigte, so gingen viele Evangelische dorthin. Aber kaum hatte der Mönch geschlossen, als eine große Menge seiner Zuhörer das Gotteshaus verließ und sich durch die Rivestraße eilends nach dem goldenen Kreuze begab. Unter dieser Schar waren auch manche Neugierige, welche wußten, daß der Rath Froment's Predigten untersagt hatte, und deshalb

---

[1]) Rathsprotokoll vom 31. December 1532. — Roset, Chron., liv. II, ch. IV.

um so mehr wünschten ihn zu hören. In einem Augenblick war der Saal voll, dann füllte sich die Treppe, die Vorhalle, der Gang ... endlich die Straße vor dem Hause. Da kam Froment mit einigen Freunden an. „O," sagte er, als er die gedrängte Menge sah, „die Straßen sind so voll, daß einer auf den andern tritt." Doch suchte er sich durch die Massen Bahn zu machen, seine Freunde halfen ihm, aber alle seine Bemühungen, in das Haus zu gelangen, waren vergeblich.

War dieser Vorfall ganz unvorhergesehen? Lag nicht ein geheimer Anschlag der Hugenotten zum Grunde? Waren die thatkräftigen Männer nicht etwa entschlossen, endlich den Evangelisten aus seinem engen Schulsaale hervorzuziehen und ihn zu bewegen, öffentlich zu predigen? War nicht etwas Wahres an der Behauptung der Schwester Johanna, daß sie schon am Abend vorher gewünscht hatten, er solle in der großen Magdalenenkirche predigen? Und sollte man nicht denken, daß sie nun, da jener Versuch mißlungen war, sich entschädigen wollten durch einen noch größern Tempel, indem sie den Reformator zu einer Predigt unter freiem Himmelsgewölbe nöthigten? Diese Vermuthungen haben viel Wahrscheinliches, doch lassen sie sich nicht durch entscheidende Beweise erhärten. Wie dem auch sein möge, die Menge erkannte Froment und merkte bald, daß er nicht nach dem gewohnten Orte, wo er seine Ansprachen zu halten pflegte, gelangen konnte. Die Leute auf der Straße sahen außerdem ein, daß, selbst wenn es dem Evangelisten gelänge, in das goldene Kreuz zu kommen, sie doch draußen bleiben müßten. Das wollten sie aber nicht. Da rief eine Stimme: „Nach dem Molard!" und bald wiederholten alle aus Leibeskräften: „nach dem Molard, nach dem Molard [1])!"

Der Molard lag in dem bevölkertsten Theile der Stadt nahe beim See und der Rhône. Er bestand in einem langen, großen Viereck, welches ungefähr zweihundert Schritt vom goldenen Kreuz entfernt war. Froment zögerte, aber die Menge setzte sich in Bewegung und riß ihn mit sich fort, etwa wie die Strömung eines Flusses, bis nach der südwestlichen Ecke des Platzes, wo noch der Fischmarkt gehalten wird. Dort standen die Verkäuferinnen mit ihren frischen Fischen, die auf den Bänken ausgebreitet lagen. Da die Hugenotten nun keine andere Kanzel

---

[1]) Froment, Gestes de Genéve, p. 22.

fanden, nahmen sie eine dieser Bänke und baten Froment, sie zu besteigen. Er war ruhig, aber fest und entschlossen, wie sein Lehrer Farel überall die Wahrheit zu predigen.

In dem Augenblick, als sein Kopf über allen andern sichtbar wurde, gab die Menge auf dem Platze laut ihre Freude zu erkennen, und alle um ihn her riefen immer lauter: „Predigt uns, predigt uns das Wort Gottes!" Tief bewegt antwortete Froment mit erhobener Stimme: „Dieses ist's, das ewiglich bleibet!" Aber der Tumult war so groß, daß der Prediger sich nicht verständlich machen konnte. „Er winkte daher mit der Hand, zum Zeichen, daß sie stille sein sollten, und sie schwiegen [1])." „Rufet mit mir zu Gott," sagte er, dann stieg er von der Bank und knieete auf dem Boden nieder. Er war bewegt, die Thränen rannen über seine Wangen [2]); tiefes Schweigen herrschte auf dem Platze, der um jene Zeit so oft der Schauplatz tumultuarischer Bewegungen war. Einige knieeten, andere standen aufrecht, alle hatten das Haupt entblößt; selbst die, welche dem Evangelium ferne standen, schienen andächtig. Froment faltete die Hände, hob die Augen gen Himmel und sprach so deutlich, daß alle ihn hörten, als ständen sie dicht neben ihm [3]):

„Ewiger Gott, Vater aller Barmherzigkeit, Du hast deinen Kindern zugesagt, ihnen alles zu geben, um was sie Dich im Glauben bitten, und ihnen nichts zu weigern, wenn es etwas Rechtes, Vernünftiges sei, und Du hast Deine Knechte immer erhört, die auf so mannigfache Weise bedrängt werden. Du weißt jetzt, was diesem armen Volke noth thut, Du weißt es besser, als ich, als dies Volk selbst es weiß . . . Vor allem thut es ihm noth, Dein Wort zu hören. Es ist wahr, wir sind undankbar gewesen und haben Dich nicht erkannt als unsern rechten Vater und Deinen eingeborenen Sohn Jesum Christum, den Du für uns hast in den Tod gegeben, damit er unser einiger Heiland und Mittler würde. Doch Herr, Du hast uns verheißen, daß Du den Sünder jederzeit erhören wollest, wenn er im Namen Deines Sohnes, der von der

---

[1]) Froment, Gestes de Genève, p. 22.

[2]) *Ibid.*

[3]) Diese einzelnen Umstände, dies Gebet und die erste Predigt, welche darauf folgte, sind uns von Froment selbst in seinen Gestes de Genève, herausgegeben von Revillod, p. 22 bis 42 aufbewahrt worden.

Jungfrau Maria geboren ist, zu Dir komme. Wir wissen es und sind dessen gewiß, daß Du nicht den Tod und die Vernichtung der Uebertreter willst, sondern daß sie sich bekehren und leben.... Du willst nicht, daß sie unter der großen Tyrannei des Antichrists bleiben sollen, unter der Hand des Teufels und seiner Diener, die nur wider Dein heiliges Wort kämpfen und Dein Werk zerstören... O lieber Vater! sieh an dies arme blinde Volk, das von Blinden geleitet wird, so daß sie alle in die Grube fallen und nicht anders daraus können errettet werden, als durch Deine Barmherzigkeit... So errette sie denn durch Deinen heiligen Geist, öffne ihre Augen, ihre Ohren, ihr Verständniß und ihr Herz, auf daß sie ihre Schuld erkennen und auf die Liebe Deines Sohnes sehen, welchen Du für sie hast in den Tod gegeben. Und weil es Dir gefallen hat, o Herr, mich zu ihnen zu senden, so erzeige ihnen und mir die unendliche Gnade, daß sie aufnehmen mögen durch Deinen heiligen Geist, was Du Deinem Knecht wirst in den Mund legen, der gewißlich unwürdig ist einer so großen Sendung. Jedoch weil es Dir gefallen hat, mich zu wählen unter den gebrechlichen Werkzeugen dieser Welt, so gieb mir Kraft und Weisheit, so daß Deine Macht kund werde,.... nicht allein in dieser Stadt, sondern vor aller Welt. Wie sollte Dein Knecht bestehen gegen die große Menge der Feinde, wenn es Dir nicht gefiele, ihn zu stärken! So zeige denn, daß Deine Macht größer ist, als die des Satans, und daß Deine Kraft nicht ist, wie die der Menschen!" Froment schloß dann sein Gebet durch das Vaterunser.

Das Volk war gerührt; es hatte oft die Priester maschinenmäßig beten hören, aber nie aus dem innersten Herzen. Man erkannte, daß die Reformirten keine Parteigänger seien, sondern Christen, die das Heil der Menschen wollten. Nun erhob sich der Evangelist von den Knieen und stieg wieder auf die Bank, welche in Genf die erste Kanzel der Reformation werden sollte. Das Betragen der Pfarrer der Magdalenenkirche und von St. Germain war ihm bekannt; und der wüthende Widerstand der Priester gegen die Predigt des Evangeliums bewegte ihn. Ihre Schwerter und Musketen schwebten ihm noch vor Augen, und er beschloß ihnen das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes, entgegenzuhalten. Es galt, die Genfer zu bewegen, den Lehrern, welche sie betrogen, den Rücken zu kehren und sie der heiligen Schrift

zuzuführen. Es galt, mit dem Papstthum zu brechen. Alle Blicke waren auf ihn gerichtet; man sah, daß er ein Buch nahm, es war das Evangelium. Er öffnete es beim siebenten Kapitel St. Matthäi und las die Worte: „Sehet Euch vor vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu Euch kommen, inwendig aber sind sie reißende Wölfe, an ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen.“ Dann heftete er den Blick auf die ungeheure Zuhörermenge und zeigte gleich in den ersten Worten, wie rein und fest sein Glaube an die Geheimnisse Gottes sei, indem er sagte: „Unser Heiland Jesus Christus, wahrer Gott und Mensch, empfangen von dem heiligen Geist, und geboren von der Jungfrau Maria, der da weiß, was zukünftig ist, sah voraus, daß die falschen Propheten nicht in abschreckender Gestalt, sondern in weltlicher Pracht und Herrlichkeit, unter dem Schein der Heiligkeit und in Schafskleidern kommen würden, so daß die Kinder Gottes sich würden täuschen lassen. Deshalb ermahnte er seine Jünger, sie sollten klug sein wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben. Unser Gott will kein thörichtes, hirnloses Volk, sondern ein sehr kluges, das die Lehre Gottes von der Lehre der Menschen zu unterscheiden weiß. Wer das nicht versteht, geht irre und gleicht einem Schweine, welches das Gute nicht vom Schlechten scheidet und beides mit einem Male überschluckt. — O, wenn die Schlange, ein unvernünftiges Thier, vor allen andern ihres Geschlechtes klug ist, daß sie das Ohr vor der Stimme des Zauberers verschließt und ihre alte Haut zu rechter Zeit abstreift, sollten wir uns da nicht fürchten, der von Menschen erfundenen Lehre zu folgen? Sollten wir nicht auch die alte Haut abstreifen, um eine neue anzuziehen? Ja, wir müssen unsere alte Natur ablegen, welche ist die Sünde, Satan, Götzendienst, Unreinigkeit, Raub, Heuchelei, Hochmuth, Geiz und falsche Lehre, und anziehen den neuen Menschen, welcher ist Christus. Es würde uns nichts nützen, wenn wir das Wort des Evangeliums hörten und doch unsere bösen Anschläge nicht ändern wollten; — wenn wir die falschen Lehrer erkennten und sie doch nicht meiden wollten. Denn würden wir wohl mit giftigen Thieren zusammenwohnen, wenn wir sie kennten? Würden wir uns nicht hüten, von einem giftigen Gerichte zu essen, welches vor uns steht?“

„Aber Christus will ferner, daß wir ohne Falsch sein sollen wie die Tauben. — Nicht eine solche Einfalt meint er, wie die mönchische

Heuchlei oder Bigotterie, sondern eine Einfalt des Herzens ohne Galle, sanft wie die der Tauben. Wenn wir in solcher Einfalt wandeln, werden wir siegen über unsere Feinde, wie Jesus Christus seine Gegner durch seine Sanftmuth besiegt hat. Laßt uns nicht schlagen, tödten und verbrennen, wie unsere Tyrannen. Ein Kind Gottes hat kein anderes Schwert als das göttliche Wort, aber das ist ein zweischneidig Schwert, das ins Mark dringet [1]."

Jeder verstand, was Froment sagen wollte, und mehrere sahen sich lächelnd an, als sie an den Aufruhr am vorhergehenden Tage dachten. Aber während diese feurigen Worte die auf dem Molard versammelte Menge bewegten, herrschte in der übrigen Stadt eine noch weit größere Aufregung. Die Priester waren voll Zorn, sie hatten Froment's Schulsaal schließen wollen, und nun predigte er auf dem großen Platze. Sie gingen von einem zum andern, reizten die Laien auf und sagten: „Die Lutheraner haben ihren Götzen nach dem Molard-Platze geführt und lassen ihn da predigen." Von ihnen benachrichtigt, theilte der bischöfliche Vikar dies den Syndicis mit, und diese riefen den Großweibel (grand sautier) Falquet herbei und gaben ihm den Befehl, er solle die Fortsetzung der Predigt untersagen. Alsbald begab sich der Beamte nach dem Molard; die Gerichtsdiener bahnten ihm einen Weg durch die Menge, und als er bei Froment angelangt war, der gerade mit großer Kühnheit redete, erhob er seinen Stab gegen den Prediger und sagte: „Im Namen der Obrigkeit befehle ich Euch, nicht weiter zu predigen."

Froment hielt inne, dann wandte er sich gegen den Großweibel (grand sautier) und antwortete mit lauter Stimme: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. Gott heißt mich sein Wort predigen und du verbietest es mir, weshalb ich nicht verpflichtet bin, dir zu gehorchen." Indessen verursachte die Erscheinung der obrigkeitlichen Macht eine gewisse Bewegung unter den Zuhörern. Als der Evangelist dies bemerkte, wandte er sich an das Volk und sagte: „Beunruhigt Euch nicht, meine Freunde, sondern hört, was unser Herr sagt: daß man sich hüten solle vor den falschen Propheten. Alle beruhigten sich, tiefe Stille trat wieder ein, und da der Großweibel (grand sautier) sah, daß der Evangelist entschlossen war, weiter zu predigen, so hielt er es für das

[1]) Froment, Gestes de Genève, p. 22—29.

sicherste, seinen Herren Bericht zu erstatten und trat mit seinen Gerichtsdienern den Rückweg an. Froment aber nahm seine Rede wieder auf und sprach:

„Um sich vor den falschen Propheten hüten zu können, muß man erkennen, wer sie sind, welches ihre Lehre, welches ihr Leben und wie ihre Kleidung beschaffen ist. Wenn sie Euch ganz getreu und in allen ihren Farben geschildert sind, werdet Ihr ihre Lehre und ihr Leben fliehen, da sie gefährlicher sind, als die Pest. Jene Pest, mit welcher Gott Euch vormals heimgesucht hat [1]), berührte Euch nur äußerlich, diese aber, welche giftiger ist, denn alle Gifte der Erde, steckt die Seele an, tödtet sie und stürzt sie ins Verderben. Und diese Pest hat uns alle und unsere Väter seit einem Zeitraum von etwa 1000 Jahren ergriffen. Sie ist nicht auf einmal entstanden in häßlicher, abschreckender Gestalt, nein, sie ist allmählich hereingebrochen unter dem Schein der Heiligkeit und in Schafskleidern, ja diese reißenden Wölfe hatten sogar gute Absichten. Aber obwohl Jesus Christus uns vor ihrem Kommen gewarnt hat, sind wir doch blind gewesen und haben uns bei der Nase herumführen lassen in die Lügengrube, wie andere Thiere zur Tränke... Der Sohn des Verderbens, der sich in dem Tempel Gottes als Gott anbeten läßt — Ihr betet ihn an und thut nach seinen Befehlen. O welchem trefflichen Herrn dienet Ihr, was habt Ihr für Propheten! Kennet Ihr sie? Ich will Euch nicht in Ungewißheit lassen; ich erkläre offen, daß ich vom Papste rede und daß die falschen Propheten, vor denen ich Euch warne, die Priester und Mönche sind und alle, die in seinem Dienste stehen."

„Aber etliche unter Euch, die selbst zu dieser Schar gehören, könnten uns sagen: Ihr seid die falschen Propheten! Unser Gesetz ist alt und Eures ist erst von gestern und bringt die Menschen und die ganze Erde in Verwirrung. So lange die Unsern herrschten, war uns wohl, wir hatten gute Jahre, und wie gut stand es um uns! Aber seit Ihr uns mit diesem neuen Gesetz gekommen seid, hat es nur Krieg, Hungersnoth, Pest, Spaltungen, Unruhe und Elend gegeben. Wahrlich, Ihr seid nicht von Gott!"

„Wohlan, laßt uns diese Reden prüfen. Laßt uns sehen und

---

[1]) Die Pest war damals in Genf häufig.

untersuchen, wer die falschen Propheten sind, Eure Priester oder wir?... Damit die Sache wohl entschieden werde, bedürfen beide Parteien einen competenten Richter, vor dem kein Ansehen der Person gilt, und beide Parteien dürfen nicht in ihrer eigenen Sache richten. Denn wenn bei den bürgerlichen Gerichten weise Richter, strenge Untersuchungen, wahrhaftige Zeugen, gute Beweise und Urkunden nöthig sind, wie viel mehr in göttlichen Dingen! Deshalb wollen wir einen competenten Richter erwählen und Zeugen, Briefe und alte Gebräuche zur Vertheidigung unseres Rechts aufführen."

Die Neugier war erwacht; man sann nach, wer doch dieser Richter sein könnte. Bis dahin war der Papst in allen streitigen Fällen zum Richter angerufen worden. Wen aber wollte Froment an seine Stelle setzen?

„Zunächst also," sagte er, „der Richter soll Gott sein. Ja, Gott, der mit gerechtem Gericht richtet ohne Ansehen des Reichen oder Armen, des Thörichten oder Weisen, der vielmehr dem das Recht zuspricht, dem es gebührt. Der Richter soll sein wahrer Sohn Jesus Christus sein, dem seine guten und glaubwürdigen Zeugen, die Propheten und Apostel, zur Seite stehen. Und hier," fuhr er fort und zeigte dem Volke das neue Testament, „hier sind Urkunden, gesiegelt und unterzeichnet mit dem theuren Blute unseres Herrn und so vieler treuer Märtyrer, die um dieses Zeugnisses willen zum Tode geführt sind. Was lesen wir da?"

„Zuerst veurtheilt der Herr hier die Pharisäer, diese blinden Blindenleiter[1]). Meint Ihr nun etwa, daß Eure, die römischen Priester, nicht von ihm getadelt worden? Sie, die da behaupten, daß sie durch ihre Verdienste heilig sind, die einzigen in der Kirche, und Euch leiten wollen mit ihren Bullen, Ablaß, Ohrenbeichten, Messen und andern Quälereien und Kindereien, die sie in ihren Köpfen sich ausgedacht haben, was die Pharisäer nie zu thun wagten."

„Ferner bezeugt der Herr bei St. Matthäus: „Es werden in den letzten Zeiten aufstehen falsche Propheten, die zu Euch sagen: „Siehe hier ist Christus oder da[2])! Und sagt man Euch nicht, Christus sei da... im Innern des heiligen Hauses eingeschlossen, ganz hinten ver-

[1]) Matth. 15, 14.
[2]) Matth. 24, 23.

borgen, in einem Gefäße? Glaubet das nicht! Der wahre Christus ist der, welcher uns durch sein Blut erkaufet hat. Suchet ihn in aufrichtigem Glauben zur Rechten des Vaters, und nicht in irgend einem Hause, in einem Schranke, in dem Hostiengefäße,... wie Eure neuen Erlöser und Opferpriester es thun."

„Und was sagt Jesus Christus noch heute, um die falschen Propheten noch besser kenntlich zu machen? Er sagt nicht nur, daß sie in Schafskleidern kommen, sondern daß sie einhertreten in langen Kleidern, daß sie fressen der Wittwen Häuser und wenden lange Gebete vor[1]). Der Herr verbietet nicht, daß man lange Kleider trage zur Nothdurft des Leibes; aber er verbietet den damit verbundenen, heuchlerischen Aberglauben, als werde man durch solche Dinge besser und heiliger als die Laien, da sie anders gekleidet, geschoren und rasirt sind als wir... Ja durch solche Mittel haben sie die Wittwen gefressen. Damit will ich nicht sagen, daß sie Frauen fressen; das ist so eine Redensart, wie man auch sagt, daß Tyrannen ihr Volk auffressen und Advokaten ihre Clienten; es will sagen ihre Habe, nicht daß sie wie die Kannibalen ihr Fleisch fressen. „Ihr zerbrechet ihnen die Beine (um des Markes willen), sagt ein Prophet, „und fresset das Fleisch meines Volkes und zerleget es wie in einem Topf und wie Fleisch in einem Kessel[2])."

„Jetzt aber blick' um dich, o Volk!... Ich bitte dich und urtheile selbst. Wer sind die, welche solche Gewänder, solche lange Kleider tragen und die Wittwen fressen und wenden lange Gebete vor? Ihr wisset wohl, daß wir's nicht sind, denn wir sind gekleidet wie die andern, wenn aber die Eurigen sich kleideten wie wir, so würden sie mit dem Banne belegt und Abtrünnige genannt werden..."

„Noch mehr: Wir sagen den armen Leuten nicht, sie sollten uns von ihren Gütern bringen, und wir wollten sie dann erlösen, wir würden für sie und ihre Todten beten, damit sie aus dem Fegefeuer errettet werden... Das thun aber die Eurigen, und unter dergleichen Vorwänden haben sie fast alle Güter der Erde in ihre Klauen bekommen. Und darüber darf kein Wort verlauten; denn wer darüber redet, würde

---

[1]) Luk. 20, 46. — Mark. 12, 38. — Matth. 23, 14.

[2]) Micha 3, 3.

sogleich des Todes sein oder exkommunicirt werden, oder ein Ketzer und Lutheraner heißen!"

„Ach, Jesus Christus, St. Paulus und die andern Apostel beschreiben sie so deutlich, daß jeder noch so verblendete, noch so unwissende Mensch sie leicht erkennen kann, mit Ausnahme derer, die ihre fetten Suppen zu verlieren fürchten. Unsere heiligen Schriften nennen sie Brunnen ohne Wasser, Antichristen, Verächter der Herrlichkeit. Sie sagen, daß sie anhangen den Lehren der Teufel, verbieten ehelich zu werden und zu meiden die Speise, die Gott geschaffen hat zu nehmen mit Danksagung den Gläubigen [1])."

Während Froment so auf dem Molard-Platze redete, erfuhr der im Rathhause versammelte Magistrat durch den Großweibel (grand sautier), daß die Predigt fortdauere. Die Syndici geriethen in Zorn, und die Stiftsherren und Priester meinten, da die bürgerliche Gewalt machtlos sei, müßten sie selbst die Sache in die Hand nehmen; sie griffen daher zu ihren Waffen und schickten sich an, dahin zu eilen. Zugleich befahl der Rath, der entschlossen war, ein Exempel zu statuiren, die Prediger festzunehmen, wo man sie fände. Demzufolge begaben sich der Polizei-Direktor, der Fiscalprokurator, Gerichtsdiener, Soldaten und Priester, erhitzt und aufgebracht über die Kühnheit des Evangelisten, in großer Anzahl nach dem Molard und waren fest entschlossen, ihn ins Gefängniß zu werfen. Wenn Farel auch ihren Streichen entzogen war, Froment sollte ihnen nicht entwischen! Während diese wilde Schar mit Mordgedanken den Perron hinabeilte, hatte Froment keine Ahnung davon, oder er kümmerte sich nicht darum und fuhr in seiner Rede an das Genfer Volk fort:

„Es giebt noch viele andere Kapitel in der Schrift," sagte er, „die man zum deutlichen Beweise anführen könnte, aber dies mag Euch genügen und setzt Euch in den Stand, zu entscheiden, ob wir oder Eure Pfarrer falsche Propheten sind. Es ist wohl niemand unter Euch, der nicht wüßte, daß wir weder die Ehe noch Fleischspeisen verbieten, daß wir die Ehe heilig halten als eine Ordnung, die seit dem Anfang der Welt allen geboten ist, die nicht die Gabe der Enthaltsamkeit empfangen haben, ohne jedes Ansehen der Person. Der Papst aber macht es

---

[1]) 1. Tim. 4, 1. 3.

anders und sagt: Wer kein rechtmäßiges Weib hat, mag eine Concubine halten. (Distinction 34, Kap. 16.) Qui non habet uxorem, loco illius concubinam habere potest; dann fügt er hinzu, ich will, daß sie heilig seien!.... Wahrlich, eine wunderliche Heiligkeit!.... Ich rufe Euch zu Zeugen an. Ihr kennt sie seit langer Zeit besser als ich."

„Was die Fleischspeisen angeht, so stellen wir es jedem frei, wie unser Herr es gethan hat, ermahnen das Volk, sie mäßig zu genießen, ohne Uebermaß und Uebertreibung und mit Danksagung gegen Gott.... Diese aber thun gerade das Gegentheil. Obwohl Christus uns vom Vater gesandt ist, daß er uns in alle Wahrheit leite, kommen sie uns mit Lügen, Träumereien, falschen Lehren, Verboten der Ehe und der Fleischspeisen und allerlei Faseleien, als wären das heilige Dinge......"

In diesem Augenblicke ließ sich ein dumpfes Getöse hören. Claude Bernard, der mit Aug' und Ohr auf der Wache stand, gewahrte, wie eine bewaffnete Schar auf den Platz zumarschirte. Der Stadthauptmann, der Fiscalprokurator, bewaffnete Civilbeamte und ungeduldige, zornige Priester stürmten auf den Molard. Bernard fühlte, daß hier jeder Widerstand vergeblich und gefährlich sei; auch durfte die Reformation in Genf nicht mit Gewalt eingeführt werden, sie sollte nur durch Ueberzeugung Eingang finden. Es war kein Augenblick zu verlieren, jeder sah voraus, was dem Evangelisten bevorstand, wenn er ergriffen wurde. Er mußte gerettet werden. Bernard verläßt daher seinen Platz, stürzt voll Aufregung auf Froment zu und ruft mit schallender Stimme aus allen Kräften [1]): „Da kommen alle Priester mit Waffen!.... Der Fiscalprokurator und der Stadthauptmann begleiten sie.... Um der Ehre Gottes willen, steigt herab von der Bank, damit wir Euer Leben retten. Flieht! Flieht!"... Aber Froment wollte nicht heruntersteigen; vergebens flehte man ihn an; sein Herz brannte in ihm; er fühlte, wie sein Wort die Seelen bewegte.... Wie sollte er nun in einem so entscheidenden Augenblicke sein Werk im Stiche lassen? Aber schon nahten die Priester und Soldaten; schon legten einige Hugenotten die Hand ans Schwert, und schickten sich an, die priesterliche Schaar zurückzudrängen, Verwundungen und Tod schienen unvermeidlich. Da sprach Ber-

---

[1]) »Anhelo pulmone, in effusissimam vocem laxato.« (Spanheim, Geneva restituta, p. 52.

nard: „Bitte, laßt uns um der Ehre Gottes willen Blutvergießen vermeiden.“ Diesen Worten konnte Froment nicht widerstehen. Einige seiner Freunde ergriffen ihn und zogen ihn mit sich fort. Sie brachten ihn heimlich durch einen kleinen Gang und gelangten so zu Johann Chautemps' Haus; die Thür öffnete sich, und der Evangelist wurde in einem geheimen Versteck verborgen. Umsonst hatten sich die Priester und Soldaten bemüht, ihn zu erreichen, die Menge der Zuhörer hatte sich zwischen sie und ihn gedrängt. Darauf befahl der Stadthauptmann dem Volke „bei schwerer Strafe“ auseinanderzugehen, und wirklich verlief sich die Versammlung, als man den Evangelisten in Sicherheit wußte. Die Beamten und Priester aber kehrten beschämt und wüthend zu den Syndicis zurück und berichteten diesen zweiten mißglückten Versuch. Das Wort war nicht umsonst ausgestreut worden, viele Zuhörer meinten, sie hätten in diesem Jahre schöne Neujahrsgeschenke empfangen. Das war der erste Tag des Jahres 1533 in Genf [1]).

Aber nicht alle Priester und ihre Anhänger waren wieder ins Rathhaus zurückgekehrt. Froment war zwar verschwunden, aber er konnte nicht weit sein. Deshalb durchstreiften einige die umliegenden Straßen und suchten den Zufluchtsort des Reformators zu entdecken. Und am Ende machte einer ihn ausfindig. Chautemps war als ein entschiedener Evangelischer bekannt, und man erinnerte sich, daß Olivétan bei ihm gewohnt habe. So blieben denn mehrere Katholiken unter den Fenstern stehen, und als die Nacht hereingebrochen war, fing man an Lärm zu machen. Die Freunde Froment's erschraken. Sie gingen zu ihm in sein Versteck und sagten: „Wir müssen Euch in das Haus eines andern Bürgers bringen.“ Sie gingen durch eine Hinterthür hinaus, und es gelang ihnen, da es sehr dunkel war, ihn unerkannt in das Haus des energischen Perrin zu bringen, der mehr gefürchtet wurde als der ehrliche Chautemps. Aber bald wandten sich die Priester und ihre Anhänger auch dorthin: „Freund Perrin,“ riefen sie, „wir werden dein Haus demoliren und dich verbrennen, wenn du diesem Lutheraner nicht den Abschied giebst.“ Perrin benahm sich klug, er ging zu der Schar der Katholiken hinaus und sagte: „Es steht uns frei, jeden rechtlichen Mann als Diener anzunehmen, ohne daß jemand etwas dawider sagen

[1]) Froment, Gestes de Genève p. 43. — Msc. de Roset, Chron. liv. II, p. 45.

kann." Darauf ging er zu Froment und sprach zu ihm: „Ihr seid mein Diener, ich nehme Euch als solchen in Lohn, Ihr sollt für mich arbeiten!" Zugleich gingen einige Freunde Perrin's, stolze Hugenotten, auf die Straße und zeigten den Priestern ein drohendes Antlitz. So sahen diese sich genöthigt, sich zurückzuziehen. Die Syndici aber beschlossen, für den folgenden Tag den großen Rath zu berufen [1]).

Die Lage war ernst. Die neue Lehre war so eben öffentlich verkündigt worden, und Froment's kühne Rede hatte Eindruck gemacht, besonders auf die Hugenotten. Sie hatten erkannt, daß die Einführung der religiösen Reformation das sicherste Mittel zum Schutz ihrer politischen Befreiung sein würde. Auf dem Molard-Platze hatten sich das Evangelium und die Freiheit die Hand gereicht. So fragten sich denn die Katholiken, ob die Herrschaft des Papstes zusammenbrechen sollte. In höchster Aufregung disputirten die verschiedenen Parteien mit einander, und lebhafte Debatten entspannen sich. Die Politiker behaupteten, wenn die Stadt über solche wichtige Angelegenheiten uneins sei, würde ihr unversöhnlicher Feind, Savoyen, bald sein weißes Kreuz auf ihre Mauern pflanzen, nach welchen es schon so lange gierigen Auges geblickt. Gewisse Laien, voll Vertrauen auf ihre eigne Klugheit, fragten, ob man denn unbekannten, thörichten Leuten gestatten wolle, überall ihre Thorheiten auszukramen? Aber die Priester redeten am lautesten; sie fragten die Genfer, ob sie den Glauben ihrer Väter verlassen wollten, ob die apostolische, katholische Kirche, die schon angegriffen sei, völlig umgestürzt und vernichtet werden solle, um einer neuen Lehre Platz zu machen, die Genf's Untergang herbeiführen werde? Und die Hugenotten antworteten, wenn die von den Reformatoren verkündete Lehre auch nicht die des Papstes, der Scholastiker, der Concilien, ja vielleicht auch nicht die der Kirchenväter sei, so sei es doch die der Apostel und Jesu Christi und folglich älter als die Lehre Roms. Sie erklärten, daß das päpstliche Regiment nichts anderes sei, als der Despotismus in der Kirche und deshalb auch nur den Despotismus im Staate hervorrufen könne. Die beiden Parteien gingen immer weiter auseinander. Die Syndici und die Rathsherren, welche die Eintracht wieder herzustellen wünschten,

---

[1]) Froment, Gestes de Genève, p. 43, 44. — La soeur J. de Jussie, le Levain du Calvinisme, p. 50.

neigten sich bald mehr nach rechts, bald nach links, um die Heftigsten zu besänftigen; allein das war eine schwierige Sache.

Als am 2. Januar der Rath der Zweihundert versammelt war, stellte der erste Syndicus den Antrag, „daß es verboten werden solle, in den Privathäusern und auf öffentlichen Plätzen ohne die Erlaubniß der Herren Syndici oder des bischöflichen Vikars zu predigen — und daß alle die, welche Prediger kennten, die diesem Gesetze zuwidergehandelt hätten, verpflichtet sein sollten, dieselben anzugeben, bei Strafe von drei Zügen mit dem Folterseile." Bei diesen Worten riefen die Hugenotten: „Wir fordern die heilige Schrift!" Aber die Freunde der Priester antworteten: „Wir wollen durchaus, daß diese Sekte ausgerottet werde!" Der Rath glaubte alle zufriedenzustellen durch den Beschluß, daß der Franziskaner Bocquet bis zur nächsten Fastenzeit predigen solle [1]).

Dann sagte der erste Syndicus, den die Spaltungen und der Haß, durch welche die Bürger entzweit waren, betrübte: „Alle Bürger und Einwohner mögen einander vergeben!" Und die Genfer, deren Herz eben so schnell zum Zorn, wie zur Versöhnung geneigt war, riefen von allen Seiten: „Ja, ja, wir wollen auch die lieben, die entgegengesetzter Ansicht sind." Darauf hoben sie die Hände empor, und bald sah man Scharen durch die Straßen ziehen, und Männer der verschiedensten Richtung liebreich Arm in Arm vorübergehen [2]).

Unterdessen hielt sich Froment bei Perrin auf und machte Bänder, „sonst," berichtet er uns, „hätte er da nicht bleiben können." Während er aber so still bei seinem Weberhandwerk saß und sein Schiffchen von rechts nach links und von links nach rechts warf, bedachte er bei sich selbst, ob er in seinem Versteck bleiben oder abermals das Evangelium öffentlich verkündigen sollte. Da beschloß er von Haus zu Haus zu gehen und die zu befestigen, welche geglaubt hatten. Er zeigte sich also wieder und klopfte an gewisse Thüren an. Etliche seiner Freunde aber folgten ihm ohne sein Vorwissen, mit dicken Stöcken bewaffnet, um zu verhindern, daß ihm irgend ein Leid geschähe. Eines Tages jedoch rief ihm ein gemeines Weib grobe Schimpfreden zu; da näherte sich Johann

---

[1]) Rathsprotokoll, 2. Jan. 1533. — Msc. de Gautier. — Msc. de Roset, Chron., liv. II, ch. V. — La soeur J. de Jussie, Hérésie de Genève, p. 50.

[2]) *Ibid.*

Favre, ein heftiger Hugenott, der Froment's Leibwache bildete, der Frau und gab ihr „eine sehr derbe Ohrfeige." Froment aber wandte sich um und sagte betrübt über die Heftigkeit seines Freundes: „Nicht durch Härte gewinnen wir die Leute, sondern nur durch Freundlichkeit und Sanftmuth." Ein ander Mal ging Froment über die Rhônebrücke zu Aimé Levet [1]). Es war ein Festtag, und die Priester betraten an der Spitze einer Prozession die Brücke von der einen Seite, als Froment gerade von der andern Seite kam; sie trugen Kreuze und Reliquien, murmelten Gebete und riefen die Heiligen an: „Sancte Petre!" sangen einige, „Sancte Paule!" die andern. Ueberrascht und verlegen, was er thun solle, beschloß Froment sich zu mäßigen und die Heiligen nicht in den Fluß zu werfen, wie sein Lehrer Farel es zu Montbéliard gemacht hatte. Er blieb also ruhig stehen, verneigte sich aber nicht vor den Heiligenbildern. Bei diesem Anblick unterbrachen die Priester ihre Litaneien und schrien: „Auf, laßt uns ihn greifen! Fort mit dem Hund in die Rhône!" Und die bigotten Frauen, die ihnen folgten, verließen die Reihen und stürzten sich auf den Reformator. Eine faßte ihn beim Arm, die andere beim Rock, eine dritte stieß ihn von hinten, und alle riefen: „In die Rhône!" und bemühten sich, ihn in den Fluß zu werfen. Aber die Sicherheitswache, die nicht weit davon war, Johann Humbert und einige andere Hugenotten, eilten schnell herbei und entrissen Froment den Händen dieser Furien. Als jedoch die Frauen, Priester und Sakristane sahen, daß die Lutheraner ihren Götzen fortführten, schrien sie noch ärger, und eine lärmende Menge wogte auf der Brücke hin und her. Die Hugenotten, welche Froment in Sicherheit bringen wollten, führten ihn schnell in Aimé Levet's Haus, welches an dem einen Ende der Brücke lag [2]). Da begannen Leute aus dem Volke, vom Klerus aufgehetzt, dies Haus zu belagern; sie warfen mit Steinen gegen die Fenster, schleuderten Koth in die Apotheke, dann drangen sie hinein, streuten die Kräuter auf den Boden und stießen die Flaschen um; Levet war nämlich Apotheker, ein Stand, der sehr geachtet wurde. Die Hugenotten hatten unterdessen Froment durch eine geheime Thür in Sicher-

---

[1]) »In Leveti aedes, in ponte quo flumen Rhodani transitur sitas, migrat.« (Spanheim, Geneva restituta p. 50.)

[2]) Froment, Gestes de Genève, p. 4.

heit gebracht, gingen dann hinaus und vertrieben mit Hülfe einiger Freunde die Priester, die Weiber und alle Unruhstifter von der Brücke.

In der Nacht verließ Froment sein Versteck, kehrte zu Perrin zurück, und nachdem er seine Freunde zusammenberufen hatte, stellte er ihnen vor, daß er glaube, die Stadt wegen dieser heißen Stürme verlassen zu müssen. Chautemps, Perrin, Levet, Guérin waren sehr betrübt, aber sie erkannten an, daß die Heftigkeit der Gegner den Aufenthalt des Evangelisten in Genf unnütz machte. Claude Magnin erbot sich, ihn zu begleiten, und als die Nacht hereingebrochen war, sagte Froment seinen Freunden Lebewohl. Vorsichtig verließ er die Stadt, nahm seinen Weg durch das Waadtland und erreichte sein Dorf Yvonand, wo er von den Genfer Kämpfen ausruhte.

Froment gehörte nicht zu jenen hervorragenden Männern, die durch ihren großartigen Charakter eine Rolle spielen, und deren Einfluß stets wächst und steigt. Sein Dienst in Genf während eines Theiles des Winters von 1532 auf 1533 war die Heldenepoche seines Lebens; darnach zeigte er sich kaum anders, als in der zweiten oder dritten Reihe; Lehrer, die ihm überlegen waren, verdunkelten ihn. Durch die Kürze seiner Thätigkeit gleicht er jenen Sternen, die einige Wochen lang aller Augen auf sich ziehen und dann verschwinden. Aber er war denselben auch ähnlich durch jene Kraft, welche das Volk ihrer flüchtigen Erscheinung zuschreibt. Froment's Aufenthalt in Genf brachte daselbst die römischen Traditionen ins Wanken, zog die heilige Schrift aus der Vergessenheit hervor, verbreitete in der Stadt einige Lichtstrahlen und legte daselbst den ersten Grund zur Gestaltung der Kirche. Bald wurde das Wort Gottes der Stadt reichlicher gebracht durch Farel und Calvin; die Sonne ließ ihr volles Licht über Genf scheinen und es erhob sich dort ein festes und majestätisches Gebäude, zu welchem der arme Schullehrer den Grund gelegt hatte.

Dreizehntes Kapitel.

Die heilige Schrift und das heilige Abendmahl in Genf.

(Januar und Februar 1533.)

Froment's Abreise steigerte nur noch die Liebe zum Evangelium in den Männern, die es aufrichtig meinten. Man hatte sie um das gebracht, worauf sie ein Recht zu haben glaubten, — die Predigt des Evangeliums — sie litten unter diesem Mangel und waren entschlossen, sich von dem geistigen Elende zu befreien, in welches das systematische Verfahren der Priester sie versetzt hatte. Andere sehnten sich nicht minder lebhaft nach der Freiheit und sind, ohne daß sie es ahnten, die Werkzeuge einer bedeutenderen Umwälzung geworden, als sie selbst im Sinne gehabt hatten. Die Genfer fühlten wie durch Eingebung, daß die Welt zu Anfang des 16. Jahrhunderts sich in ihren Angeln drehte, und daß eine neue Phase für die Menschheit begann. Aber sie gewahrten dies nicht nur, sie spielten selbst die erste Rolle bei der Revolution, welche in der Welt vor sich gehen sollte. Kraftlose Völker einer traurigen Unthätigkeit überlassend, riefen die Männer jener kleinen Stadt: Vorwärts! und eilten auf den Kampfplatz.

Kaum hatte Froment Genf verlassen, als die Anhänger der Reformation ihr Haupt erhoben. Die römische Kirche hatte zwar den Fürstbischof, den Klerus, die Freiburger, ja auch die Majorität des Rathes und des Volkes für sich; aber wenn auch die Freunde der Reformation in der Minorität waren, was die numerische Stärke anbelangt, so waren sie doch ihren Gegnern an moralischer Kraft überlegen. Ein Geschichtsschreiber erwähnt, daß die Parteien von diesem Augenblick an einander fast an Macht gleichgekommen seien [1]). Der Franziskaner Bocquet, der, wie ein Manuscript sagt, „sich so geschickt benommen hatte, daß die beiden Parteien ihn mit gleichem Eifer hörten [2]),“ fing nun an, offener die christliche Wahrheit zu predigen. Da geriethen die erstaunten Priester in noch größere Wuth über den Mönch, als ehedem über den Reformator, und verlangten, daß man ihm Stillschweigen gebieten solle.

---

[1]) Rochat, III, p. 186.

[2]) Berner Manuscript, das Bonivard zugeschrieben wird, Hist. helv., V, 12.

Und bald erhielt die Geistlichkeit eine mächtige Hülfe. Am 23. Februar erschienen in Genf sechs Freiburger Rathsherren, lauter entschiedene Katholiken, welche einen Drohbrief zu überbringen hatten. „Wenn Ihr Lutheraner werden wollt," sprachen sie zu dem Rathe, „so sagt sich Freiburg von dem Bündnisse mit Euch los." Umsonst antworteten die Syndici, daß sie leben wollten wie ihre Väter, die Freiburger machten einen gewaltigen Lärm über die Predigten des Franziskaners. Da verfügte der Rath „um des lieben Friedens willen," daß Bocquet Genf verlassen solle.

Allein die Freunde des Evangeliums, denen nun sogar der Franziskaner genommen wurde, verloren dennoch den Muth nicht. Blieb ihnen doch die heilige Schrift, sie lasen zu Hause das neue Testament von Lefèvre und bildeten Vereine, in denen das Wort Gottes ausgelegt ward. Die Versammlungen, „welche hie und da in den Häusern gehalten wurden, vervielfältigten sich," und die Zahl der Gläubigen nahm täglich zu [1]). Gewöhnlich kamen sie am äußersten Ende der rue des Allemands bei Baudichon de la Maisonneuve zusammen, der sich von nun an als eifrigsten Protestanten zeigte. Aus einer adeligen Familie stammend, besaß Baudichon einen entschlossenen Charakter und manche Talente, aber er ging zu weit in dem Wunsche, seiner Ueberzeugung den Sieg zu verschaffen. Zur Zeit der Feudalherrschaft war das individuelle Leben vorherrschend gewesen, im 16. Jahrhundert aber wurde das sociale Element immer mächtiger. Doch gab es gewisse Naturen, die in allem ihre unabhängige Individualität aufrecht erhielten; und zu diesen gehörte Baudichon. So hielt er sich höchst tapfer, so lange es galt, die alte Ordnung der Dinge umzustürzen, aber als die neue aufgerichtet werden sollte, zeigte er sich weniger nützlich. Indessen scheint er ein Gefühl seiner unzulänglichen Fähigkeit gehabt zu haben. Er führte in seinem Wappen ein Haus und über dem Helmschmuck eine offene Hand mit den Worten: Es nützt nichts, sein Haus zu bauen, wenn der Herr nicht mit Hand anlegt.

Aber der Herr legte mit Hand an. Die Vereine bildeten sich und das Haus Baudichon's war die Crypta, wie ein alter Schriftsteller

[1]) Froment, Gestes de Genève, p. 47. — »Domatim conventus habere.« (Msc. de Turretini.)

sagt, in welcher die neuen Christen ihre bescheidenen Zusammenkünfte hielten [1]). Beim Eintritt grüßten sie sich brüderlich, nahmen dann in einem großen Saale Platz und verharrten einige Augenblicke in tiefem Stillschweigen. Sie wußten, daß, wiewohl ihrer viele waren, doch alle nur einen Mittler hatten, der, wenn auch unsichtbar, doch unter ihnen weilte. Dann las einer aus der Schrift vor, einer der Gelehrtesten erklärte sie und machte die Anwendung auf die Anwesenden ein dritter betete ... Erbaut und gestärkt verließen die Gläubigen diese Versammlungen, „die," wie sie sagten, „so ganz verschieden waren von der päpstlichen Messe!"

Bisweilen wurde ihnen auch ein großer Genuß zu Theil. Ein evangelischer Fremder kam durch Genf, und alsbald verbreitete sich diese Kunde in allen Familien; man theilte sich Ort und Stunde mit, wann er reden wollte, und die Gläubigen eilten von allen Seiten herbei. „Wie heißt er?" fragte man eines Tages. — Peter Maneri. — Was ist er? — Ein Diener Gottes — Wo wohnt er? — Bei Claude Pasta. Und alsbald füllten sich Pasta's Zimmer.

Diese ersten Evangelischen in Genf begnügten sich aber nicht nur mit der Unterweisung in der reinen Lehre; sie wußten, daß das bloße Wissen von Gott niemanden erlöst, sondern daß man in Christi Geist leben müsse, wie er gelebt hat. Sie hatten eine Kasse eingeführt, und Salomon hatte die Verwaltung derselben übernommen. Jeder brachte ihm sein Scherflein zur Unterstützung der Armen, sei es aus Genf, sei es aus der Fremde. Denn jene Christen lernten zu gleicher Zeit glauben, lieben und geben.

Indessen sah man schon damals zwei Arten des Protestantismus in Genf zu Tage kommen, die seitdem nicht aufgehört haben und ohne Zweifel nie aufhören werden, der innere und der äußere Protestantismus nämlich. Der fromme, bescheidene Guérin, den wir erwähnt haben, hatte einen Diener, der die Predigten seines Herrn außerordentlich bewunderte, aber ein gewaltiger Schwätzer war. Eines Tages wollte er es seinem Herrn gleichthun und fing mitten auf der Straße vor einer Anzahl Leute an zu peroriren. „Was wollt Ihr in der Messe?" sagte

---

[1]) »In Domonovani Baudichonii aedibus, quae concionum ordinariarum *Crypta* erant.« (Spanheim, Geneva restituta, p. 58.)

er, „Ihr seid ja Götzendiener .... Statt Gott die Ehre zu geben, betet Ihr Brot an!" Der arme Redner wurde ergriffen und mußte seiner Predigt wegen die Stadt verlassen. Ein ander Mal gingen Hugenotten in den Laden eines Pastetenbäckers, es war am Sonnabend und in der Fastenzeit. Sie verlangten ein Fleischgericht. „Unmöglich!" sagte der Restaurateur. — „Keine Umstände!" versetzten die Hugenotten unwirsch. Der Pastetenbäcker aber ging hin und denuncirte sie, worauf jeder zu einer Geldbuße von 60 Sous verurtheilt wurde: das gab natürlich Anlaß zu neuen Streitigkeiten. „Lutheraner, Hugenotten, Ketzer," sagten die einen; — „Pharisäer, Mameluken, Papisten!" erwiederten die andern [1]).

Inmitten dieser Aufregung wurde damals in Genf das wichtigste Werk der Reformation vollendet. Olivétan arbeitete Tag und Nacht an der Uebersetzung der heiligen Schrift. Er hielt dafür, daß der Kirche seiner Zeit nichts nothwendiger sei, und aus Liebe zu ihr war er entschlossen, alles zu thun, um ihr zu helfen. „O arme, kleine Kirche," sagte er, „obwohl du so verlassen, so unscheinbar und verachtet bist, obwohl du Blinde, Lahme, Krüppel, Taube, Gichtbrüchige, Fremde, Waisen, Einfältige und Thörichte am häufigsten zu den Deinen zählst, weshalb sollten wir uns schämen, dir ein so königliches Geschenk zu bieten? Bedürfen sie nicht alle des christlichen Trostes? Und wem bestimmt denn der Herr sein geschriebenes Wort, wenn nicht gerade seiner kleinen, unüberwindlichen Schar, welcher er als der rechte Feldherr durch seine Gegenwart Muth und Kühnheit verleihen will [2])."

Nichts betrübte Olivétan so sehr, als wenn er auf die Kirche seiner Zeit blickte. Je mehr er studirte, desto mehr fühlte er ihren jammervollen Zustand und die Nothwendigkeit einer gänzlichen Reformation durch das Wort Gottes. Vielleicht hatte die Lage der Kirche noch nie bei irgend jemand einen so lebhaften, tiefen Schmerz verursacht. Wenn Olivétan in seinem kleinen Zimmer allein an seinem Schreibtische saß, dann stiegen jene trüben Betrachtungen in ihm auf, und er rief aus: „Ich liebe dich, ich habe dich im Dienst deiner gestrengen Herren gesehen, ich sah dich gehen, kommen, laufen, rennen und peinigen. Ich

---

[1]) Rathsprotokoll vom 4. und 26. März. — Froment, Gestes de Genève, p. 47.

[2]) Bible d'Olivétan, in folio, Dédicace.

habe gesehen, wie man dich mißhandelt, entstellt, irre geleitet, zerrissen, besudelt, zerfleischt, zerzaust, geschlagen, verunziert hat, wie man dich verschmachten ließ und dich zerfetzte; ich habe dich in so jammervollem Zustande gesehen, daß man dich eher für eine arme Sclavin, als für eine Tochter des Herrschers der Welt und die Braut seines einigen Sohnes gehalten hätte. Höre," fuhr er fort, „dein Freund ruft dich, er sucht dir dein Recht begreiflich zu machen und dir die Parole zu geben, durch welche du zur völligen Freiheit gelangst. Wirst du, niedergeschmettert von den vielen Schlägen, abgestumpft und belastet durch alle die Drangsale, mit denen deine harten Herren dich heimsuchen, auf deinem Wege vorwärts schreiten, das traurige und niedrige Werk vollenden, das sie dir auferlegt haben [1])?"

Aber bald hielt Olivétan mitten in seiner Arbeit inne und fragte sich, ob „der bescheidene Uebersetzer," wie er sich nennt, „auch im Stande sei, eine solche Arbeit zu vollenden." Er betrachtete sich als den armseligsten unter den Gläubigen, „als einen der kleinsten Zehen an den Füßen des Leibes der Kirche [2])." Aber seine Kleinheit trieb ihn nur an, seinen Eifer zu verdoppeln. Er verschaffte sich die besten Exemplare der Schrift. Wie er uns selbst sagt, „verglich er alle alten und neuen Uebersetzungen, von den griechischen bis zu den italienischen und deutschen." Besonders benutzte er die französische Uebersetzung von Lefèvre d'Etaples, aber manche Stellen gab er anders wieder. Er studirte die verschiedenen Texte, den Gebrauch der Punkte, der Noten, der Consonanten, der Aspirationen und der wenig gebräuchlichen Ausdrücke. Sollte er, so fragte er sich, im Französischen gewisse griechische Benennungen wie: Apostel, Bischöfe, beibehalten oder sie durch das entsprechende französische Wort wiedergeben? „Wenn ich den griechischen Ausdruck beibehalte," sagte er, „so wird die Sache, die das Wort bezeichnet, ebenso unbekannt bleiben, wie sie es bis jetzt gewesen ist." Er übersetzte daher das griechische Wort Apostel durch das französische envoyé (Bote), statt Bischof sagte er surveillant (Aufseher), statt Priester ancien (Aeltester). Dann fügte er boshaft hinzu: „Und wenn jemand sich verwundert, in meiner Uebersetzung gewisse Wörter nicht zu finden, die das

---

[1]) Bible d'Olivétan, Dédicace.

[2]) Bible d'Olivétan, Apologie du translateur.

gemeine Volk immer im Munde führt, weil es meint, sie ständen in der heiligen Schrift, wie Papst, Kardinal, Erzbischof, Archidiakonus, Abt, Prior, Mönch, so wisse man, daß ich sie nicht darin gefunden und sie deshalb auch nicht verändert habe [1]).

Am 13. März verlangte der Buchdrucker de Vingle die Autorisation zum Druck der Bibel. Im Rath waren die Meinungen sehr getheilt, denn die Freunde der Geistlichkeit widersetzten sich dem Gesuch. Von einer Seite rief man: die Schrift! und von der andern: die Kirche! Die Syndici glaubten laviren zu müssen und bewilligten den nochmaligen Abdruck der Bibel von Lefèvre, ohne Zusatz oder Weglassung; sie fürchteten sich vor Olivétan's Arbeit; später werden wir sehen, wo dieser seine Uebersetzung drucken lassen mußte [2]).

Ein anderer Wunsch beschäftigte indessen damals die Evangelischen in Genf vorzugsweise. Wenn Guérin, Levet, Chautemps und andere in einem bescheidenen Zimmer zusammen saßen, redeten sie mit einander davon, wie glücklich sie sein würden, wenn sie am Tische des Herrn das Gedächtniß seines Todes feiern dürften. Schon seit langer Zeit nahmen sie nicht mehr Theil an der Communion der römischen Kirche, die nach ihrer Meinung durch traurigen Aberglauben verunreinigt war, und sie wünschten lebhaft, in ihrer Mitte das heilige Abendmahl Christi in seiner apostolischen Reinheit wiederhergestellt zu sehen. Das Erste, was die Christen in Genf verlangten, war die heilige Schrift, das Zweite das Sakrament. Das ist ganz in der Ordnung; denn das Wort Gottes schafft den Christen, und das Sakrament befestigt ihn. Christus giebt seinen Jüngern zuerst Erkenntniß seiner Wahrheit, und zwar durch das Amt des Wortes. Dann aber will er ihnen begreiflich machen, daß er den Gläubigen nicht blos christliche Begriffe verleiht, sondern sich selbst, sein eignes Leben, daß er kommt, wie er sagt, um Wohnung in ihnen zu machen [3]). Das ist die zweite Phase des Glaubens, und das heilige Abendmahl ist Zeichen derselben.

Demnach wünschten die Genfer Christen, als sie durch die Schrift Erleuchtung empfangen hatten, die Communion. Aber wer sollte das

---

[1]) Bible d'Olivétan, Apologie du translateur.

[2]) Rathsprotokoll vom 13. März 1533.

[3]) Evang. Johann. 15, 4. 5.

Mahl austheilen? fragten sie sich. Sie hatten ja keine Diener Gottes. Hatte nicht Luther schon vor 10 Jahren gesagt, die Gemeinde solle, um alle Unordnung zu vermeiden, ihr Recht gebrauchen und einen oder mehrere Gläubige in aller Namen erwählen zur Verwaltung des Amtes am Worte [1]). Ihr Blick fiel auf Guérin, denn wenige unter den Reformirten waren so geachtet wie er. Ein evangelischer Christ und kein politischer Hugenott, besaß er „glühende Liebe für seine Glaubensbrüder" und war kühn und eifrig im Bekenntniß des Evangeliums. Und es bedurfte eines gewissen Muthes, um in Genf das evangelische Abendmahl zu leiten Angesichts der römischen Messe. „Das Fleisch ist immer träge," hat ein Genfer Christ gesagt, „und zieht sich zurück, wie ein alter Esel; deshalb muß es wie dieser aufgestachelt und angespornt werden [2])." Ueberdies war Guérin ein sehr gebildeter Mann und in der Theologie wohl bewandert [3]).

Es blieb indessen noch eine Frage übrig: Wo sollte man das Mahl halten? Einige antworteten: „Bei Baudichon de la Maisonneuve." „Nein," sagten die Weisesten, „nicht in der Stadt, wir haben dann die Meuterei der Priester zu fürchten, die schon so erbittert sind." Da sprach Stephan d'Adda: „Ich habe vor dem Thore der Stadt im Pré-l'Evêque einen kleinen, abgeschlossenen Garten, wo niemand uns stören kann." Dieser Platz wurde gut geheißen, der Tag bestimmt und eine Stunde festgesetzt, in der man ohne Aufsehen zusammenkommen konnte. Wie es scheint, war es früh am Morgen [4]).

Am festgesetzten Tage verließen mehrere die Stadt und begaben sich geräuschlos nach d'Adda's Garten, nach dem Punkte, der Pré-l'Evêque

---

[1]) „Wie man Kirchendiener wählen und einsetzen soll." (Luther's Werke, Buch 18, p. 433.)

[2]) Calvin.

[3]) Spon, Hist. de Genève.

[4]) Nach Froment's Erzählung (p. 48.) scheint es klar, daß die erste Abendmahlsfeier vor den Aufständen (p. 51.) stattgefunden hat. Es war also wahrscheinlich um die Mitte des März. Spon bestätigt die Erzählung Froment's (I, p. 481.) Dagegen sagt Schwester J. de Jussie, daß eine Abendmahlsfeier nach dem ersten Aufstand am Gründonnerstage den 10. April gehalten worden sei (le Levain du Calvinisme p. 61.) Das einzige Mittel, diese beiden Angaben zu vereinen, ist, daß man zwei verschiedene Communionen annimmt (im März und April) und nicht nur eine; das haben wir denn auch gethan.

hieß, weil der Bischof daselbst ein Haus besaß. In einem Saale oder unter dem freien Himmelsgewölbe war daselbst ein Tisch aufgestellt. Still setzten sich die Gläubigen, als sie nach einander anlangten, auf einfache kleine Bänke, nicht ganz frei von Furcht, daß die Priester doch diese heimliche Zusammenkunft vereiteln möchten [1]). Guérin nahm vor dem Tische Platz. In dem Augenblicke, als die Communion ihren Anfang nehmen sollte, ging die Sonne auf, wie man erzählt hat, und beleuchtete mit ihren ersten Strahlen diese Scene, die in ihrer Einfachheit noch größer war, als die mit ewigem Schnee gekrönten Berge, über welche das Gestirn des Tages hervorkam, um seinen Lauf zu beginnen. Der fromme Guérin stand auf; er betete, theilte das Brot und den Wein aus, und alle lobten mit einander den Herrn. Voll Dank gegen Gott verließen die Communicanten d'Abda's Garten.

Aber es dauerte nicht lange, so wurde ihr Friede gestört. Ihre Feinde wußten sich nicht zu mäßigen und sprachen nur von Excommunication und Gefängniß. Es gab Streitigkeiten. Die Priester zuckten die Achseln über diese armseligen Zusammenkünfte. Sie sagten, die Reformirten gingen dadurch, daß sie sich so viel mit Christo beschäftigten, der Gemeinschaft mit der Kirche verlustig, während Olivétan und Guérin behaupteten, daß die Katholiken, indem sie so viel von der Kirche sprächen, keinen Theil an Jesu Christo haben würden. Nach ihrer Meinung war das Häufchen einiger Seelen, die lebendigen Glauben hatten und sich versammelten, um Jesum Christum zu preisen, eine wahrhaftigere Kirche, als der Papst, die Prälaten und aller Prunk des Vatikans. Die erbitterten Priester verfolgten besonders Guérin mit ihrem Zorn, und die Gefahr, die ihm drohte, war so groß, daß er die Stadt verlassen mußte. In größter Eile flüchtete er nach Yvonand zu seinem Freunde Froment, von dem er so viel Licht empfangen hatte [2]).

So waren Farel, Froment und Guérin nacheinander genöthigt worden, Genf zu verlassen; aber die Katholiken mochten anfangen, was sie wollten: „man versammelte sich tagtäglich in den Häusern und Gärten, um zu Gott zu beten, Psalmen und christliche Lieder zu singen und

---

[1]) »Furtivo conventu.« (Spanheim, Geneva restituta, p. 45.)

[2]) Froment, Gestes de Genève, p. 48, 51. — Msc. de Gautier. — Spon, Hist. de Genève, I, p. 481.

die heilige Schrift zu erklären. Und das Volk fing an, wider die Priester zu disputiren und sie öffentlich zu widerlegen [1]).

In Genf wehten zwei Winde von entgegengesetzten Richtungen; der eine blies von Norden, der andere von Süden her. Da konnte es nicht fehlen, daß beide heftig zusammentrafen und ein furchtbarer Sturm daraus wurde.

Vierzehntes Kapitel.

Die katholische Verschwörung entsteht.

(Fastenzeit 1533.)

Es war der evangelische Eifer, welcher die Verfolgung hervorrief. Die Gegner wurden erbittert; sie fragten sich, was denn das für ein unbegreifliches Leben sei, das in dem Volke gährte. Wurde in einem Hause eine Versammlung unterdrückt, so bildete sie sich in einem andern von Neuem. „Und sie wußten kein Mittel dagegen zu finden.“

Endlich zeigte sich eins. Ein Dominikanermönch und Inquisitionsrichter traf in Genf ein. „Er ist ein gewaltiger Prediger,“ sagte man in der Stadt, „ein eifriger Katholik, ganz das Gegentheil von Bocquet.“ Er war gekommen, um statt des Franziskaners die Fastenpredigten zu halten, und jeder hoffte, daß er den durch den ersteren angerichteten Schaden wieder gut machen würde. „Erlöst uns von dieser Ketzerei,“ sprachen die Obersten der Dominikaner zu ihm; und stolz auf seine Sendung, bereitete der Mönch sich auf eine schöne Rede vor und bestieg am folgenden oder am zweiten Tage nach Guérin's Abreise die Kanzel. Die Kirche des St. Dominikus war gedrängt voll und es war auch eine ziemliche Anzahl Evangelischer zugegen, unter anderen Olivétan. Nach einer kurzen Einleitung begann der Mönch mit lauter Stimme und glühendem Eifer die Bibel zu verunglimpfen, gewaltige Streiche gegen die Ketzer zu führen [2]) und den Papst bis in den Himmel zu erheben. „Er sprach ohne Rückhalt alles aus, was ihm in den Mund

---

[1]) Vie de Farel. — Msc. de Choupard.

[2]) »Lutheranos proscindentem.« (Msc. de Turretini.)

kam." „Ich will sie so schwarz machen," hatte er zu sich selbst gesagt, „daß sie davon nie wieder rein werden."

Die Aufregung unter den Hugenotten war groß. „Wenn jemand von uns es wagt, nur die Lippen zu bewegen, so schreien unsere Herren wie die Rasenden," sagten sie, „aber sich selbst lassen sie die Zügel schießen und verpesten die Welt mit ihren giftigen Reden." Olivétan, welcher der Predigt des Dominikaners beiwohnte, konnte kaum an sich halten. Als die Rede zu Ende war, stieg er auf eine Bank, denn er hätte sich für strafwürdig gehalten, wenn er die Wahrheit nicht kund machte, und sagte: „Hochwürdiger Herr, ich wünsche Euch ehrlich aus der heiligen Schrift zu beweisen, worin Ihr in Eurer Predigt geirrt habt." Diese Worte erregten großes Erstaunen. Wie? Ein Laie wollte die Kirche meistern.... Die Priester und einige der Ihrigen umringten Olivétan, schimpften ihn, stießen ihn von der Bank und wollten ihn schlagen. „Als sie dies sahen, eilten Claude Bernard, Johann Chautemps und andere herbei und entrissen ihren Freund den Mönchen und dem Volke, die ihn zu Boden strecken wollten." Aber er sollte nicht so leichten Kaufs davonkommen. Der Rath sprach das Verbannungsurtheil über ihn aus, ohne ihn vor sich zu rufen, ohne ihn zu hören. Jeder bedauerte ihn. „Ach," sagte man, „er ist ein so gelehrter Mann, von so viel Lebensart und dabei so umgänglich!" Olivétan mußte abreisen. Genf, das von einem wüthenden Orkan heimgesucht wurde, spie die Evangelisten nacheinander aus, wie das Meer die Schiffstrümmer ausspeit [1]).

Und doch fragte sich die klerikale Partei, ob es mit diesen Verbannungen genug sei. Nachdem Farel vertrieben war, erschien Froment; als Froment das Weite gesucht hatte, leitete Guérin eine lutherische Abendmahlsfeier; als Guérin genöthigt wurde, eilends die Flucht zu ergreifen, stieg Olivétan auf eine Bank in der Kirche und widersprach öffentlich einem Inquisitionsrichter! Auch er ist fort, aber es wird nicht lange dauern, so zeigen sich andere!.... Der Stiftsherr Wernli, der Stallmeister de Presmes, der kühne Thomas Moine und andere Häupter der Katholiken meinten, man müsse der Sache ein Ende machen. Die Reformirten erkannten die ihnen drohende Gefahr, und Baudichon de la Maisonneuve begab sich zu seinem Freunde Claude Salomon. Sie

---

[1]) Froment, Gestes de Genève, p. 49. — Msc. de Gautier.

meinten, wenn Freiburg die Gewissen in Ketten schlagen wollte, so müßten sie zu Bern ihre Zuflucht nehmen, um frei zu werden. Salomon wünschte die der Reformation günstig gesinnten Genfer Rathsherren zu befragen. „Nein," erwiederte de la Maisonneuve, „wir wollen niemand um seine Meinung fragen, wir wollen die Sache allein betreiben. Wer von den Rathsherren würde sich uns anschließen? Johann Philipp, Johann Lullin, Michael Sept, Stephan de Chapeaurouge, Franz Favre, Claude Roset? Sie sind freilich alle Freunde der Unabhängigkeit; aber sie nehmen eine officielle Stellung ein; wenn wir uns an sie wenden, würden wir sie nur compromittiren. Unsere Köpfe können wir aufs Spiel setzen, aber nicht die unserer Freunde. Laßt uns allein nach Bern gehen." Dessenungeachtet erhielten zwei Rathsherren, Domaine d'Arlod und Claude Bernard Kunde von ihrem Vorhaben. Sie geriethen in Verlegenheit, da sie wohl einsahen, daß dieser Schritt denen, die ihn wagten, das Leben kosten könne; allein der Muth der beiden Patrioten rührte sie. „Wir glauben dem Willen Gottes zu folgen," sagte de la Maisonneuve. „Nun," sagte d'Arlod, „wir geben Euch weder eine mündliche, noch schriftliche Instruktion; wir sagen nur: Thut, was Gott Euch thun heißet!" Mit diesem christlichen Worte, das in den Protokollen verzeichnet steht, reisten die beiden Genfer nach Bern [1]). Kaum waren sie daselbst angekommen, so erschienen sie vor dem Rathe und trugen demselben vor, wie die Geistlichkeit sich bemühte, alle Keime des Glaubens in der Geburt zu ersticken. Die Berner zauderten nicht; heftig erzürnt über die Gewaltthätigkeiten, welche die Genfer sich trotz ihres Empfehlungsschreibens gegen Farel erlaubt hatten [2]), erwiederten sie, sie würden alles thun, um das Evangelium in Genf aufrecht zu erhalten.

Am 25. März versammelte sich der Rath in Genf. Offenbar galt es etwas Neues, denn einige Mitglieder sahen unruhig aus, andere schienen heiter. Der erste Syndicus, du Crest, ein eifriger Anhänger der römischen Kirche, kündigte mit verstörter Miene an, er habe so eben einen Brief aus Bern empfangen, der einen derben Verweis für den Genfer Rath enthalte. Wirklich nahmen die Berner kein Blatt vor den

---

[1]) Rathsprotokoll vom 29. März 1533. — Msc. de Gautier.

[2]) »Violentia qua in Farellum saevitum.« (Spanheim, Geneva restituta, p. 57.)

Mund und führten Klage „über die an Farel verübten Gewaltthätigkeiten, sowie über die in Genf eingeleitete Verfolgung des evangelischen Glaubens.“ „Es nimmt uns Wunder,“ sagten sie, „daß der Glaube an Christum und die, welche ihn bekennen, in Eurer Stadt molestirt werden. Ihr wollt die freie Verkündigung des Wortes Gottes nicht leiden und jagt die Prediger desselben davon [1].“

Dieser Brief brachte den ganzen Rath in Aufruhr. „Wenn wir zugestehen, was Bern verlangt,“ hieß es, „so werden die Priester neue Unruhen erregen; verweigern wir es aber, so wird Bern sein Bündniß mit uns lösen, und die Reformirten werden sich wieder erheben.“ Nach welcher Seite man sich auch wenden mochte, die Gefahr war drohend. „Dergestalt,“ fügt das Protokoll hinzu, „daß man nicht wußte, was darauf antworten.“ Fast alle waren erbittert gegen de la Maisonneuve und Salomon. Sie wurden vor den Rath geführt, bekannten, daß sie in Bern gewesen wären und um den Brief gebeten hätten, den der Rath erhalten habe. Da riefen mehrere Mameluken, das sei Verrath Aber das Gewissen bezeugte den beiden edlen Bürgern, daß sie der Sache der Freiheit und Gerechtigkeit gedient hätten, und sie blieben fest. Verwirrt und unentschlossen verschob der Rath die Sache auf den folgenden Tag, um zu überlegen, was zu thun sei [2].

Vom Rathssaale ging die Aufregung in das Kapitel über und verbreitete sich dann durch die ganze Stadt. Jeder sprach darüber, daß Bern volle Freiheit für das Evangelium verlangte. Die Stiftsherren, die Priester und die eifrigsten Laien waren einstimmig dafür, dies zu verweigern, und der kühne Thomas Moine wurde die Seele der Bewegung. Auf sein Verlangen beschloß man, den Rath einzuschüchtern und von ihm die Einwilligung zur völligen Unterdrückung der evangelischen Versammlungen zu fordern. Alsbald vertheilten sich die Eifrigsten durch die ganze Stadt und gehen von Haus zu Haus [3]. Zugleich versammelte Moine einige seiner Freunde und machte ihnen den Vorschlag, in Masse vor dem Rath zu erscheinen, in der Hoffnung, daß ihre große Anzahl den Syndicis imponiren, und daß die Katholischen so erlangen

[1]) Lettre de Berne du 20. mars. (Archives msc. de Genève, no. 1090.)

[2]) Rathsprotokoll vom 25. März 1533. — Msc. de Gautier.

[3]) »Accendunt clerici plebem sibi obnoxiam.« (Spanheim, Geneva restituta, p. 57.)

würden, was sie forderten. Dieser Schritt wurde beschlossen, und man verabredete sich, am nächsten Tage zusammenzutreffen.

Als der Rath sich an diesem Tage versammelte, wurde ihm angezeigt, daß eine beträchtliche Anzahl Bürger eine Audienz verlange, und alsbald erschienen Thomas Moine, B. Faulchon, Franz du Crest, Perceval de Pesmes, André Maillard und andere Bürger, ungefähr 200 an der Zahl, in dem Saale; ihre Gesichter trugen den Ausdruck heftigster Leidenschaftlichkeit.

„Hochgeehrte Herren," hub Moine an, der am besten das Wort zu führen verstand, „ungeachtet des Edikts, welches uns wie Brüder zu leben gebietet, bemühen sich einige, Unfrieden zu säen. Etliche sind nach Bern gegangen; und die Herren jener Stadt haben Euch einen Brief geschrieben, der die ganze Stadt in Aufruhr bringt; wer sind jene strafwürdigen Männer, die ins Ausland gehen und ihr Vaterland verklagen? Hat der Rath sie abgeordnet? Was für Instruktionen hatten sie? Welche Antwort haben sie Euch gebracht? Wir bitten um Aufklärung über diese Dinge; wir wollen sie erfahren; wir wollen wissen, ob etwas im Werk ist, was den Sturz der Republik herbeiführen kann? . . . .

Ganz bestürzt über diese Rede, bat der Syndicus Moine und die Seinigen, dem Rathe Freiheit zu lassen, und dieser, der in großer Verlegenheit war, beschloß, die Sache in die Länge zu ziehen.

„Wir werden alles thun, um diese schwierige Angelegenheit zum Guten zu lenken," antwortete der Syndicus, „wir werden die Sechszig, die Zweihundert, die Häupter der Familien, und wenn es nöthig ist, den allgemeinen Rath, die ganze Republik zusammenberufen! Begnügt Euch mit diesem Versprechen."

Aber Moine erwiederte: „Wir haben den Auftrag erhalten, von Euch zu fordern, daß Ihr uns die Männer vorführt, welche in Bern gewesen sind, und wir werden den Saal nicht eher verlassen, als bis wir sie gesehen haben. Rufet Ihr sie nicht, so werden wir sie holen" . . . .

Bei diesen Worten entsetzte sich der Rath. Was für ein Tumult würde sich erheben, welche Gewaltthätigkeiten würden die Folge sein, wenn die beiden Hugenotten vor diesen leidenschaftlich aufgeregten Katholiken erschienen! . . . . Die Syndici versprachen dem Redner Nachricht zukommen zu lassen. Diese Antwort aber brachte die Mamelucken ganz außer sich. Es war nicht mehr Moine allein, der jetzt sprach; die

zweihundert Männer, die ihn umgaben, hoben die Hände empor und riefen mit drohender Stimme: „Gerechtigkeit, Gerechtigkeit! Man halte, was den Herren von Freiburg versprochen worden ist, daß Genf dem Glauben seiner Väter treu bleiben werde.“ Die erschrockenen Syndici bemühten sich, durch überaus sanftes Verfahren den Tumult zu stillen, wie ein Manuscript sagt, und die zweihundert mißvergnügten Katholiken kehrten mit stolzen Blicken und entschlossenen Mienen nach Hause zurück. „Wenn der Rath noch zaudert,“ sagten sie, „so werden wir uns selbst Gerechtigkeit verschaffen!“ „O,“ hieß es in der Stadt, „wir meinten, die Katholiken wären alt, niedergeschlagen, schläfrig geworden oder gar erstorben .... aber sie schlagen ihre müden Augenlider wieder auf; ihre Kräfte kehren zurück, und die Geier stürzen sich mit schnellem Flug auf ihre Beute [1].“

Wirklich eilten zwei von den Syndicis, mehrere Rathsherren und andere zur römischen Partei gehörige Laien sowie viele Priester durch die ganze Stadt und bemühten sich, andere in das gegen das Evangelium eingeleitete Complott mit hineinzuziehen. Sie stellten ihnen vor, daß von dem Rathe nichts zu erwarten sei. „Wenn der Glaube unserer Väter fortbestehen soll,“ sagten sie, „so müssen unsere Arme ihn aufrechterhalten. So macht Euch denn bereit, gegen die Lutheraner zu marschiren.“

Die Lutheraner, sagten sie. Freilich war es die Reformation, welche damals den ganzen Zorn der klerikalen Partei erregte. Etliche ihrer Glieder verabscheuten ohne Zweifel die Freiheit eben so sehr, wie das Evangelium; aber die meisten Katholiken würden die alten Freiheiten des Volks geduldet haben; der Punkt jedoch, über den sie alle einig waren, das war ein wüthender Widerstand gegen jene neue Lehre, welche sie mit dem Namen Lutherthum belegten, weil nach ihrer Meinung Luther der große Lehrer derselben war. Dies Lutherthum war im Grunde dasselbe, was man später Calvinismus nannte, denn Luther und Calvin waren eins in den evangelischen Grundlehren. Alle Reformatoren predigten im 16. Jahrhundert in ganz Europa und besonders in Genf, daß die reine Gnade Gottes die einzige Quelle der ewigen Selig-

---

[1]) Rathsprotokoll vom 26. März 1533. — Msc. de Gautier. — Roset, Chron., liv. II, ch. IX.

keit ist, und daß die Kirche aus allen besteht, die wahrhaftigen Glauben haben, nicht aber aus denen, die der Hierarchie in knechtischer Weise anhangen. Die Lehren des Lutherthums und der Reformirten konnten von einander abweichen hinsichtlich gewisser abstrakter Fragen, über das Endliche und Unendliche zum Beispiel; das Lutherthum konnte die Immanenz Gottes in den Vordergrund stellen, während die Reformirten das größte Gewicht auf die Transscendenz legten, wie die Philosophen und Theologen sagen. Aber in allem Wesentlichen waren und sind sie eins, und diese lebendigen Lehren waren es eben, die eine mächtige Partei damals zu beseitigen trachtete.

In der Nacht vom Mittwoch auf den Donnerstag versammelten sich die Stiftsherren, die Priester und die hauptsächlichsten „Verfechter der päpstlichen Religion," Wernli, de Pesmes, Moine und ihre Freunde, in dem großen Saale des bischöflichen Vikars. Die meisten bis an die Zähne bewaffnet, langten sie einer nach dem andern an, rachedürstend, und bald standen sie mitten im Hofe. Ihre Absicht war, die Verschwörung möglichst fein einzuleiten, um dadurch die Reformirten sicher los zu werden. Hugenotten, welche von der Verschwörung wußten, näherten sich, um die Pläne der Gegner zu erspähen. Die Umstände, die nahende tumultuarische Krisis, die sich bekämpfenden Interessen, die Leidenschaftlichkeit beider Parteien, ja selbst die Nacht, in welcher diese Berathung gehalten wurde, alles trug dazu bei, sie feierlich zu machen. Die Gemüther verfinsterten sich, und gewisse Hugenotten von lebhafter Phantasie, welche von fern die Mauern sahen, hinter denen dieser große Rath sich versammelte, glaubten allerlei wunderbare Erscheinungen wahrzunehmen, Furien mit Fackeln in den Händen, welche die Zwietracht anschürten [1]); aber es waren ganz einfache Mönche in ihren langen Gewändern, welche die Fackeln hielten, mit denen der Saal erleuchtet war. Endlich nahm die Berathung ihren Anfang [2]). Einige gaben zu bedenken, daß die Zahl der Rebellen tagtäglich zunähme und die priesterliche Gewalt in demselben Maße schwände, und wenn man jene gewähren ließe, sich niemand mehr um die Kirche kümmern würde. „Wir wollen

---

[1]) »Nocte furiis, facibusque strenue a clero subditis.« (Spanheim, Geneva restituta.)

[2]) Froment, Gestes de Genève, p. 51.

uns nicht so weit erniedrigen, mit den Ketzern zu disputiren. Wir wollen nicht die Hülfe vom Magistrat erwarten. Der Rath der Sechszig wird sich versammeln, aber er wird zaudern, wie der gewöhnliche Rath. Diese Korporationen sind zu schwach, wir müssen ohne die Regierung handeln, wir sind die Stärkeren. Wenn man zu den Waffen greift, so sind die Vertheidiger des Katholicismus zehn, vielleicht zwanzig gegen einen. Und sind die Evangelischen besiegt, so ruft man den Bischof. Er wird kommen mit allen verbannten Mameluken und über die Rebellen die verdiente Strafe verhängen. Ist aber Genf gegen die Reformation geschützt, so wird es dieselbe auch nicht mehr in den umliegenden Ortschaften verbreiten, und es wird in den kommenden Jahrhunderten die Stütze des Papstthums werden. Wir wollen uns selbst Gerechtigkeit verschaffen; laßt uns die Waffen ergreifen, die Sturmglocke läuten und das Schwert ziehen, laßt uns die Gläubigen aufrufen, wider diese Hunde zu marschiren, laßt uns die beiden Verräther, welche in Bern gewesen sind, exemplarisch bestrafen. Wir wollen alle ohne Ausnahme tödten [1], die man Lutheraner nennt; wir werden Gott einen großen Dienst damit erweisen. Der Gnade des Bischofs sind wir gewiß, der hochwürdige Herr hat uns schon die Blanketts übergeben. Beim Schalle der großen Glocke mögen alle bewaffnet nach dem Molard eilen, dann sollen die Stadtthore geschlossen werden, damit niemand entfliehen kann." Das wurde in dem Hause des Großvikars ausgemacht. Die Häupter verabredeten den Ort der Zusammenkunft, die Zahl der bewaffneten Abtheilungen, die Befehlshaber, die Art des Angriffs auf die Reformirten, — nichts fehlte bei dieser Verschwörung, und die Versammlung klatschte Beifall. Die Verschworenen erhoben alle ihre Hände, verpflichteten sich zur Ausführung und zum Stillschweigen durch einen feierlichen Eid [2]; dann zogen sie sich zurück, um sich einige Ruhe zu gönnen. Das Osterfest nahte; vor mehr als zwei Jahrhunderten war bei der sicilianischen Vesper Palermo und ganz Sicilien der Schauplatz zahlloser Ermordungen gewesen, jetzt wollten die Feinde der Reformation in Genf das Fest gleichfalls feiern durch Ströme von Blut.

Am folgenden Tage, Freitag den 28. März, versammelte sich der

---

[1]) Froment, Gestes de Genève, p. 51.

[2]) »Solenni sacramento.« (Spanheim, Geneva restituta.)

Rath der Sechszig. Nie vielleicht ist ein Collegium uneiniger gewesen. Nachdem die Katholiken verlangt hatten, daß man die Versprechungen, die man Freiburg gegeben, halte, wandten die Hugenotten ein, falls der Rath sich für die Sache der römischen Partei entschiede, würde der Bischof nicht allein seine frühere Gewalt wiedererlangen, sondern der Prälat, der gesehen hätte, wie die Reformation fast den Sieg davongetragen, würde sich Savoyen in die Arme werfen, als der einzigen Macht, die im Stande sei, den römischen Glauben zu retten. Zwischen diesen beiden gewaltigen Strömungen verharrte der Rath in seiner gewöhnlichen Unentschlossenheit und erklärte sich weder für, noch wider eine der beiden Parteien. Das war es gerade, was die Führer der römischen Partei erwarteten. Alles bereitete sich auf die Ausführung der in der vorhergehenden Nacht angezettelten Verschwörung (das ist Froment's Wort)[1].

Zum Sammelplatze war die Kathedrale bestimmt worden. Der erste, der sie betrat, war der tapfere Stiftsherr Peter Wernli. Er war vom Kopf bis zu Fuß bewaffnet und schritt in das Heiligthum wie ein Feldherr zur Schlacht. Als der Bruder eines Feldhauptmanns des Königs von Frankreich, wußte Wernli die Waffen ebenso gut zu führen wie jener; von Natur so stark wie Herkules und Simson, vermaß er sich wie ersterer, den Cerberus zur Stadt hinauszutreiben, und wie letzterer die Säulen des Tempels einzureißen. „Wir werden," sagte er zu seiner Umgebung in St. Peter, „den Männern, die nach Bern gegangen sind, die Köpfe abschlagen lassen und nicht minder allen ihren Freunden." Nach ihm trafen noch 300 bewaffnete Stiftsherren und Priester ein und dann noch eine große Anzahl ihrer Anhänger aus dem Laienstande. „Die Lutheraner bedrohen uns," hieß es unter diesen aufgeregten Scharen, „sie wollen die Kirchen und Klöster plündern!" Es konnte nicht fehlen, daß diese Fabel die Gemüther noch mehr erhitzte.

Als die Hugenotten von der Verschwörung bei dem Generalvikar Kunde erhalten hatten und sahen, wie die Katholiken sich zum Angriff rüsteten, begriffen sie sehr wohl, daß ihre erste Handlung sein würde, sich Baudichon's de la Maisonneuve wegen seiner Reise nach Bern zu bemächtigen und ihm dasselbe Schicksal zu bereiten, wie Berthelier und

---

[1]) Froment, Gestes de Genève, p. 50. — Msc. de Roset, Chron. liv. II, ch. X. — Msc. de Gautier.

Lévrier. Sie sammelten sich also 60 an der Zahl um ihren Freund, um sein Leben mit ihrem Blute zu vertheidigen. Einige Anhänger Moine's brachten den in St. Peter Versammelten die Nachricht, daß man viele Bürger in das Haus de la Maisonneuve's hineingehen sähe.

Diese Meldung war für die Verschworenen das Signal zum Kampfe. „Vorwärts," sagten sie, „laßt uns sie angreifen!" Da eilten zwei friedlich gesinnte Katholiken, B. Faulchon, und Girardin de la Rive, welche sich in dem Gotteshause befanden, voll Furcht vor dem Ausbruche eines Bürgerkrieges zu dem Rathe. „Die Parteien stellen sich unter die Waffen," sagten sie, „die einen zu St. Peter, die andern bei Baudichon de la Maisonneuve; erstere schicken sich an, ihren Feinden entgegenzuziehen... Wenn sie das thun, so giebt es einen gewaltigen Aufruhr [1]); nehmt Euch in Acht!" Alsbald verschob der Rath alle andern Angelegenheiten und gebot den vier Syndicis sich mit den Insignien ihrer Gewalt zuerst nach St. Peter zu begeben (wo die Angreifer sich befanden), dann zu de la Maisonneuve, und beiden Parteien zu befehlen, daß sie sich unverzüglich nach Hause verfügen sollten [2]).

Es war ein schwieriger Auftrag, aber die vier Rathsherren zögerten nicht, denselben zu übernehmen. Voran schritten die Gerichtsdiener, und so traten sie den Syndicusstab in der Hand in die Kathedrale. Bei ihrem Anblick verstummte die Menge, und der erste Syndicus sprach: „Wir verlangen zu wissen, weshalb diese Versammlung gehalten wird?" Einstimmig antworteten die Anwesenden: „Wir wollen gegen die Lutheraner ziehen, die sich in der Rue des Allemands versammelt haben. Sie halten uns fortwährend in Furcht; wir wollen der Sache ein Ende machen. Eine solche Verpestung der Stadt können wir nicht länger dulden ... Sie sind schlimmer als die Türken [3])!"

In diesem Augenblick näherten sich zwei Reformirte der Kirche, welche über den Ausgang der Sache voll Unruhe waren. Sie stiegen auf die Treppe, die zu dem Eingange führte, blieben eine Zeitlang auf den Stufen stehen und schauten in die Kirche hinein, ungewiß, ob sie eintreten sollten. Da wurden die Priester und Mameluken ihrer ansichtig

---

[1]) Das Protokoll hat ovaille (ovallium). Rathsprotokoll vom 28. März.

[2]) Msc. de Roset, Chron., liv. II, ch. X. — Msc. de Gautier. — Rathsprotokoll von diesem Tage. — La soeur J. de Jussie, le Levain du Calvinisme, p. 51.

[3]) La soeur J. de Jussie, le Levain du Calvinisme, p. 51.

und riefen: „Seht die Galgenvögel, da kommen sie her, um die Christen auszuspioniren!“ Die beiden Evangelischen indeß, mehr dem Eifer als der Klugheit folgend, traten endlich ein; es waren J. Goulaz und P. Vandel. Dieser, damals 26 Jahre alt, hatte zwar den reformirten Glauben angenommen, bewahrte aber stets eine große Vorliebe für seine ehemaligen katholischen Freunde [1]). „Bitte, steuert diesem Aufruhr,“ sagte er in sanftem Tone zu dem Syndicus, „damit nicht Aergeres geschehe.“

Aber die Mameluken, welche diese Worte hörten, geriethen in den heftigsten Zorn und zogen ihre Schwerter, um auf die beiden Hugenotten loszuschlagen. Der bischöfliche Sekretär Portier, ein heftiger und fanatischer Mann, rief, als er Vandel's ansichtig wurde: „Wie kommst du hieher, Verräther?“ Mehrere stürzten auf Vandel los, warfen ihn zu Boden und traten ihn mit Füßen, Portier aber zog seinen Dolch, packte den jungen Mann „verrätherisch von hinten,“ wie das Rathsprotokoll sagt, und traf ihn in die linke Schulter, in der Absicht ihn zu tödten. Schwer verwundet stürzte Vandel auf die Fließen der Kathedrale „mit heftigem Blutverluste [2]).“

Alsbald umringte ihn eine Menge Priester. Sie jammerten nicht darüber, daß der Mann ermordet war, sondern daß sein Blut das Gotteshaus befleckte. „Auch wurde seitdem die Kirchenglocke nicht eher wieder geläutet, noch Gottesdienst daselbst gehalten, bis die Kirche wieder gesühnt worden war durch den Herrn Weihbischof, ja selbst in den andern Kirchen nicht, weil die Mutter-Kirche aufhörte.“ Das war für die Schwester Johanna das Schlimmste bei der Sache.

Als Goulaz, wie dieselbe berichtet, seinen Freund am Boden liegen sah, eilte er zu den Evangelischen und erzählte ihnen alles. Da begaben sich einige ungeachtet der ihnen drohenden Gefahr in die Kathedrale und erhielten von den Syndicis die Erlaubniß, Vandel fortzuschaffen. Sie trugen ihn in die Wohnung Baudichon's de la Maisonneuve. Man brachte ihn zu Bett, und einige Hugenotten versahen bei ihm den Dienst als Krankenwärter; alle aber fragten sich beim Hinblick auf ihren jungen blutenden Freund, was nun kommen würde.

---

[1]) Galiffe, Notices généalogiques de Genève, I, p. 80.

[2]) La soeur J. de Jussie, le Levain du Calvinisme, p. 52. — Froment, Gestes de Genève, p. 50, 51.

Fünfzehntes Kapitel.

Erster Angriff der Katholiken gegen die Reformation mit bewaffneter Hand.

(28. März 1553.)

Weit entfernt die Gemüther zu beruhigen, diente dies Blutvergießen nur dazu, dieselben noch mehr zu entflammen: „Die guten Christen wurden," wie die Schwester Johanna sagt, „noch eifriger als vorher." Dies Scharmützel, in welchem 700 gegen 2 die Oberhand behalten hatten, verhieß ihnen, wie sie meinten, den Sieg. Sie überblickten und zählten ihre Schar. „Wir sind eine große Zahl," sagten sie, „und wohl gerüstet, wir müssen mit tapferem Muth gegen diese Canaillen ausziehen und streiten." Die hauptsächlichsten Führer, Geistliche und Laien, zogen sich an einen versteckten Ort der Kathedrale zurück und hielten einen letzten Rath. Die Einflußreichsten machten geltend, daß die Hugenotten das Abendmahl gefeiert hätten, und daß sie fortfahren würden, hier und da Versammlungen zu halten, daß die priesterliche Autorität abnähme und die Zahl der Hugenotten immer größer würde, daß es nur ein Mittel zur Rettung des römischen Glaubens gebe, nämlich den Tod aller Ketzer [1]). Umsonst erhoben die Syndici ihre Stäbe und befahlen, man solle den Frieden erhalten. Alles war vergebens. „Dies ist der Augenblick," riefen die Priester, „auf, an die große Glocke, daß wir das Zeichen geben!" Wirklich eilten mehrere in den großen Thurm der Kirche und begannen „zum allgemeinen Entsetzen" die Sturmglocke zu läuten. Zu gleicher Zeit schickten die im Gotteshause Versammelten sich an, dasselbe zu verlassen.

Von den Syndicis waren drei der katholischen Partei ergeben; nämlich Nicolaus du Crest, Peter de Malbuison und Claude Baud. Da diese sahen, daß sie den Aufruhr nicht zu unterdrücken vermochten, beschlossen sie, wo möglich denselben zu leiten. Claude Baud, der Herr von Troches, in dessen Schloß mehr als eine Verschwörung gegen Genf's Unabhängigkeit angezettelt worden war, hätte gern der Reformation ein Ende gemacht, allein nicht durch Gewaltmaßregeln. Als er jedoch die

---

[1]) Froment, Gestes de Genève, p. 51.

Unmöglichkeit sah, den Strom aufzuhalten, stellte er sich an die Spitze des Aufruhrs, immer noch in der Hoffnung ihn zu dämpfen und dann die Reformation auf gesetzmäßigem Wege zu unterdrücken. „Man schließe die Kirchenthüren," befahl Baud. Das brachte eine überraschende Wirkung hervor, die Katholiken wurden plötzlich ruhiger. Der Syndicus fürchtete, daß, wenn es zum Handgemenge käme, die beiden Parteien durcheinander gerathen, und daß die Freunde sich Streiche versetzen möchten, ohne sich zu kennen. Deshalb ließ er ein großes Bündel Lorbeerreiser bringen und sprach zu der Menge, die ihn umgab: „Ehemals gab man den Siegern Kronen, ich gebe Euch die Lorbeeren vor dem Siege, Ihr Bürger, sie sollen Euch als Abzeichen von den Elenden dienen." Jeder Kämpfer nahm ein Zweiglein und steckte es an seine Kopfbedeckung. Alsdann wünschten die unter der Menge befindlichen frommen Katholiken dem Aufruhr einen religiösen Charakter zu verleihen und verlangten, man möge, ehe man hinauszöge, den Segen des Himmels herabflehen. Und sogleich schwiegen die Herren der Kirche, wandten sich dem Chore zu und sanken in brünstiger Andacht vor dem Altare hin. Die ganze Versammlung knieete nieder „unter reichlichen Thränenströmen" und sang die Hymne des römischen Breviers: „Vexilla regis prodeunt." „Des Königs Fahnen rücken an [1])." Als der Gesang beendet war, sagte ein Priester: „Wir wollen uns der heiligen Jungfrau Maria befehlen, damit sie eintrete für den heiligen Glauben und für uns!" Da stimmten alle auf einmal das „Salve Regina" an, das Gebet, welches das Volk bei der Hinrichtung der Verbrecher zu singen pflegte. Nachdem diese unheimlichen Gesänge in den weiten Gewölben der Kathedrale verhallt waren, erhoben sich die Priester; einer von ihnen nahm das Kreuz, etliche ergriffen andere Banner. „Seht," hieß es, „das sind des Königs Feldzeichen, die anrücken!" Unaufhaltsam stieg die Aufregung. Es war Freitag, und in acht Tagen kam der Charfreitag. „Laßt uns heute des Tages gedenken," sagte das Volk, „an welchem der Herr sein Blut für uns vergoß, deßhalb laßt uns das unsrige nicht schonen. Laßt uns ihn an seinen Feinden rächen, die ihn von Neuem kreuzigen und noch weit

---

[1]) Rambach, Anthologie christlicher Gesänge, I, 104. Man erinnert sich der Anwendung, welche Dante von dem ersten Verse der Hymne gemacht hat:

»Vexilla Regis prodeunt Inferni.« (Hölle, XXXIV, 1.)

schlimmer als die Juden [1])." Sie schrieen so entsetzlich, daß „es traurig zu hören war" und „da gab es kein noch so starkes Herz, das nicht Thränen vergossen hätte."

Nicht ohne Grund herrschte eine so große Aufregung. Die Religion des Mittelalters war im Begriff zu fallen. Wir halten dafür, daß sie ganz fallen muß, und doch rührt uns die Begeisterung, die ihre Anhänger zeigten, sie war eines bessern Gegenstandes würdig. Der Syndicus Baud, welcher der klerikalen Bewegung einen Anstrich von Legitimität geben wollte, rief Perceval de Pesme zu sich und befahl ihm, mit einer Abtheilung Bürger das städtische Banner zu holen. Endlich schwieg die große Glocke, die bis dahin unaufhörlich getönt hatte. Die, welche sie geläutet, kamen herab und schlossen sich ihrer Partei an. Dann bildeten die Herren der Kirche ihre Scharen und wählten ihre Anführer; alle glühten von Muth und Eifer; St. Peter glich eher einem Waffenplatze als einem Gotteshause. Die Schar zog vor dem großen Altar vorüber; der Syndicus ließ die Thüren öffnen, und das kleine priesterliche Heer verließ die Kirche, eilte mit festem Schritte die steile Straße du Perron hinunter und wandte sich nach dem Molard, wo der gemeinsame Sammelplatz derer war, die an jenem Tage in Genf die Reformirten und die Reformation vernichten wollten.

Kaum hatte sich die Sturmglocke hören lassen, als die ganze Stadt bis in die abgelegensten Wohnungen hinein in Bewegung gerathen war, ja selbst die umliegenden Ortschaften hatten auf die unheildrohenden Laute gehorcht. Ueberrascht und beunruhigt griffen die Bürger zu den Waffen, kamen eilig aus ihren Häusern hervor und liefen, „wie arme verirrte Schafe ohne Hirten," hierhin und dorthin, ohne zu wissen, wohin sie sich wenden sollten, um was es sich handelte, und ob der Feind drinnen oder draußen sei. Landleute aus der Umgegend, welche durch die Agenten der Stiftsherren in Kenntniß gesetzt waren, drangen bewaffnet in die Stadt. Immer größer wurde die Verwirrung. Einige riefen: „Feuer!" die andern: „Sturm!", alle: „Zu den Waffen, zu den Waffen!" Etliche rannten nach den Thoren, andere zum Rathhause, noch andere auf die Wälle. Aber die Priester, welche die ganze Sache

[1]) La soeur J. de Jussie, le Levain du Calvinisme, p. 53.

[2]) *Ibid.* — Froment, Gestes de Genève, p. 51.

angestiftet hatten und die von verschiedenen Seiten in „großen Scharen" nach dem Molard zogen, forderten das arme Volk auf, ihnen zu folgen, und riefen aus allen Kräften, um alle andern Stimmen zum Schweigen zu bringen: „Auf die Lutheraner!" indem sie damit den Feind bezeichneten, gegen den es zu kämpfen galt. „Nach dem Molard!" setzten sie hinzu, „auf die Hunde, welche unsere heilige Mutter-Kirche vernichten wollen!" Kein eifriger Katholik zauderte, alle liefen durch die Straßen, theils einzeln, theils in Haufen; sie zogen ihre Schwerter und schwangen ihre Musketen. . . . Man hätte denken können, es sei ein Zug Raubvögel, der nach Beute spähend, die Krallen wetzte, mit eiligem Flügelschlage dahin brauste und sich auf dem Molard niederließ [1]).

Unterdessen langte die Hauptschar der priesterlichen Partei, welche von St. Peter ausgezogen war, an. Dieselbe zählte 6—700 Mann, Stiftsherren, Priester, Mönche, Sakristane, fromme Laien, die alle wohl bewaffnet waren. An der Spitze ging der Syndicus Baud „mit seinem großen Federhut." Als diese Schar durch den Bogengang des Fort de l'Ecluse auf den Platz rückte, waren der Molard und die angrenzenden Straßen schon ganz voll von einer aufgeregten, verwirrten Menge. Doch alsbald bildeten sich auf Befehl des Syndicus ähnliche Scharen, wie die aus St. Peter, und die ganze Volksmenge stellte sich in Reih' und Glied, „um zu kämpfen." Darauf zählte Baud seine Leute, es waren ungefähr 2500 Mann [2]), ohne die Greise, Frauen und Kinder, welche, obwohl ohne Waffen, durch ihr Weinen und Schreien den Tumult noch ärger machten. Die Katholiken hegten die besten Hoffnungen. Für die Mehrzahl unter ihnen war der ganze Kampf nur eine Parteisache, aber einige, die besser unterrichtet waren und mehr theologische Bildung besaßen, als die andern, sagten sich, daß es sich darum handele, die Lehren des Protestantismus für immer aus Genf zu verbannen, jene Lehren über die Autorität der heiligen Schrift, über die Rechtfertigung, über die Werke, die Messe, die Kirche und besonders über die Gnade, der die Reformation einzig und allein das Heil zuschrieb, während die römische Kirche einen Theil der Bekehrung den natürlichen Kräften des Menschen

---

[1]) Rathsprotokoll von dem Tage. — Froment, Gestes de Genève, p. 51. — Msc. de Gautier.

[2]) La soeur J. de Jussie, le Levain du Calvinisme, p. 51. Diese Zahl ist vielleicht übertrieben.

beilegte und gerade diesen Unterschied beider Kirchen als das Wesentlichste betrachtete. Indessen muß man zugeben, daß damals wenig von Theologie die Rede war. Kampfbereit, mit den Waffen der Krieger gerüstet, wurden beide Heere vorzugsweise von politischen Leidenschaften bewegt. Die Katholiken fürchteten, es möchte ihren Feinden gelingen, zu entkommen. „Schließt die Stadtthore," sagte der Syndicus, „damit niemand entflieht." Da ließ sich der Ruf hören: „Zum Sturm! führt uns zu Baudichon!" „Nein," antwortete Baud, „bevor wir losschlagen, wollen wir die übrigen Scharen erwarten."

Wirklich sollten auch noch drei Abtheilungen kommen. Die erste, unter Anführung des bischöflichen Stallmeisters Perceval de Pesmes, sollte geradeswegs vom Rathhause anrücken und, wie wir oben erzählt haben, das Banner mitbringen. Die zweite, welche der Stiftsherr von Veigy befehligte, von der westlichen Seite herkommend, sollte sich durch die Straße de la Cité nach dem Molard begeben. Die dritte endlich aus der Vorstadt St. Gervais, sollte über die Rhônebrücke gehen und stand unter dem Befehl des Capitäns Bellessert (von Bello esserto, der offnen Krieg führt). „Derselbe war ein sehr starker Mann und wie rasend," sagt Froment; die Schar, welche er führte, bestand aus den leidenschaftlichsten Leuten in der ganzen Republik. Im Verein mit diesen drei Abtheilungen konnten die 2500 auf dem Molard versammelten Männer nicht verfehlen, den Reformirten und der Reformation den Todesstoß zu versetzen. Als aber diese drei Scharen nicht erschienen, wurden die kampfbereiten Katholiken und Mameluken, besonders Thomas Moine, in seinem leidenschaftlichen Eifer für die Sache des Papstes und in bitterm Haß gegen die Reformation ungeduldig, stießen ihre Waffen auf den Boden und verlangten unverzüglich aufzubrechen. „Vorwärts!" sagten sie. — „Laßt uns warten," wiederholte der Syndicus, sei es aus Furcht, daß „die Sache ihnen übel bekommen könne," wie die Chronik sagt, sei es, daß er durch die große Uebermacht die Reformirten zwingen wollte, sich ohne Kampf zu ergeben, sei es endlich, daß er hoffte, wenn er die Sache in die Länge zöge, könne noch irgend ein unvorhergesehener Umstand die Kämpfer entwaffnen. „Wir brauchen Artillerie," sagte er, „um Baudichon's Haus zu belagern." Das beruhigte die Ungestümsten, indem es ihnen etwas zu thun gab. Sie stürzten nach dem Zeughause, aber es fragte sich, ob man es ihnen öffnen

würde, da der Generalcapitän ihnen entgegen war. Der Aufseher des Zeughauses, den man seiner Körperbeschaffenheit wegen den Buckligen nannte, ein Mann von gemeinem Charakter, sehr verdächtigen Sitten und den Priestern entschieden ergeben, zögerte nicht; er übergab das Geschütz den Katholiken, welche die Kanonen mit vielem Lärm auffuhren, sie auf dem Platze aufstellten und luden [1]).

In diesem Augenblick erschien der junge, edle und tapfere Perceval de Pesmes mit seiner Schar. Er, der Sohn der Kreuzfahrer, brannte vor Begierde, wie seine Väter für den Papst und seine Kirche gegen die neuen „Muselmänner" zu kämpfen. Stolz trug er die große Standarte, zog mit seinen Leuten vorüber und stellte sie in Schlachtordnung. Der Syndicus Baud nahm das Banner aus seiner Hand und pflanzte es mitten auf dem Platze auf. Elektrisirt durch diesen Anblick, „erhob das Volk ein lautes Geschrei [2])." Weg mit jedem Bedenken! Die Republik ergreift die Waffen; die Fahne der Stadt flattert in den Reihen der Katholiken, und die Hugenotten sind nur Rebellen.

Die Mönche nahmen den lebhaftesten Antheil an dieser Sache; die Klöster standen leer, und nur ein einziges, das von Sancta Clara, war nicht verlassen worden. Aber die Nonnen wollten doch auch ihren Theil an der Schlacht haben. „Ach," sagten sie, „unsere hochwürdigen Väter haben sich zum Kampfe gestellt mit einer großen Menge von Mönchen, weil es dem Glauben gilt .... Laßt uns vor Gott niederfallen, auf daß er der armen Stadt Barmherzigkeit widerfahren lasse!" Die Mutter Aebtissin streute Asche in Kreuzesform auf die Häupter der Nonnen, dann bildete sich die Prozession, und sie zogen durch das Kloster, indem sie mit frommen Gesängen den Schutz des ganzen himmlischen Reiches anriefen. Darauf bildeten sie ein Kreuz, stellten sich mitten auf dem Chore auf, und tief betrübt, zahllose Thränen vergießend, knieeten sie nieder und riefen mit lauter Stimme: „Barmherzigkeit, o Gott! Um der ruhmvollen Jungfrau Maria, um aller Heiligen willen! Verleihe den Christen den Sieg und führe die armen Verirrten zurück auf den Weg des Heils [3])!"

---

[1]) Froment, Gestes de Genève, p. 52. — La soeur J. de Jussie, le Levain du Calvinisme, p. 53. — Msc. de Roset, liv. II, ch. VIII.

[2]) La soeur J. de Jussie, le Levain du Calvinisme, p. 53.

[3]) *Ibid.*, 57.

In diesem Augenblick hörten die Schwestern Lärm an der Klosterpforte; es waren einige fromme katholische Frauen, die selbst sehr erschrocken waren und den Nonnen eine Nachricht brachten, welche wohl geeignet war, deren Angst zu verdoppeln: „Wenn die Ketzer siegen, so werden sie Euch alle, ob jung oder alt, zum Heirathen zwingen und Euch alle dem Verderben preisgeben [1].“ Das war das gewöhnliche Schreckbild der armen Nonnen. Sie waren abergläubisch, ja fanatisch, aber nichts sagt uns, daß sie nicht rein gewesen wären. Eine Tradition, nach welcher ihr Kloster durch einen unterirdischen Gang mit dem der Franziskaner de Rive in Verbindung gestanden hätte, ist eine Erfindung, welche eben so sehr aller Begründung entbehrt, wie jene entsetzlichen Berichte von einer gezwungenen Heirath, welche die geschwätzigen Freundinnen ihnen brachten. Die erschrockenen Nonnen schlugen das Kreuz, sangen abermals ihre Litaneien und riefen noch lauter: „O heilige Jungfrau, verleihe den Christen den Sieg!“

Die Aufregung in der Stadt hatte unterdessen ihren Gipfel erreicht; das Geschrei der Priester war erschrecklich [2]). Sie riefen mit lauter Stimme nach denen, die zurückblieben, redeten denen zu, die ihnen gleichgültig erschienen, und feuerten ihre ganze Truppe durch Stimme und Geberden an, wie die Jäger ihre Hunde auf das Wild hetzen. Die Katholiken antworteten auf das tumultuarische Geschrei dieser Diener der Unordnung und des Kampfes. Aber der Sturm tobte nicht nur auf den Straßen, in den Häusern fielen noch traurigere Scenen vor. „Ach,“ sagten die Weisesten, „es giebt keine Menschlichkeit mehr, man achtet nicht einmal die Bande der Natur!“ Einer der wüthendsten Katholiken griff, sobald er die Sturmglocke hörte, zu den Waffen. Seine Frau, eine eifrige Katholikin wie er, deren Vater aber an der Spitze der „Lutheraner“ stand, erschrak heftig über den leidenschaftlichen Eifer ihres Gatten, und sah ihn mit traurigem Blicke an. Es war Michée, die Tochter Baudichon's de la Maisonneuve. Die junge Frau vergaß über dem katholischen Glauben die zarten, heiligen Bande nicht, die das Kind an den Vater fesseln. Jeder Fluch, den ihr Gatte gegen den Urheber ihrer Tage schleuderte, ließ sie erbeben, und endlich machte sich ihr

[1]) La soeur J. de Jussie, le Levain du Calvinisme, p. 57.

[2]) Msc. de Roset.

Schmerz in einem Thränenstrome Luft. Der fanatische Gatte aber, aufs äußerste gegen de la Maisonneuve aufgebracht, den man für die Stütze der Ketzerei ansah, wandte sich um und sagte ohne eine Spur von Mitleid: „Frau, weine, so viel du willst. Aber wenn es zum Kampfe kommt und ich deinen Vater treffe, so ist er der erste, mit dem ich mich messe. Ich tödte ihn, oder er mich." Und ohne sich darum zu kümmern, daß Michée's Schluchzen bei diesen ihr Herz durchbohrenden Worten immer stärker wurde, fügte der barbarische Gatte hinzu, indem er sie verließ: „Dieser erbärmliche Baudichon ist ein schlechter Christ, ein Renegat, der Elendeste unter den Elenden [1])!" Michée war zweimal verheirathet, zuerst mit Bernhard Combet, dann mit dem Herrn Guyot-Taillon. Es ist uns, ungeachtet unserer Nachforschungen, nicht möglich, zu sagen, welcher dieser beiden Gatten so grausam war; es ist jedoch wahrscheinlich der erste gewesen.

Von Minute zu Minute wurden diese traurigen Auftritte herzzerreißender. In allen Häusern vernahm man das Seufzen und Weinen der Mütter, Gattinnen, Töchter und kleinen Kinder. Die Straßen widerhallten von den Verwünschungen, welche die Männer gegen dies Gesetz (die Reformation) und gegen den ersten, der es verbreitet hatte, ausstießen. „Wahrlich," sagt der Chronist, „es ist unmöglich, das Geschrei und die Thränen zu schildern, die damals in der Stadt hörbar wurden." Aber dieser Unheil verkündende Widerhall des Schmerzes und der Trauer, welcher die Luft erfüllte, konnte die fanatische, weithin schallende Stimme der Priester nicht übertönen [2]).

Unterdessen herrschte in dem Hause Baudichon's de la Maisonneuve die feierlichste Sammlung. Die Evangelischen waren nicht fühllos bei dem Haß, der gegen sie losbrach, aber die Größe der Gefahr verlieh ihnen jene Ruhe, welche der Christ in der Nähe des Todes zeigt. Die Stärksten trösteten die Schwächeren und sprachen ihnen mit verständigen, frommen Worten zu: „Ach," sagten sie, „wenn alle die Wahrheit annähmen, so würden wir Frieden haben, aber weil die meisten wider dieselbe kämpfen, so können wir Christum nicht bekennen, ohne auf Wider-

[1]) La soeur J. de Jussie, le Levain du Calvinisme, p. 54.

[2]) Froment, Gestes de Genève, p. 54. — La soeur J. de Jussie, le Levain du Calvinisme, p. 54. — Msc. de Roset, Chron. liv. II, ch. X. — Msc. de Gautier. — Msc. de Choupard.

stand und Haß zu stoßen. Es ist die Bosheit der Gottlosen, die uns in zwei feindliche Heere theilt und überall Kampf und Streit entzündet [1])."

Eine unerwartete Verstärkung nahte um diese Zeit der katholischen Truppe. Nicht alle Frauen dieser Partei hatten ein so zärtliches Gemüth, ein so zerschlagenes Herz, wie Baudichon's Tochter. Die Tugend der evangelischen Frauen, ihr Eifer, der sie alle ihre Kleinodien und Schmucksachen für die Armen hingeben ließ, hatten viele andere geärgert; auch erfüllte diese der Gedanke, daß jene Frauen nicht mehr mit ihnen vor den Altären der Maria niederknieeten, mit Zorn und Haß. Der gewaltige Sturmwind, der durch die ganze Stadt wehte, entzündete auch die bösen Leidenschaften des schwächern Geschlechts. In allen Häusern rüsteten sich die Gattinnen, Schwestern, ja selbst die Mütter der Katholiken; sie riefen die Kinder von 12 bis 15 Jahren zusammen und begaben sich mit einem solchen Gefolge nach dem verabredeten Sammelplatze. „In dieser weiblichen Versammlung," schreibt die mit vielen sehr befreundete Schwester Johanna, „gab es wohl 700 Kinder von 12—15 Jahren, die fest entschlossen waren, ihren Müttern nach besten Kräften zu helfen."

Als die Damen sich versammelt hatten, hielten sie eine neue Art Berathung, und ihre Reden waren noch viel leidenschaftlicher, als die der Männer. Daß diese ihre Gegner alle umbringen würden, bezweifelten sie nicht; aber der Gedanke, daß deren Frauen am Leben bleiben sollten, beunruhigte sie. „Wenn unsere Männer gegen die Ungläubigen kämpfen," sagte eine von ihnen, „wohlan, so wollen wir auch Krieg führen und ihre ketzerischen Weiber tödten, damit dies Geschlecht ausgerottet werde [2])!" Das war in den Augen jener frommen Damen das einzige Mittel, Genf katholisch zu erhalten; — verschonte man die Frauen und Kinder, so mußte ja die Ketzerei in einigen Jahren von Neuem um sich greifen. Ein allgemeiner Beifallsruf erscholl, sowohl von Seiten der Frauen, als auch unter den Kleinen, und alsbald bereiteten

---

[1]) Froment, Gestes de Genève, p. 54. — La soeur J. de Jussie, le Levain du Calvinisme, p. 54. — Msc. de Roset, Chron., liv. II, ch. X. — Msc. de Gautier. — Msc. de Choupard.

[2]) La soeur J. de Jussie, le Levain du Calvinisme, p. 54.

sich die Amazonen zum Kampfe. Sie bewaffneten ihre Kinder, vertheilten kleine Beile und Rappiere unter sie, und als sie keine Waffen mehr hatten, geboten sie ihnen, Steine in ihre Hüte und Mützen zu sammeln. Voll Kampfbegier lasen auch sie Kieselsteine auf und füllten ihre Schürzen damit, „worauf sie dieselben in ihrem Schoße forttrugen.“ Die Schwester Johanna übergeht keine auch noch so kleine Einzelheit in ihrem Bericht, denn auf diesen Vorgang thut sie sich am meisten zu gute. Einige von den Frauen stellen sich an den Fenstern auf, um die Evangelischen im Augenblick des Kampfes durch einen Hagel ihrer Wurfgeschosse zu zerschmettern; aber die Entschlossensten gehen mit den Kindern nach dem Molard, wo sie unter lautem Geschrei anlangen. Seltsame Verwirrung! Als ob Gott, der von dem christlichen Weibe einen sanftmüthigen, stillen Geist fordert und ihr untersagt, sich „mit Haarzöpfen und köstlichem Gewande“ zu schmücken, ihm nicht ebensowohl und noch viel ausdrücklicher verböte, Steine aufzuheben und in den Kampf zu ziehen! Unsinnige, strafwürdige Weiber! Einige Hugenotten sahen sie von ferne und fragten sich voll Erstaunen, was ein so sonderbarer Zug zu bedeuten hätte? Man glaubte jene Druidenpriesterinnen zu sehen, welche, wie man erzählt, an den Ufern des Sees umherirrten, schwarz gekleidet mit flatternden Haaren und eine Fackel in der Hand, wenn man ihr Heiligthum bedrohte [1]).

Entzückt über diesen Anblick, fühlten die Priester sich von ihrem Ehrgefühl angespornt und riefen: „Wir wollen die ersten sein, die die heilige Kirche, unsere Gattin, vertheidigen!“ Es waren ungefähr 160 bewaffnete Geistliche auf dem Platze. Wenn die Priester und Frauen das Beispiel geben, können die Bürger da zurückbleiben? Die ganze Armee auf dem Molard wiederholte den lauten Ruf: „Vorwärts!“ Die Syndici wollten den Angriff nicht, aber das aufgeregte Volk riß sie mit fort [2]). Der Plan ging dahin, nach der Wohnung Baudichon's de la Maisonneuve zu ziehen, wo die Hugenotten versammelt waren, dieselbe in Brand zu stecken, um jene zu zwingen, herauszukommen und alle Reformirte niederzumachen, sobald sie aus Thüren und Fenstern den Flammen zu ent-

---

[1]) La soeur J. de Jussie, le Levain du Calvinisme, p. 54, 55. — Msc. de Gautier.

[2]) »Plebs mota syndicos eodem traxit.« (Turretini, msc., Biblioth. de Berne.)

fliehen suchen würden[1]). Bürger, Priester, Frauen, selbst Kinder stritten sich um das Vorrecht, die ersten zu sein bei der Ermordung Maisonneuve's, Salomon's und ihrer Freunde; Ströme Blutes sollten in der Straße der Ketzer fließen. „Vorwärts!" hieß es von Neuem, aber mitten in dieser allgemeinen Aufregung blieben die schönen Federn, welche den großen Hut des Syndicus schmückten, unbeweglich. Baud wollte Zeit gewinnen, Blutvergießen vermeiden und weigerte sich, das Signal zu geben. „Um noch sicherer zu gehen," sagte er, „und damit keiner unsern Händen entwischen könne, laßt uns die von St. Gervais noch abwarten[2])." Der Syndicus hoffte noch immer, daß die Reformirten vor der gewaltigen Uebermacht die Waffen strecken und sich auf Gnade und Ungnade ergeben würden. Diese, welche im Hause Baudichon's auf dem linken Ufer des Flusses am äußersten Ende der Rue des Allemands und de la Corraterie (ungefähr 450 Schritt von dem Molard) versammelt waren, hatten allmählich ihre Zahl anwachsen sehen. Mehrere von ihren Freunden, die anfangs in ihren Häusern hatten bleiben wollen, waren herbeigeeilt, als sie die ihren Brüdern drohende Gefahr erkannten, fest entschlossen, mit ihnen zu siegen oder zu sterben. Die Begeisterung hatte sich selbst den Kindern mitgetheilt und trieb sie zu Handlungen der Aufopferung, die weit über ihr Alter hinausgingen. „Es kam selbst ein junger Gesell trotz Vater, Mutter und Priestern und ermahnte sie alle, gutes Muthes zu sein[3])." Die Aeltesten verbargen sich nicht den ganzen Ernst ihrer Lage, aber voll Vertrauen auf Gott bewahrten sie ihre Festigkeit. „Wie ein Funke mit einem Male eine ganze Stadt anzünden kann," sagten sie, „so ist ganz Genf in einem Augenblick in Aufruhr gerathen. Aber unser Herz verwirre sich nicht, der Herr hält seine Hand über den Strudeln und Winden und kann sie stillen, wenn es ihm gefällt."

Und doch waren trübe Vorbedeutungen geeignet, sie zu beunruhigen. Vor ihren Augen lag der unglückliche Vandel, schwach und blutend .... Mitleidig traten sie zu dem jungen Verwundeten und sagten: „So be-

---

1) »Civis cujusdam domus, concursu facto, petitur; jam tormenta majora dirigebantur.« (Msc. de B. Turretini.)

2) La soeur J. de Jussie, le Levain du Calvinisme, p. 54, 55. — Froment, Gestes de Genève, p. 50. — Msc. de Gautier.

3) Msc. de Choupard.

handeln der Bischof und seine Beamten die besten Bürger!" Wenn sie sein bleiches Antlitz ansahen, verzweifelten sie an seinem Wiederaufkommen, und trübe Gedanken erfüllten ihre Herzen.

Dies war aber nicht das einzige traurige Anzeichen der sie bedrohenden Gefahr; das immer heftiger werdende Geschrei der Katholiken drang bis zu ihnen. Mit Staunen und Entsetzen sahen sie einander an. „Welche Wuth!" sagten sie, „was für eine Menge gegen eine so kleine Zahl!" Und einige riefen: „Wenn Gott nicht für uns ist, so sind wir alle verloren!" Auch schien ihr Untergang wirklich unvermeidlich. Andere aber kehrten den Satz um und antworteten: „Wenn Gott für uns ist, wer mag wider uns sein?" De la Maisonneuve verlor seine Fassung nicht einen Augenblick. Von lebhaftem, ja heftigem Charakter, ein Schwärmer für Wahrheit und Freiheit, zeigte er sich in dieser feierlichen Stunde als ein ruhiger, besonnener Christ. Keiner war mehr in Gefahr als er, sein Haus mußte so zu sagen das Schlachtfeld werden, aber mit völliger Selbstvergessenheit trat er zu den Zaghaften und sprach zu ihnen: „Wir müssen Hochherzigkeit bewahren, wenn man uns zur Verzweiflung treibt. Die Gottlosen bauen sich schon Triumphbogen; — aber in die Luft. Gott sieht weder die große noch die kleine Zahl an, sondern die Sache, für die man kämpft. Stehen wir unter Jesu Fahne, so wird Gott unsere eherne Mauer sein." Diese Worte beruhigten die Schwankenden wieder, sie erfreuten die Betrübten, und kaum hatte Baudichon sie ausgesprochen, als alle, die um ihn herstanden, ihre Kniee beugten und sich vor dem Herrn demüthigten. Einer von ihnen betete: „O Gott, du läßt den Bösen nur so weit den Zügel schießen, wie es uns heilsam ist zu unserer Prüfung. Halte du sie auf und wehre ihnen, daß sie uns nicht Schaden thun! Wende die Herzen unserer Feinde und siehe nur an die Sache, für welche wir alle kämpfen wollen." Dies einfache Gebet war mehr werth, als ein Salve Regina. Als sie sich wieder erhoben hatten, reichten die Freunde der Reformation einander die Hände und sagten: „Wir schwören für Gottes Sache zu sterben und uns Treue und Glauben zu bewahren." Und wie die Märtyrer der ersten Jahrhunderte erwarteten sie die Streiche, die man gegen sie führen würde, weil sie dasselbe Evangelium nicht lassen wollten, welches Gott damals der neuen Zeit zurückgab.

Während die Evangelischen so beteten, zog endlich die so ungeduldig

erwartete Schar von St. Gervais über die Rhônebrücke. Der ehemalige Syndicus Johann Philipp, damals Generalcapitän, der sich aus politischen Gründen der Reformation zuneigte, und der von Amtswegen alle Unordnung unterdrücken mußte, hatte sich zwischen der Brücke und der Cité aufgestellt, neben Baudichon's Hause, und die keiner Partei angehörten, hatten sich um ihn geschart. In dem Augenblick nun, als die Leute der Vorstadt die Brücke verließen und in der Stadt erschienen, befahl Philipp ihnen, wieder umzukehren. Bei diesen Worten gerieth der mordgierige Bellessert, ihr Anführer, in die heftigste Wuth, daß man ihn aufhalten wollte, und unter schrecklichen Flüchen stieß er den Generalcapitän heftig mit seiner Hellebarde, „so daß derselbe von dem Stoße zu Boden fiel." Sogleich warfen sich Claude de Genève und die andern Bürger in Philipp's Gefolge den Angreifern entgegen: der Capitän sprang auf, und mit dem Schwerte in der Hand auf den Anführer losstürzend, der ihn gestoßen hatte, verwundete er Bellessert. Zu gleicher Zeit trieben seine Leute die aus St. Gervais mit Hieb und Stoß kräftig über die Brücke zurück. Umsonst versuchten diese einen abermaligen Angriff; Philipp's Schar ließ sie gar nicht zu Athem kommen. Das Blut mehrerer war geflossen, und ihre Reihen waren in Unordnung gerathen. Zu stolz und zu heftig, als daß sie gewichen wären, wenn sie nicht großen Schaden erlitten hätten, ergriffen sie die Flucht und „zogen sich stark verwundet in ihre Häuser zurück[1])." Darauf schlossen die Leute des Capitäns die Brückenthore, um die Bewohner der Vorstadt zu hindern, wieder in die Stadt zu kommen[2]).

Diese Maßregel brachte die Reformirten von St. Gervais einigermaßen in Gefahr. Aimé Levet und seine Frau wohnten, wie wir oben erwähnten, an dem andern Ende der Brücke. Tief betrübt über den Kampf, sowohl über die Streiche, die ihren Brüdern bevorstanden, als über die, welche sie austheilen mußten, hatte Claudina ihr Haus vielleicht unvorsichtiger Weise verlassen und suchte, auf der Straße stehend, zu erspähen, was vorginge. In diesem Augenblicke gewahrten die katholischen Frauen des Quartiers, die durch den Anblick der Wunden ihres

---

[1]) Froment, Gestes de Genève, p. 52. — Rathsprotokoll vom 28. März. — La soeur J. de Jussie, le Levain du Calvinisme, p. 54. — Msc. de Gautier.

[2]) *Ibid.*

Abgottes Bellessert heftig erregt waren und hinter den Frauen der Stadt in kriegerischem Eifer nicht zurückbleiben wollten, Claudina Levet, der sie alles Unheil zuschrieben. Sie erhoben ein großes Geschrei, stürzten auf sie los und riefen überlaut: „Laßt uns den Krieg damit eröffnen, daß wir diese Hündin in die Rhône schleppen!" Als Claudina die Furien herankommen sah, schrie sie selbst laut auf, und „da sie schlau war," wie die Schwester sagt, kehrte sie eilig in ihr Haus zurück und schloß sich ein; das war in der That eine sehr billige List. Sogleich begannen die katholischen Frauen den Sturmangriff; aber umsonst bemühten sie sich, die Thür einzuschlagen; sie vermochten es nicht. Da ließen sie ihre Wuth an den Waaren des Apothekers aus. Zuerst machten sie sich an die zur Schau gestellten Waaren, dann drangen sie in den Laden und warfen alles verächtlich auf den Boden und auf die Straße [1])." Allein dieser Feldzug gegen die Medicamente beruhigte sie nicht; als sie wieder aus der Apotheke kamen, blieben sie vor dem Hause stehen und schauten mit wüthenden Blicken nach Claudina's Fenstern, indem sie ihr Schmähungen zuriefen. Frau Levet verhielt sich inmitten dieses Lärms ganz ruhig und erhob ihr Herz zum Himmel, wo sie genug Anlaß zur Freude fand, um darüber all' ihre Trauer zu vergessen. „Die Katholikinnen zogen sich endlich zurück, sehr erbittert, daß sie dieser Frau nicht hatten habhaft werden können, noch irgend einer anderen." Claudina war gerettet [2]).

Während dieser Vorgänge hatte sich der dritte auf dem Molard erwartete Trupp, der des Stiftsherrn de Veigy, oben in der Stadt gebildet. Die Unbeweglichkeit der Reformirten, die das Haus Baudichon's nicht verließen, machte den Stiftsherrn und seine Leute sehr ungeduldig. „Sie verhalten sich so ruhig, wie ein Hase," hieß es, „wir müssen sie zwingen, aus ihrem Lager hervorzukommen." Und dazu traf man nun die nöthigen Anstalten. Wie wir oben erzählt haben, war es von den Anführern des Aufstandes, von Moine und den Seinigen beschlossen worden, Baudichon's Haus zu umzingeln und in Brand zu stecken, damit die Ketzer erstickten, verbrennten, vertrieben oder auseinandergesprengt würden. Einige meinten, es sei eine vorzügliche Idee

---

[1]) La soeur J. de Jussie, le Levain du Calvinisme, p. 57.

[2]) *Ibid.*

der Hugenotten, sich alle in einem Hause einzuschließen; auf diese Weise würde ein Schwefelhölzchen genügen, sich ihrer zu entledigen.... Aber dieser Plan des Feueranlegens gefiel nicht allen: „Das läßt sich nicht ohne großen Schaden bewerkstelligen," sagten die Weisesten, „die ganze Straße würde in Flammen aufgehen." Dennoch hatte man diesen barbarischen Plan beibehalten und der Schar des Stiftsherrn de Veigy die Ausführung desselben anvertraut. Es war also ein Mann der Kirche, der den Auftrag zu einer so grausamen That erhalten hatte. „Der Stiftsherr de Veigy sollte durch die kleine, hinter der Rhône gelegene Straße des trois Rois [1]) gehen und Baudichon's Haus anzünden, damit die andern auf die Straße herauskämen und sich nach keiner Seite hin retten könnten [2])." Die Schar des Stiftsherrn wollte gerade die Cité hinabziehen, um ihren Auftrag auszuführen, als einige Katholiken, welche aus dem Rathhause kamen, die Niederlage der Truppe von St. Gervais verkündete. „Wir müssen ein ähnliches Zusammentreffen befürchten," sagten der Stiftsherr und seine Anführer, und da sie nicht eben begierig waren, sich mit dem Generalcapitän zu messen, so beschlossen sie, sich mit den Abtheilungen auf dem Molard zu vereinigen und sich nach der östlichen Seite zu wenden, damit sie gegen den Angriff Philipp's Schutz fänden und zur Verbrennung der Hugenotten Verstärkung erhielten. Sie änderten also ihren Weg und zogen durch die Straße Verdaine. Aber auf dem Molard wurden sie sehr übel empfangen. Jeder machte ihnen Vorwürfe. Sie waren Memmen, Verräther; die von der priesterlichen Partei waren „höchlich erstaunt und mißvergnügt, daß sie das Haus nicht angezündet hätten, wie es beschlossen worden sei [3])."

Mittlerweile war die Kunde von diesem Plan in die kleine Festung der Reformirten gedrungen, und nun zögerten de la Maisonneuve und die Seinigen nicht länger. Bis dahin hatten sie auf die Wuthausbrüche ihrer Gegner nur mit Stillschweigen geantwortet, denn sie wünschten so viel wie irgend möglich Blutvergießen zu vermeiden. Aber nun

---

[1]) Man sieht die drei Könige über der Thür des großen Hauses dieses Namens zu Bel-Air ausgehauen.

[2]) Froment, Gestes de Genève, p. 53.

[3]) Msc. de Choupard. — Froment, Gestes de Genève, p. 52—54. — Msc. de Gautier.

wurde alle ihre Mäßigung unnütz. Anfangs waren sie nur 60 gewesen, dann war ihre Zahl gewachsen, aber dieselbe blieb doch immer noch weit geringer, als die ihrer Gegner; dennoch beschlossen sie, Gewalt durch Gewalt zu vertreiben [1]). Ruhig und schweigend verließen sie demnach das Haus, denn sie fühlten den Ernst des Augenblicks. In der Rue des Allemands angekommen, stellten sie sich in Schlachtordnung, fünf in einer Reihe, nach der Gewohnheit der Schweizer. So standen die Vordersten etwa 250 Schritt von dem feindlichen Heere entfernt. Angreifen wollten sie nicht: „Wir wollen unsere Feinde erwarten," sagten sie, „aber wenn sie uns angreifen, lieber sterben, als einen Schritt zurückweichen." Sie waren also, wie wir sehen, wenn auch wenig zahlreich im Vergleich mit den verschiedenen Scharen der Katholiken, doch fest und voll Hoffnung. Sie hatten weder Priester, noch Weiber, noch Kinder bei sich, die ihnen hinderlich werden konnten; alle waren starke, entschlossene, wohl disciplinirte Männer, die sich nicht fürchteten, einer gegen zehn zu kämpfen. Und doch vertrauten sie nicht auf ihre Stärke; „sie schwankten nicht von einer Seite zur andern und setzten ihre Hoffnung nicht auf vergängliche Dinge;" die Frömmsten wiederholten, „daß es für sie nicht die geringste sichere Hülfe gebe, außer in Gott."

Der Kampf sollte beginnen. Da die Reformirten wußten, daß das Geschütz der Stadt von dem Buckligen ihren Feinden ausgeliefert und auf dem Molard aufgefahren worden war, so hatten sie sich, vermuthlich durch des Generalcapitäns Philipp Vermittlung, auch einige Kanonen verschafft. Kühn beide Seiten des großen Platzes besetzend, hatten die Hugenotten ihre Geschütze, theils in der Rhônestraße, theils in der Marktstraße, nur 90 Schritt von den Katholiken aufgestellt. Bei beiden Parteien waren die Kanonen bereit, ihr Spiel zu beginnen, die Büchsen waren geladen, die Piken und Hellebarden in den Händen der Kämpfer, und auf katholischer Seite trugen Frauen und Kinder Steine herbei. Man hörte gewaltige Ausbrüche der Wuth, Rufen und schreckliche Drohungen [2]). Alle waren entschlossen, dem Zusammenstoß die Stirn zu bieten, und ein Blutbad schien unvermeidlich [3]).

---

[1]) »Erumpunt qui convenerant a protestantibus, vim vi repulsaturi.« (Msc. de B. Turretini, Berne.)

[2]) »Clamor, saxa, minae, furor.« (Msc. de B. Turretini.)

[3]) »Utrinque ad caedes in proximo.« (*Ibid.*)

In diesem Augenblick hörte man Trompetenschall; es war nicht das Zeichen zum Kampfe, aber das Vorspiel. Der öffentliche Ausrufer stand an der Ecke einer benachbarten Straße und sagte: „Jeder Fremde habe sich unverzüglich in seine Wohnung zu verfügen bei Strafe von drei Hieben mit dem Seile." So reinigte man den Platz, auf welchem die Schlacht geliefert werden sollte. Bald darauf schwiegen die Trompete und die schallende Stimme des Herolds, und es entstand eine tiefe Stille. Auf beiden Seiten gab es edle Gemüther und Freunde des Friedens, die sich der tiefsten Bewegung nicht erwehren konnten, bei dem Gedanken, daß Brüder gegen Brüder kämpfen wollten, und manche warfen einen schmerzlichen Blick auf die Straßen, welche bald mit dem Blute ihrer Mitbürger befleckt werden sollten. Gern hätten diese Männer die Arme der Brudermörder zurückgehalten, aber sie zitterten vor den Priestern. „Niemand," sagt ein Zeitgenosse, „wagte den Geistlichen Friedensvorschläge zu machen; ihr gewaltiger Trotz schüchterte alle ein und man fürchtete, Lutheraner genannt zu werden [1]). Blutvergießen vermeiden wollen hätte so viel geheißen, als ein Anhänger der Reformation sein. Drohenden Blickes maßen sich die Parteien, und die beiden bewaffneten Scharen waren im Begriff, aufeinander loszugehen und mit Heftigkeit zusammenzustoßen.

Da kam der Schmerz zum Ausbruch. Einige von den Frauen, Müttern und Töchtern, die sich auf dem Kampfplatze befanden und bis dahin kampfesmuthig gewesen waren, konnten ihre Angst nicht länger zurückhalten. Die zarten Regungen ihres Geschlechts gewannen die Oberhand, sie ließen ihre Schürzen fallen, und die Kieselsteine, welche sie im Schoße trugen, fielen vor ihnen nieder; ihr Herz war gebrochen, sie vergossen Thränen und ließen traurige Klagen und Seufzer ertönen. „Ach," sagten sie, „da steht der Vater in Waffen gegen den Sohn, der Bruder wider den Bruder, der Nachbar wider den Nachbar. Und sie alle sind bereit, einander zu tödten [2])." Die Rührung wurde fast allgemein.

Während mehrere von den katholischen Frauen so umgewandelt wurden beteten die evangelischen in ihren Häusern. Sie sagten sich, daß,

---

[1]) Froment, Gestes de Genève, p. 54.

[2]) *Ibid.*

was die Welt auch erschüttern möge, doch nichts ohne Gottes Willen geschehen werde. Sie hielten das unumstößliche Wort des Herrn, der das Reich seines Sohnes beständig erhalten will, den gottlosen Verschwörungen entgegen, mit welchen die Welt gegen dasselbe anstürmt, und zweifelten nicht, daß Gott sie ansehen und ihnen in ihrer Noth beistehen werde.

„Gott," sagt Froment, „wollte das Blutvergießen verhindern und er gab dazu den Befehl [1])."

Sechszehntes Kapitel.

Waffenstillstand zwischen beiden Parteien.

(Vom 28. März bis zum 4. Mai 1533.)

Es hielten sich damals einige Fremde in Genf auf, und unter ihnen sieben Kaufleute aus Freiburg, die der Messe wegen gekommen waren. Diese fühlten sich schmerzlich bewegt bei den Scenen, die sich vor ihren Augen zutrugen, und konnten gar nicht begreifen, wie Mitbürger so weit gehen könnten, sich gegenseitig zu tödten, „um das Gelüst (l'appétit) ihrer Priester zu befriedigen," wie ein Manuscript sagt [2]). Diese braven Schweizer traten demnach hervor, um zu vermitteln. Die Anführer der katholischen Partei, welche gar nicht daran zweifelten, daß die Fremden auf ihrer Seite ständen, baten sie um ihre Unterstützung. „Wir mischen uns in dergleichen Angelegenheiten nur um Frieden zu stiften," antworteten sehr verständig die Freiburger, „da wir sowohl Eure Geschäftsfreunde und gute Bekannte sind, als auch die der andern." So gingen sie nach der Rue des Allemands und sagten zu den Reformirten: „Seht doch die große Menge Volks an, die gegen Euch ist. Die Sache muß, um größeres Unheil zu verhüten, beigelegt werden." Aber die Reformirten, welche zur Schlacht bereit waren, antworteten: „Von unserer Seite ist der Aufstand nicht erregt worden, uns würde es sehr leid sein, irgend etwas zu thun, was der Obrigkeit oder dem Volke

---

[1]) Froment, Gestes de Genève, p. 54.
[2]) Msc. de Choupard. — Vie de Farel.

zum Schaden gereichte. Wir begehren nur in Frieden nach Gottes Willen zu leben und wollen der Obrigkeit gehorchen, wie es im Evangelium geboten ist. Was wir gethan haben, geschieht einzig, um uns zu vertheidigen, denn man hat sich wider uns verschworen, uns alle zu tödten. Wenn die Priester und Mönche auf dem Platze zusammenbleiben, so dürft Ihr Euch versichert halten, daß wir uns bis auf den letzten Mann vertheidigen werden, wenn es Gott gefällt, uns beizustehen. Aber es thut uns sehr leid, wider unsere Väter, Brüder, Verwandten, Freunde und Nachbaren zu kämpfen, den Priestern und Mönchen zu Gefallen [1])."

Durch diese Worte ermuthigt, kehrten die Freiburger nach dem Molard zurück, wandten sich an die Priester und sagten: „Es ist weder gut noch recht, und besonders steht es Eurem Amte übel an, daß Ihr das Volk zu Mord und Blutvergießen aufreizt. Es wäre weit eher Eure Pflicht, in Euren Häusern zu bleiben oder in den Gotteshäusern zu beten, als so die Waffen zu führen. Und wenn das Volk uneins ist, solltet Ihr Frieden stiften, statt es zum Blutvergießen anzustacheln." Das waren christliche Worte, und diese Laien hielten der Geistlichkeit treffliche Ermahnungen. Aber die Priester waren so leidenschaftlich, daß sie nichts hören wollten; nach der friedfertigen Rede der Freiburger bestanden sie nur noch hitziger als je zuvor auf ihrem Vorhaben, alles niederzumachen.

Da dachten die guten Kaufleute, welche über die kampfbegierigen Geistlichen ganz erstaunt waren, die Laien wären vielleicht gemäßigter, und gingen demnach zu den Rathsherren, um mit diesen zu unterhandeln. „Wenn erst Blut vergossen ist," sagten sie, „wird man Euch allein Schuld geben. Thut, was Eures Amtes ist; Ihr habt zu befehlen; so gebietet denn beiden Parteien, in ihre Häuser zurückzukehren." Die Rathsherren, die im Grunde den Frieden wünschten, fühlten sich bei ihrer Ehre gefaßt und beschlossen, den Tumult zu stillen. Sie wandten sich daher an die Priester, von denen alles abhing, und sagten vor allem Volk: „Ihr müßt Frieden machen." Aber die Geistlichkeit wollte nichts dazu thun, vielmehr hetzte sie das Volk auf, die Lutheraner anzugreifen. Da beschlossen die Freiburger, voller Unwillen darüber, ihnen

---

[1]) Froment, Gestes de Genève, p. 55.

Furcht einzujagen und sprachen: „Ihr Herren, seid nicht so übermüthig, denn wenn es zum Dreinschlagen käme, möchten wir lieber auf ihrer, als auf Eurer Seite stehen. Das sind andere Kriegsleute, besser geordnet und ausgerüstet als Ihr, wir haben sie gesehen.“ Dann zeigten sie auf das Volk, welches auf ihre Worte lauschte, und fuhren fort: „Ihr Herren Priester, meint Ihr, daß diese Männer hier, die ihre Kinder, Verwandten und Freunde auf der andern Seite haben, dieselben tödten wollen, oder sich von ihnen todtschlagen lassen werden aus Liebe zu Euch?... Wahrlich, wir bitten sie, sich zurückzuziehen. Und wenn Ihr darnach Eure Feinde angreifen wollt, so bedenket wohl, was Ihr thut, denn wenn es einmal geschehen ist, werdet Ihr keine Zeit mehr haben, wieder umzukehren.“

Dabei aber blieben die guten Freiburger nicht stehen. Nachdem sie zu den Priestern und Rathsherren gesprochen hatten, begannen sie auch das Volk anzureden. Sie näherten sich den Bürgern und sprachen zu ihnen: „Ihr habt auf Seiten der Hugenotten Söhne, Verwandte und Freunde... Wollt Ihr sie tödten oder von ihrer Hand sterben? Wir rathen Euch, den Priestern allein den Kampf zu überlassen.“ Mehrere billigten laut diese Vorstellungen: „Wir sind recht thöricht,“ sagten sie, „warum wollen wir uns für die Priester todtschlagen lassen? Mögen sie sich selbst vertheidigen, wenn sie wollen. Mögen sie mit der heiligen Schrift und nicht mit dem Schwerte streiten....“ Einige, die durch die Vernunft nicht überzeugt werden konnten, fingen an der Furcht Raum zu geben [1]). Der gesunde Verstand der Freiburger dämpfte den priesterlichen Fanatismus. Die natürlichen Regungen, welche einen Augenblick unterdrückt waren, gewannen wieder ihr Recht. „Man schlichte diesen Streit,“ rief es von allen Seiten, „man vergleiche sich!“

Als die Rathsherren sahen, wie alle die Priester verließen, schöpften sie wieder Muth. Es war kein Augenblick zu verlieren. Der Rath versammelte sich mitten auf dem Molard; die Gerichtsdiener trieben die Menge zurück; die Syndici waren die ersten, welche gegen das Blutvergießen protestirten; mehrere Notabeln unterstützten sie, und die Mehrzahl des Volkes schien sich auch zu Gunsten des Friedens auszusprechen. Da traten der erste Syndicus Nicolaus du Crest, Claude Baud mit sei-

---

[1]) Msc. de Roset, Chron.

nem Federbusch und Peter Malbuisson vor, und begleitet von einigen Anführern, machten sie sich auf, um mit de la Maisonneuve und seinen Freunden zu unterhandeln. Als die Vordersten der Hugenotten sie herankommen sahen, glaubten sie, die Schlacht solle beginnen, und einer von ihnen, ein rascher, energischer Mann, richtete ein Geschütz, zielte gerade mitten auf die Schar der Herankommenden und machte sich fertig, Feuer zu geben. „Der Schuß würde eine furchtbare Bresche gemacht haben," sagt Froment. Die schnelle Bewegung erschreckte die Nahenden; von allen Seiten rief man: „Der Friede ist geschlossen!" Bei diesen Worten hält der Artillerist inne; die Soldaten weichen zurück; auf der einen Seite treten die Syndici vor, auf der andern de la Maisonneuve und seine Freunde, und beide Parteien beginnen die Unterredung [1]).

Allein das Vertrauen war noch nicht wieder hergestellt. Man kam überein, Geißeln zu geben, und auf beiden Seiten wurden drei angesehene Männer ausgeliefert; unter den Sechsen war ein Stiftsherr, Guet mit Namen.

Alsbald ertönte Trompetenschall in der ganzen Stadt, und der Herold rief aus: „Die Waffen sollen niedergelegt werden, und jeder kehre in Frieden und ohne Lärm und Streit nach Hause zurück bei Strafe des Stranges; keiner singe ein Lied oder einen Gesang, „die zum Streit reizen könnten, bei Strafe gepeitscht und verbannt zu werden."

Die verschiedensten Empfindungen herrschten nun in Genf. Die Priester und eifrigen Anhänger Roms waren untröstlich. Da sie um jeden Preis die Reformation vernichten wollten, hielten sie es für sehr christlich, die Reformirten zu tödten. Besonders erbittert waren sie auf den Generalcapitän; einer von ihnen nannte ihn öffentlich einen Verräther. „Dieser Friede bekümmert die Christen gar sehr," sagt die Schwester. Auch hörte man sie ausrufen: Zu dieser Stunde hätten wir sie zur Welt hinausbefördern sollen (dépécher du monde), um durch sie nicht stets in Aerger oder Furcht erhalten zu werden." — „Die Wahrheit zu sagen," fügt die devote Nonne hinzu, „es wäre besser

---

[1]) Froment, Gestes de Genève, p. 55. — Rathsprotokoll vom 28. März 1533. — Msc. de Roset, Chron., liv. II, ch. X.

gewesen, als sie am Leben zu lassen[1])!" Aber während einige katholische Häupter, wie Wernli, Th. Moine mit düsterer, mißvergnügter Miene nach Hause gingen und hofften, die Sache wäre nur aufgeschoben, traten andere, Reformirte und Katholiken, voller Freude wieder über die Schwelle ihrer Wohnung, und Thränen der Freude begrüßten sie dort. Die Frauen umarmten ihre Männer, die kleineren Kinder umringten ihre Väter, während die größeren ihnen das Schwert abnahmen. Die Politiker aber lächelten über die Freude der letzteren und die Trauer der ersteren; sie schüttelten das Haupt und dachten, man würde von der einen oder von der andern Seite den Vertrag brechen, sobald man es für die eigenen Interessen für nützlich hielte. „Es ist ein Scheinfriede[2])!" riefen sie. Nichts aber konnte gewisse Mönche trösten. „Ach," murrte man in den Klöstern, „wie leicht hätten die Christen die Ketzer sich unterwerfen können, und jetzt werden diese Gottlosen in der Stadt die Herrschaft erlangen[3])."

Am folgenden Tage, den 29. März, versammelte sich der Rath der Sechszig, um der Wiederholung der Streitigkeiten des vorigen Tages vorzubeugen. Ganz war der Sturm noch immer nicht gestillt, und mit drohenden Blicken betrachteten die katholischen Mitglieder des Rathes einige ihrer angesehensten Collegen, wie Johann Philipp, Franz Favre, Claude Roset und andere. Gegen diese glaubten sie nachdrücklich einschreiten zu müssen, denn sie bildeten die Macht der antiklerikalen Bewegung. Für den Augenblick aber war die Stimmung einem Vergleich günstig. Man beschloß ein Compromiß zu suchen, welches beide Parteien zufrieden stellen könnte, und einige der Rathsherren und der angesehensten Bürger thaten sich zusammen, um das System zu formuliren, welches Rom und das Evangelium vereinigen sollte[4]).

Am 30. März versammelten sich die Zweihundert, denen sich mehrere andere Bürger anschlossen, und nun ließ der Syndicus erst die Geißeln in Freiheit setzen und legte dann den Aussöhnungsplan vor. Als der Rath denselben angenommen hatte, übergab er dem Capitän

---

[1]) La soeur J. de Jussie, le Levain du Calvinisme, p. 56. — Rathsprotokolle vom 28. und 29. März. — Froment, Gestes de Genève, p. 56.

[2]) Froment, Gestes de Genève, p. 56.

[3]) La soeur J. de Jussie, le Levain du Calvinisme, p. 55, 56.

[4]) Rathsprotokoll vom 29. März.

jeder Compagnie eine Abschrift, und darauf wandte sich der erste Rathsherr an den Abt von Bonmont, der in Anbetracht der beständigen Abwesenheit des Prälaten gewöhnlich die Funktionen des Bischofs wahrnahm, und sprach zu ihm: „Auch Euch, Herr Vikar, gebe ich eine Abschrift dieses Beschlusses, damit Ihr Sorge traget, daß Eure Priester sich darnach halten.“ Das war die Hauptschwierigkeit, darin kamen alle Laien überein. Die Sitzung wurde aufgehoben.

Sogleich versammelt sich jede Compagnie auf ihrem Waffenplatz, der Capitän stellt sich in die Mitte, und Hugenotten und Mamelucken vernehmen diesen seltsamen Beschluß, der eine religiöse Angelegenheit schlichten sollte, von der bürgerlichen Gewalt verfaßt worden war und von den Soldaten verlesen wurde.

„Im Namen Gottes, des Schöpfers und Erlösers, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes,“ sagte der Capitän. Alle entblößten das Haupt. „Es ist um des lieben Friedens willen beschlossen worden,“ fuhr der Offizier mit weittönender Stimme fort, „daß aller Zorn, Bosheit, Schmähungen und Uebelthaten unter allen unsern Bürgern und Einwohnern, sowohl den geistlichen als weltlichen, sowie böse Anschläge, Beschimpfungen und Vorwürfe, die von der einen oder der andern Seite ausgegangen sind, gänzlich vergeben sein sollen.“

Man bezeugte seine Zufriedenheit.

„Item. Daß die ganze Bürgerschaft, von welchem Stande und Gewerbe sie auch sei, hinfüro in gutem Frieden lebe, ohne irgend welche Neuerung zu machen, bis daß es allgemein befohlen wird, anders zu leben.“

„Wahrlich,“ sagten einige Hugenotten, „eine Reform ..., aber in der Zukunft!“ ...

„Item,“ fuhr der Capitän fort, „daß niemand wider die heiligen Sakramente rede und hierinnen jedermann Freiheit gelassen werde nach seinem Gewissen.“

Freiheit und Gewissen! Was für neue Worte! Wenn das Genfer Volk dies gewann, gewann es alles.

„Daß niemand,“ begann von Neuem der Capitän, „predigen solle ohne Erlaubniß des Oberherrn, der Herren Syndici und des Rathes; und daß der Prediger nichts sagen solle, was nicht durch die heilige Schrift bewiesen wird.“ Kein Punkt erregte

größere Zufriedenheit. „Gut," sagten einige Reformirte, „unsere Lehre ist die der heiligen Schrift." — „Gut," sagten einige Katholiken, „der Bischof wird schon machen, daß kein Ketzer predigt."

Der Capitän fügte noch das Verbot hinzu, am Freitag Fleisch zu essen, Lieder feindseligen Inhalts gegen einander zu singen, zu sagen: „Du bist ein Lutheraner!" oder: „Du bist ein Papist!" Ferner befahl er den Hausvätern, ihren Frauen und Kindern den Beschluß bekannt zu machen. Die katholischen Frauen und ihre Knaben hatten sich bei der Schlacht hinreichend mit betheiligt, so daß man sie nicht vergaß.

Als der Capitän zu Ende war, sagte er zu seiner Compagnie: „Ihr alle, die Ihr Frieden und Eintracht wollt, hebet die Hand auf und leistet Gott den Eid!"

Da die Reformirten die heilige Schrift erhielten und Gewissensfreiheit, so hoben sie die Hand auf, und die Katholiken, welche sahen, daß man ihnen die bischöfliche Autorität und die Fasttage ließ, thaten desgleichen. Nur in einer Compagnie rief ein Hugenott, dem diese Vermengung nicht behagte: „Ich verweigere den Eid!" — Sogleich schrieen die Katholiken: „In die Rhône! In die Rhône! Er muß ohne Gnade wie ein böser Hund in die Rhône geworfen werden!" Doch wurde niemand ertränkt[1]). Am andern Tage ward eine allgemeine Prozession durch die ganze Stadt gehalten, um Gott für den Frieden den Dank darzubringen.

Die Katholiken triumphirten. Religiöse Freiheit und die Bibel schienen ihnen so seltsame Dinge, daß davon nichts zu fürchten sei. Später haben sie das Gegentheil erkennen gelernt; damals waren dies in ihren Augen nur glänzende Schlingen ohne alle Realität, bestimmt die Hugenotten damit zu fangen. Am Palmsonntage erhielt ein (wie man sagte) sehr gelehrter Dominikaner, der aus Auxerre gekommen war, den Auftrag, Roms Sieg zu verkündigen. Die herbeiströmende Menge war so groß, daß die Kirche sie nicht fassen konnte. Man führte den Mönch daher auf den Platz vor dem Gotteshause und brachte eine Kanzel dorthin, welche er bestieg. Stolz trat der Jünger des heiligen Dominikus seinen Zuhörern gegenüber und sagte: „Ihr seht mich hier bereit, den Kampf mit den Prädikanten aufzunehmen! Mögen die Herren

[1]) Rathsprotokoll vom 30. März. — La soeur J. de Jussie, le Levain du Calvinisme, p. 59. — Msc. de Gautier.

von Bern so viele senden als sie wollen, ich weiß mich stark genug, sie alle zu besiegen." Er „sparte die seltsamsten Reden nicht mit großer Mißachtung des göttlichen Wortes[1])." Die Hugenotten konnten kaum an sich halten und riefen: „Diese Heuchler wollen den Einfältigen die Augen verblenden, daß sie die Sonne nicht sehen können, welche ihr Licht über uns hat aufgehen lassen."

Ohne innezuhalten schleuderte der Dominikaner seine Blitze, als plötzlich die Versammlung in Verwirrung gerieth. Die Weiber schrieen, die Männer wurden unruhig .... man glaubte, die Hugenotten kämen aus der Stadt (das Kloster lag in einer Vorstadt) und wollten diese Heerde überfallen. „Schließt die Thore!" (der Stadt) rief man; und dieser Ruf erhöhte noch den Schrecken der frommen Leute. Einige zogen ihre Schwerter, andere entblößten ihre Dolche, alle waren bereit, sich zu vertheidigen; der arme Mönch, welcher meinte, die Lutheraner seien schon da und wollten ihm ans Leben, erschrak, erblaßte und „fiel besinnungslos von der Kanzel." Aber die Hugenotten erschienen nicht, und als man nach der Ursache dieser Aufregung forschte, entdeckte man einen jungen Hasen, der lebendig unter das Volk geworfen war und zwischen den Kleidern der Frauen hin- und herlief. Es war ein Streich, den ein schlechter Spaßvogel sich erlaubt hatte. In der Stadt aber spottete man sehr über die unerschrockenen Kämpen Roms, die heldenmüthig ihre Dolche gezogen hatten gegen ein Häschen[2]).

Eine Feier ganz andrer Art, weit ernster und andächtiger, wurde vorbereitet. Man war in der Passionswoche. Die Evangelischen fühlten das Bedürfniß, sich im Geiste brüderlicher Liebe und Eintracht um den Tisch des Herrn zu versammeln. Am Gründonnerstage, den 10. April, kamen achtzig Männer und mehrere Frauen im Garten des Pré-l'Evêque zusammen. Zuerst wusch einer von ihnen den andern die Füße zum Gedächtniß der von dem Herrn vollzogenen Handlung. Und das war für sie nicht eine bloße Nachahmung; sie verstanden Jesu Absicht: „sich daran zu erinnern, daß keiner sich weigern soll, sich herabzulassen zum Dienste seiner Brüder und Nächsten, so niedrig und unscheinbar der

[1]) Msc. de Gautier. — Auszug aus dem Gesuch, welches de la Maisonneuve und Salomon in Bern überreichten.

[2]) Rathsprotokoll vom 2. bis zum 11. April. — Msc. de Gautier. — Spon, Hist. eccl. p. 490, 492.

Dienst auch sei;" und sie fühlten, „daß die christliche Liebe vernachlässigt werde, weil jeder sich für höher achtet, als billig ist, und alle andern fast verachtet." Nach dem Fußwaschen wurde das heilige Abendmahl gefeiert. Die thatkräftigen Männer demüthigten sich vor Gott wie kleine Kinder und nahten dem Tische mit wahrhaftigem Glauben; viele empfanden, daß die Gegenwart des Erlösers, obwohl geistig, doch eine wirkliche ist und den inwendigen Menschen nährt.

Sobald diese Feier des heiligen Abendmahls bekannt wurde, sprach die ganze Stadt davon, und es regnete Spottreden von allen Seiten. „Diese Juden," sagte man, „haben einer nach dem andern in ein Stück Brot und Käse gebissen zum Zeichen des Friedens und der Einigung .... Und die Katholiken lachten darüber," berichtet uns die Schwester Johanna [1]).

Aber das Lachen machte bald dem Schrecken Platz. Von dem Pré-l'Evêque zurückkehrend, gingen mehrere Hugenotten (darunter einige der Gefürchtetsten) zusammen durch die Straßen. Einfältige Schwätzer, die sie von fern gesehen hatten, verbreiteten überall das Gerücht, daß sich große Scharen von Ketzern auf den Plätzen zeigten, und daß sie sich mit einander verbänden, die Feier der Messe im heiligen Osterfeste zu hindern. Die Communion sollte gerade in den Kirchen gehalten werden, denn es war Gründonnerstag. Aber die Frauen, welche durch die Berichte erschreckt waren, wagten nicht auszugehen. Die Männer griffen zu den Waffen; Priester und Mönche thaten desgleichen, und so, mit dem Harnisch bedeckt, mit Dolch und Schwert bewaffnet, schickten sich die Hirten und ihre Schafe an, das Mahl des Friedens zu halten. Alle horchten und wurden unruhig bei dem geringsten Geräusch; aber nichts störte sie, und die Communion wurde in Frieden beendet [2]).

„Es wird am Charfreitag geschehen," sagten einige Katholiken, „man weiß, daß die Hugenotten sich vorbereiten, an dem Tage in der Dominikanerkirche, wo der Mönch aus Auxerre wieder predigen soll, eine Demonstration zu machen." Um diesem Unglück vorzubeugen, beschloß man, daß der würdige Pater seine Predigt in St. Peter halten sollte, „was seit Menschengedenken nie an diesem Tage geschehen war." Die Stifts-

---

[1]) La soeur J. de Jussie, le Levain du Calvinisme, p. 61.

[2]) *Ibid.*, p. 60.

herren aber glaubten sich in ihrer Kathedrale außer aller Gefahr, wie in einer Festung. Zu größerer Sicherheit durchzogen zahlreiche Scharen die Stadt. Besonders einer der angesehensten Katholiken, Herr von Thorens, zog stolz einher, von einem Trupp Raufbolden umgeben. Am Freitag Morgen begaben sich die Priester und Gläubigen bewaffnet nach St. Peter. Einige Reformirte verwunderten sich, sie an einem solchen Tage in Waffen zu sehen, und er erinnerte an das Wort des Herrn: Stecke dein Schwert in die Scheide. Das will sagen, erwiederten die Priester: „Man soll es drinnen lassen, bis es Zeit ist, es herauszuziehen.“ Bequeme Auslegungen finden sich immer.

Aber die guten Leute hatten sich ohne Grund beunruhigt. Es fiel nicht die geringste Störung vor[1]; der Prediger aus Auxerre sagte alles, was er sagen wollte. Indessen fühlte er sich in der Stadt der Hugenotten nicht wohl, und kaum war der Ostertag vorüber, so kehrte er eilig in sein Land zurück. Nach seiner Abreise wagte keiner zu predigen, worüber sich die frommen Katholiken sehr verwunderten[2].

Durch die Verordnung des Rathes hatte die religiöse Freiheit in Genf einen Schritt vorwärts gethan, aber kaum anders als in der Theorie; die Praxis war weit schwieriger. Nach der Meinung der einen mußte Genf ganz reformirt werden, nach der andern ganz katholisch. Die Entschiedensten fragten, „wie lange man auf beiden Seiten hinken wolle?“ und die kühnen Parteigänger wiederholten, nur das Schwert könne diesen verwickelten Knoten durchhauen. Der erste Syndicus, Nikolaus du Crest, und der Rathsherr Roy reisten nach Bern, um den Senat zu ersuchen, er möge die Reformation nicht länger unterstützen. Dagegen wünschten die Evangelischen, daß dieselbe sich frei entwickeln möchte. Mehrere unter ihnen hatten einen geistlichen Eifer, einen Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit; ihre Seele trachtete nach der ewigen Seligkeit, sie sehnten sich begierig nach der himmlischen Wahrheit, wie die Eroberer nach Ruhm und Herrschaft. Da der Klerus ihnen ihre Geistlichen raubte, waren sie auf die einfachsten Versuche gegenseitiger Erbauung beschränkt worden, nun aber begehrten sie die freie Predigt des Evangeliums, ohne welche die Kirche verkümmert. „Wir leiden Mangel,“

---

[1] La soeur J. de Jussie, le Levain du Calvinisme, p. 60.

[2] *Ibid.*, p. 61.

sagten sie, „wir sind unseres Rechtes beraubt! Ein verwegener Mönch ruft uns unaufhörlich zu, er sei bereit, alle Prediger zu nichte zu machen, die Bern uns schicken möchte. . . . Wohlan, laßt uns Bern auffordern, uns Geistliche zu senden, deren gelehrte Worte die unverschämten, geschwätzigen Dominikaner zum Schweigen bringen."

Die Reise des Syndicus du Crest beunruhigte de la Maisonneuve. Wer konnte wissen, ob der Respect, den man der ersten Magistratsperson schuldig war, den mächtigen Canton Bern nicht zu einem falschen Schritte verleiten würde? . . . Einem so großen Unglück mußte de la Maisonneuve zuvorzukommen suchen. Er theilt seine Absicht seinem treuen Achates, Salomon, mit; dieser hatte unbedingtes Vertrauen zu seinem Freunde, und sie traten sogleich die gefährliche Reise an [1]).

Am 6. April in Bern angelangt, glaubten der Syndicus du Crest und der Rathsherr Roy eines Tages de la Maisonneuve und Salomon auf der Straße zu erkennen. Erstaunt blieben sie stehen, sahen die beiden an und maßen sie von oben bis unten, da sie es fast für eine Sinnestäuschung hielten . . . aber es waren wirklich die beiden Hugenotten. Erzürnt ging der erste Syndicus auf sie zu und sagte barsch zu ihnen: „Was macht Ihr hier?" — „Man sagt, Ihr habt Auftrag, wider uns zu sprechen," antwortete de la Maisonneuve, „wir sind hier zu unserer Vertheidigung." Noch mehr überrascht aber waren die beiden Genfer Rathsherren, als sie sich am andern Tage in den Rath begaben, dort im Vorsaale die beiden Häupter der Reformirten zu finden. Sie hofften wenigstens allein in die Rathsversammlung hineingehen zu können; aber nein, kaum hatten sich die Thüren geöffnet, so traten die beiden Hugenotten ohne weitere Ceremonie mit den beiden Rathsherren vor und nahmen ruhig zu ihrer Linken Platz. Gab es denn etwa in Genf noch eine zweite Macht, die ebenfalls ihre Abgesandten schickte?

De la Maisonneuve war in der That ein Abgesandter; sein Herz brannte für eine große Sache, für die des Evangeliums und der neuen Zeit. Die Wahrheit, die er vertrat, erfüllte ihn mit Kühnheit, er stand zuerst auf, selbst ehe der Rathsherr aus Genf gesprochen hatte, und sagte mit heiligem Muthe: „Sehr werthe Herren! Wir und eine große Anzahl

---

[1]) Rathsprotokoll vom 2. und 11. April. — Msc. de Gautier. — Spon, Hist. eccl., I, p. 490, 492.

unserer Mitbürger wünschen, daß das Wort Gottes lauter und rein in Genf gepredigt werde. Die Stimme des Evangeliums, die sich früher so wenig vernehmen ließ, erschallt jetzt mächtig in der ganzen Christenheit, und wir wollen nicht darauf verzichten, sie zu hören. Weder Verbannung noch irgend eine Drohung wird uns in Gleichgültigkeit oder Unthätigkeit versinken lassen. Dann fuhr er fort, ohne sich vor dem ersten Syndicus zu fürchten, der ihn hörte: „Wißt Ihr, wie weit es mit uns gekommen ist? Unsere Rathsherren führen Krieg wider uns und bemühen sich, das Evangelium, welches Ihr in Bern eingeführt habt, aus Genf zu vertreiben. Nach dem Besuch, den wir Euch kürzlich abgestattet haben, mußten wir vor ihnen erscheinen ... Und," fuhr er fort, indem er auf den Syndicus zeigte, „der hier anwesende Nikolaus du Crest hat unsere Rechte mit Füßen getreten und zu uns geredet, als wären wir Schurken ... Statt Euren Briefen zu entsprechen, sind sie von Haus zu Haus gegangen und haben ihre Anhänger ermahnt, die Waffen zu ergreifen. Sie haben die Sturmglocke geläutet, die Stiftsherren, Priester und das geringe Volk versammelt und eine schändliche, wüthende Verschwörung angezettelt. ... Und weßhalb, Ihr Herren? Sie sagten: Wir müssen den Männern, welche nach Bern gegangen sind, den Kopf abschlagen! ... Daran erkennt, werthe Herren, wie man Eure Bürgerschaft achtet! ... O Freiheit Genf's! O Heiligkeit der Bündnisse! O Gerechtigkeit der Gesetze! ... Alles, alles haben die Priester mit Füßen getreten, sie sind fest entschlossen, uns als einziges Erbtheil nur Sclaverei, Aberglauben, Thränen, Seufzer und Klagen zu lassen. ... Da muß geholfen werden, und Ihr könnt es allein, sehr werthe Herren. Ein fanatischer Mönch, welcher wider das lautere Evangelium gepredigt, hat sich erboten, mit jedem evangelischen Geistlichen, den Ihr etwa schicken möchtet, den Kampf aufzunehmen. Thut, was er verlangt. ... Gebt uns und unsern Genossen einen Eurer Prediger. Wirkt ihm einen öffentlichen Platz aus, wo er das Wort Gottes frei verkündigen kann. Möge er in einer regelrechten Disputation diesen unverschämten Dominikaner bekämpfen und so den Sieg des Evangeliums sichern."

De la Maisonneuve kannte die Gefahr, welcher er sich durch eine so offenherzige Sprache aussetzte, deshalb fügte er hinzu: „Vielleicht seid Ihr auch so gütig und wacht darüber, daß diese unsere gerechte Bitte

für uns kein Hinderniß werde, nach Hause zurückzukehren und dort in Frieden zu leben [1])."

Der Genfer Syndicus und der Rathsherr, welche auf eine solche Rede nicht gefaßt gewesen waren, geriethen sehr in Verlegenheit. Sie waren als Kläger gekommen und wurden nun selbst verklagt. Die unwilligen Blicke der Berner Rathsherren verwirrten den Genfer noch mehr als die Rede des protestantischen Deputirten. Darauf wandte sich der Schultheiß an den Syndicus und fragte ihn, ob er etwas zu erwiedern habe. „Dazu haben wir keinen Auftrag," antwortete er, „und folglich nichts zu sagen." — „Gut," versetzten die Herren von Bern, „binnen kurzem werden wir Abgesandte nach Genf schicken, die nachsehen sollen, was in Hinsicht der Religion daselbst vorgeht [2])."

Die Sitzung wurde aufgehoben. Ein günstiger Wind schien für das evangelische Schiff zu wehen, aber es bereitete sich auch ein Sturm vor, der es zertrümmern konnte.

Siebenzehntes Kapitel.

Zweiter Angriff, in welchem der katholische Anführer den Tod findet.

(4. Mai 1533.)

Die Reformation in Genf sah in ihren Reihen sowohl Freunde der evangelischen Wahrheit, als auch Freunde der politischen Freiheit. Das hatte sein Gutes, brachte aber auch manchen Nachtheil. Die kräftige Hand der Hugenotten war vielleicht nothwendig zur Unterdrückung der unerschrockenen Mamelucken, aber es ist traurig, daß neben den geistlichen Waffen auch die fleischlichen glänzten. Wenn eine Beweisführung durch Syllogismus in Religionssachen schon schlimm ist, so ist eine Beweisführung mit der Hellebarde noch viel schlimmer. Einige Anhänger der Reformation kehrten den „Zwang zum Eintreten" (Contrains-les d'entrer), der von Seiten der katholischen Kirche geübt wurde, um und übten

---

[1]) Gesuch derer aus Genf. — Rathsprotokoll vom 11. April. — Msc. de Gautier. — Spon, p. 491.

[2]) Gesuch derer aus Genf. — Rathsprotokoll. — Msc. de Gautier.

ihrerseits „den Zwang zum Austritt" (Contrains-les de sortir) etwas zu sehr. Mit den einen wie mit den andern müssen wir einige Nachsicht haben. Der seit zehn Jahrhunderten verfinsterte menschliche Geist bedurfte einer länger fortgesetzten Erziehung, ehe er begriff, daß es irreligiös ist, in Religionssachen andere Waffen zu gebrauchen, als die freier Ueberzeugung.

Noch ein anderer Krieg, der den Sitten unseres Zeitalters näher liegt, als der mit den Waffen, und damals auch häufig geführt ward, war der mit beißendem Witz. Die Genfer beider Schulen begannen gewöhnlich mit durchaus zu billigenden Besprechungen. Die Katholiken sprachen gewöhnlich von der Unfehlbarkeit des Papstes, die Reformirten stellten ihnen die des Wortes Gottes entgegen. Ueber diesen Punkt stritt man auf den Straßen, in den Klöstern, am heimischen Herde, ja bis in die Rathsversammlungen; oft aber kam man vom Streit zu sehr anzüglichen Redensarten. Als die Priester einst eine Prozession hielten und aus voller Kehle Gebete absangen für die Bekehrung der Ketzer, indem sie sich nach rechts und links umsahen, fanden die an einer Straßenecke stehenden Hugenotten einige Aehnlichkeit zwischen diesem Gesange und dem Geschrei eines gewissen Lastthieres, und lachend sagten sie zu einander: „Gebt doch den schreienden Eseln ein paar Disteln." „Ach!" riefen die Schwestern in ihrem Kloster, „sie treiben so viel Hohn und Spott, daß man es in einem Jahre nicht alles niederschreiben könnte!" Die Schwester Johanna berichtet diesen Zug, da aber ihre Erzählung von Fabeln wimmelt, so können wir für die Wahrheit nicht einstehen [1]).

Die meisten Priester besaßen mehr Stärke des Armes als des Geistes, und führten weit lieber das Schwert als das Wort. Der fromme Stiftsherr und tapfere Ritter, der gestrenge Herr Peter Wernli schäumte vor Wuth. Er schrie in den Klöstern, in den Häusern, ja selbst auf den Straßen umher; er wollte kämpfen und mit der Hellebarde in der Hand beweisen, daß man dem Papstthum die tiefste Ehrfurcht schuldig sei. Er hielt häufige Besprechungen mit den Parteihäuptern, sowohl mit den Geistlichen, als auch mit den Laien, bei Perceval de Pesmes, Herrn de Thorens oder bei dem bischöflichen Vikar. Alle hielten Augen und Ohren offen und waren entschlossen, die erste Gelegenheit zu be-

---

[1]) La soeur J. de Jussie, le Levain du Calvinisme, p. 62.

nutzen, um ihrer Sache den Sieg zu sichern. Endlich glaubten sie, daß der Augenblick zum Handeln gekommen sei.

Es war Anfang Mai, die Zeit der Messe zu Lyon, welche damals von den Genfern stark besucht wurde. Doch zögerten einige von den angesehensten Hugenotten, dorthin zu gehen. Genf in diesem Augenblick zu verlassen, schien ihnen bedenklich, denn am Himmel zeigten sich alle Vorboten eines Sturmes.

Indessen glaubten sie noch vor dem Eintritt der Krisis Zeit zu der kleinen Reise zu haben. Einige der Verwegensten schlugen sogar Plakate an mit den Worten: „Auf zur Messe vor dem Kriege und der Befreiung Genf's.“ Sie reisten, und alsbald hieß es in gewissen heimlichen Versammlungen, man müsse nun die zurückgebliebenen Hugenotten tödten, dann vor den Heimkehrenden die Thore schließen und so die Religion Genf's retten. Nach der Meinung einiger aber ziemte es sich, daß aller Pomp des Cultus zu diesen Glaubenskämpfen das Vorspiel lieferte.

Am Sonntag den 4. Mai war das Fest des heiligen Grabtuches. Dieses Linnen, in welchem der Leib Jesu Christi begraben worden war, und auf dem sich noch der Abdruck seines Gesichtes befand, wie man sagte, wurde an jenem Tage in Genf und an andern Tagen in zehn oder zwölf verschiedenen Städten ausgestellt, die alle es zu besitzen vorgaben. In dem Augenblick, wo die Reformation sich bemühte, der Kirche das wahre Bild des Heilandes, so wie es in der heiligen Schrift enthalten ist, wiederzugeben, waren die eifrigsten Verfechter des Katholicismus stolz darauf, auf einer Leinewand die Züge zu zeigen, die, wie sie sagten, fünfzehn Jahrhunderte nicht hatten verwischen können. Um das Fest besonders auszuzeichnen, übertrug der Generalvikar dem Peter Wernli das Meßamt, da dieser der angesehenste unter den Stiftsherren war und an der Spitze der Kriegslustigsten stand. Es fand ein bedeutender Zudrang statt, große Inbrunst, innere Bewegung und glühende Frömmigkeit erhöhten die Feierlichkeit des Gottesdienstes an jenem Tage. Wernli hatte seine prächtigsten priesterlichen Gewänder angelegt und leitete das Fest mit religiöser Begeisterung und großem Stolze. Er war fanatisch, aber aufrichtig; seine Losung hieß: „Alles für die Ehre Gottes und die der heiligen Kirche.“ Da er von der Wirksamkeit des Meßopfers überzeugt war, so sagte er den Introitus, sang das Offertorium,

weihte die Hostie und hob dieselbe in die Höhe. Die Töne, die aus seinem tiefbewegten Herzen kamen, widerhallten in den Gewölben der Kathedrale. „Was für eine schöne Stimme!“ sagte man, „was für ein schöner Mann! Es gibt nicht seines Gleichen auf der Welt, und seit zehn Jahren ist kein so herrlicher Gottesdienst in Genf gehalten worden[1])!“ Nach der Messe des heiligen Schweißtuches zweifelten die Katholiken nicht mehr an dem nahen Triumphe der Kirche.

Ein neuer Kampf sollte beginnen. Wir dürfen freilich die kleine Ausdehnung des Schlachtfeldes nicht vergessen, denn wir schildern nicht die Geschicke des Reiches der Perser, Römer, Russen oder Deutschen; sondern die einer kleinen Stadt mit ihrem kleinen Gebiete. Alles findet sich hier in kleinem Maßstabe. Indessen führte der Kampf, von dem wir reden wollen, die Rückkehr des Fürstbischofs herbei, und wenn die von diesem geistlichen Fürsten, vom Herzoge von Savoyen und vom Kaiser selbst damals entworfenen Pläne, wie es ganz den Anschein hatte, zur Ausführung gekommen wären, so waren die Freiheit und die Reformation für Genf verloren. Und hätte dieser Verlust keine Folgen gehabt? Ist es ein Irrthum, wenn wir annehmen, daß jener große Kampf, welcher das ganze 16. Jahrhundert hindurch dauerte, und von dem Evangelium und der Freiheit gegen Rom, den Jesuitismus und die Inquisition geliefert wurde, daß jener Kampf, der ohne Zweifel der wichtigste der neueren Zeit ist, vielleicht nicht denselben Ausgang gehabt hätte, wenn die kleine Stadt, in welcher ein lebendiger Glaube und wahrer Heldenmuth lebte, nicht in den Reihen der Streiter gestanden und dem Protestantismus die nöthige Kraft mitgetheilt hätte, die furchtbaren Feinde zu besiegen? Viele Freunde des Evangeliums und der Freiheit werden vielleicht sagen, wenn sie die Schilderung dieser kleinen Kämpfe lesen: „Laßt uns das Geringere nicht verachten, denn gerade uns geht diese Erzählung an. Jene Leute waren die ersten, welche für die köstlichen Güter kämpften, deren wir uns jetzt in Frieden erfreuen.“

Wernli gedachte sich nicht mit einer Messe zu begnügen, nach seiner Meinung war ein Kampf nothwendig. Kaum hatte er seine Gewänder, seine Kreuze und die Stola abgelegt, so war er darauf bedacht, sich von Kopf bis zu Fuß zu waffnen; das gehörte mit zu seiner Frömmigkeit.

---

[1]) La soeur J. de Jussie, le Levain du Calvinisme, p. 63.

Es kostete nur geringe Mühe, seine Brüder zu überreden, denn in allen diesen Unruhen waren die Priester weit gewaltsamer, als die Laien[1]). Die erste Schlacht war vereitelt worden, darum bereitete man sich auf die zweite vor. Die Thatsachen spielen in der Geschichte der Genfer Reformation eine eben so große Rolle, wie die Ideen. Die großen Fragen über Freiheit, Recht und Wahrheit werden dort nicht nur in den Studirstuben einiger Rechtskundiger oder etlicher Theologen verhandelt, sie werden am heimischen Herde, in den Versammlungen der Evangelischen, im allgemeinen Rathe der Bürger besprochen und auf den öffentlichen Plätzen in fürchterlichen Kämpfen entschieden. Alle Ideen gehen in Handlungen über, alle Lehren zeugen Ereignisse, alle Theorieen machen die Herzen schlagen, bewaffnen die Arme und befreien die Gemüther. Wohl mochte in diesem mächtigen Thatendrang etwas vom Uebel sein, aber es war ein nothwendiges Uebel.

Am Nachmittage des Festes versammelten sich Wernli und eine große Anzahl anderer Geistlichen bei dem bischöflichen Vikar zu einer Berathung. Sie bedauerten schmerzlich, daß ihr Complott durch die Gutmüthigkeit der Freiburger und die Schwäche der Syndici gescheitert war. Der Schlag war mißglückt; so mußte man von vorne wieder anfangen. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Die Katholiken mußten den Augenblick benutzen, wo der Sieg durch die Abwesenheit der angesehensten Hugenotten erleichtert wurde.

Während dieser Berathung gingen einige Bürger von beiden Parteien in der Nähe der Rhône spazieren und schienen nur daran zu denken, sich eine kleine Erholung zu gönnen. Es war ja der Abend eines Feiertags. Die untergehende Sonne ergoß ihre leuchtenden Strahlen über den See, der Westen stand in Feuer, der Himmel spiegelte sich im Wasser, das in dem herrlichsten wechselnden Farbenspiele erglänzte. Aber die Bürger waren in jenem Augenblicke wenig empfänglich für die Schönheiten der Natur. So ruhig sie auch äußerlich erschienen, innerlich wogten heftige Leidenschaften in ihrer Seele. Allmählich entspann sich eine Unterhaltung, man sprach, wie gewöhnlich, von religiösen Dingen, man verhandelte eifrig; dann kam es zu Streitigkeiten, darauf zu Schimpfreden, und endlich erhoben sich die Arme und schlugen drein.

---

[1]) Froment, Gestes de Genève, p. 55. — Msc. de Gautier.

Die Sonne war eben untergegangen; der Feuerschein erlosch; rund um die Stadt erbleichte der Himmel, der Tag neigte sich und schwand. Diese Stunde, die zum Spazierengehen so geeignet, hatte viele herbeigelockt; der Streit zog noch mehr an. Hugenotten, Mameluken, Katholiken und Reformirte liefen auf dem Molard zusammen und riefen: „Was giebts?“ Schon bildeten die Parteien zwei verschiedene Haufen; jeder der Ankommenden ging zu seinen Freunden, man ordnete sich, bald zählte man und stellte sich in zwei Scharen auf. Einige besonders leidenschaftliche Leute traten vor und reizten die Menge. Der Aufseher der bischöflichen Gefängnisse und sein Bruder, ein paar gewaltige Schreier, welche den Dolch gut zu führen wußten, „sehr auffätzige Männer,“ wie ein Manuscript sagt, wahre Seïden des 16. Jahrhunderts, waren die wüthendsten.

Mönche, Priester aus der niedern Geistlichkeit mischten sich auf dem öffentlichen Platze unter das Volk, während ihre Oberen bei dem bischöflichen Vikar unter sich rathschlagten; sie erhitzten die Menge und klagten laut darüber, daß die Freiburger sie am 28. März an der Vernichtung der Ketzer gehindert hätten, welche nach ihrer Ansicht eine nothwendige Maßregel wäre.

Doch schienen die beiden Parteien, wenngleich sie einander gegenüberstanden, doch nicht daran zu denken, handgemein zu werden. Einer, Namens Pinet, der von den Geistlichen abgesandt war, um die andern zu ködern (pour faire l'amorce), begann das Volk aufzustacheln. Er schlich sich mitten unter die katholischen Gruppen und suchte die Gemüther zu entflammen: „Wer will mit mir für seine Religion kämpfen?“ sagte er zu ihnen. Dann wandte er sich zu den Hugenotten, forderte sie heraus und rief: „Beim Blute Gottes, Euer Gesetz ist schlecht, Lutheraner! Ist unter Euch ein Mann, der das Gegentheil behaupten will, so komme er hieher und kämpfe[1])!“ Diese Herausforderung wurde mehrmals wiederholt; aber die Reformirten fürchteten einen Aufruhr und sagten: „Der Friede ist geschlossen, brecht ihn nicht.“ Einige fügten hinzu: „Nehmt Euch in Acht, Pinet ist ein ganz schlechter Bursche!“ Niemand wollte „anbeißen“ (mordre). Ein Hugenott jedoch, der ungeduldige Ami Perrin, konnte sich nicht halten; durch den Agenten der

---

[1]) Froment, Gestes de Genève, p. 57.

Priester gereizt, stürzte er über ihn her, und es fehlte wenig, so hätte er ihn getödtet. Hugenotten und Katholiken warfen sich zwischen Perrin und Pinet. Der Friede wurde wiederhergestellt, oder es schien wenigstens so. Aber ein Funke war hervorgesprüht, und das Feuer sollte aufflammen [1]).

Aufgeregt durch die Scene, deren Zeuge er so eben gewesen war, verließ ein junger Katholik, Marin de Versonay, den Platz und ging eilends die Straße du Perron hinauf. Versonay war ein beschränkter Kopf, besaß aber eine glühende Phantasie und war der römischen Kirche, die er als einzige und ausschließliche Quelle der Heiligkeit und der ewigen Glückseligkeit betrachtete, fanatisch ergeben. Außerdem hegte er eine grenzenlose Liebe für seinen Vetter Perceval de Pesmes und die tiefste Ehrfurcht vor der Oberherrschaft des Bischofs. Seine Vorfahren hatten Genf große Dienste geleistet. Im Jahre 1476 hatte sein Großvater Aymon, Rath des Bischofs Johann Ludwig von Savoyen, der Stadt sein Silberzeug geliehen, um die Schweizer, welche derselben mit Plünderung drohten, zu besänftigen. Der edle junge Manu wollte noch mehr für Genf thun, als sein Großvater: er wollte die Ketzerei vernichten. Seine Frau, die mit den Priestern sehr befreundet war, trieb ihn Tag und Nacht dazu an [2]).

Unterdessen warteten die Mitglieder des bischöflichen Rathes, die Stiftsherren und angesehensten Priester, alle bewaffnet, im Hause des gestrengen Herrn von Bonmont den Ausgang des Scharmützels ab. Bei jedem Geräusch horchten sie auf, in der Meinung, den Schritt eines Boten zu vernehmen. Aber niemand kam; es schien, als ob der Friede durchaus nicht gestört worden wäre. Pinet hatte sich beschämt zurückgezogen, und Perrin wußte ungeachtet seiner angeborenen Heftigkeit sehr wohl, daß die Reformirten nicht den Anfang machen und den öffentlichen Frieden stören wollten. Die Ruhe war wiederhergestellt. Einige Bürger von beiden Parteien blieben auf dem Molard, aber eine Anzahl Katholiken und Hugenotten war davongegangen und hatten, um ihre Eintracht zu besiegeln, mit einander getrunken, indem sie sich die Versiche-

[1]) Froment, Gestes de Genève p. 57. — La soeur J. de Jussie, le Levain du Calvinisme, p. 61.

[2]) Msc. contemporain. — Froment, Gestes de Genève, p. 58.

rung gaben, gute Freunde bleiben zu wollen. Die Lunte war erloschen [1]).

Aber der junge Versonay und der ungestüme Stiftsherr wollten sie wieder anzünden. Der Vetter des Perceval de Pesmes, dessen Phantasie erregt war, wandte sich nach dem Hause des Herrn von Bonmont. Mit verdoppelten Schlägen klopfte er an die Thür und schrie mit lauter Stimme: „Zu Hülfe! Zu Hülfe! Man tödtet die frommen Christen!" Bei diesen unklugen Worten gerathen die Stiftsherren und Priester in Aufruhr. Einige schwanken zwar noch und bleiben unbeweglich; aber der gestrenge Herr Peter Wernli, „dieser tapfere Ritter," erhebt sich sogleich. Der Gottesdienst, welchen er in der Kirche gefeiert hatte, war kaum zu Ende, als er schon an einen andern gedacht hatte, er meinte, man müsse an diesem Tage die Reformation in einem Schweißtuche begraben, aus welchem sie nicht wieder hervorgehen könne. Kaum hatte er daher seine priesterlichen Gewänder abgelegt, so zog er seinen Panzer an, bekleidete sich mit den Beinschienen, hing sein großes Schwert an die Seite, nahm seine gewichtige Hellebarde, und so bewaffnet [2]) erschien er bei dem bischöflichen Vikar. In dem Augenblicke, als Wernli Versonay hörte, dachte er, die Stunde sei da. Inmitten der Priester stehend, mit der Waffe in der Faust, forderte er seine Collegen durch Blicke auf, ihm zu folgen. Mehrere zögerten, der Stiftsherr aber, „glühend vor Liebe zu Gott," sagt eine seiner größten Anbeterinnen, „der wackere Glaubensritter, da er sah, daß niemand sich zum Kampfe bereit hielt, hatte keine Geduld länger, er konnte nicht auf die andern Herren der Kirche warten und schritt zuerst mit feurigem Muthe hinaus [3]). Der Würfel war gefallen; die Schlacht sollte beginnen, denn niemand konnte den ungestümen Stiftsherrn zurückhalten.

Unterdessen eilten drei andere, weniger angesehene, aber ebenso heftige Priester, Bertholet, Manillier und Servant nach St. Peter und befahlen den Glöcknern, die Sturmglocke mit eiligen und verdoppelten Schlägen zu läuten. Diese Männer, selbst erschrocken, als sie von dem Aufruhr hörten, läuteten sogleich „zum großen Schrecken der Christen,"

---

[1]) Froment, Gestes de Genève, p. 57. — La soeur J. de Jussie, le Levain du Calvinisme, p. 61. — Galiffe, Notices généalogiques, I, p. 48.

[2]) La soeur J. de Jussie, le Levain du Calvinisme, p. 62.

[3]) *Ibid.* p. 61, 62.

sagt die Schwester. Da vernahm man in der ganzen Stadt die majestätischen Töne der Clementia, einer alten in Genf wohlbekannten Glocke, die folgende Inschrift auf ihrem Rande trägt:

EGO VOCOR „CLEMENTIA“
AVE MARIA, GRATIA PLENA.
PLEBEM VOCO, CONVOCO CLERUM,
VOX MEA CUNCTORUM
FIT TERROR DAEMONIORUM.

Wirklich rief die Clementia in diesem Augenblick das Volk, sie rief den Klerus zusammen, und was die Dämonen betrifft, denen ihre Stimme ein Schrecken sein sollte... so waren dies in den Augen der Priester die Reformirten. Die Hugenotten, welche auf dem Molard geblieben waren, sagten sich, die Priester wollten den Angriff erneuern und sie in ihren Häusern erwürgen. Die Dunkelheit erhöhte die durch die Trauertöne der Glocke hervorgebrachte Aufregung. „Was ist das?“ fragten die Bürger. — „Die Ketzer haben sich auf dem großen Platze versammelt, um die Kirchen zu plündern,“ antworteten einige Katholiken. — „Wir wollen uns auf der andern Seite vor den Hallen zusammenscharen,“ erwiederte man. Einige sagten wohl, es sei ein blinder Lärm, die Hugenotten hätten sich einfach an den Ufern des Flusses getroffen, um spazieren zu gehen, wie es überall am Sonntag Abend geschieht, und sie zögen sich sogar schon zurück, aber die Heftigsten wollten nichts davon hören. Durch die Sturmglocke zusammengerufen, eilten sie von allen Seiten herbei und ließen ihre Banner wehen. Von den Hallen her riefen sie mit lauter Stimme: „Ihr Christen alle, versammelt Euch hier, seid gutes Muths und haltet den heiligen Glauben aufrecht!“ Und es war ein großer Lärm unter ihnen. Jammervoll ertönte dies Rufen durch die Straßen[1]). Die andern Herren der Kirche, welche im ersten Augenblicke Anstand genommen hatten, dem Stiftsherrn zu folgen, faßten Muth, verließen nun auch das Haus des Vikars und gingen auf den Molard hinab.

Nach der Meinung der Priester war dieser Augenblick entscheidend. Ohne Zweifel dachte eine große Anzahl unter ihnen nur an ihre eignen Interessen, aber viele waren auch der Ansicht, der Ausgang des Kampfes

---

[1]) La soeur J. de Jussie, le Levain du Calvinisme, p. 67, 68.

sei für den Katholicismus in Genf eine Frage, die über Leben und Tod entscheide. Schaudernd sahen sie, wie die, welche sie unnatürliche Kinder nannten, sich von den Brüsten ihrer Mutter, dem Papstthum, abwandten. „Diese seltsamen und rebellischen Geister bilden sich ein," sagten sie, „die Kirche umstürzen zu können, — aber alle Mächte der Hölle werden sie nicht erschüttern.... O Braut Christi, die du uns die keusche, ewige Vereinigung mit dem göttlichen Bräutigam verschafft — castos aeternosque amplexus, — dir gehören wir auf immer an!"

Wernli war entschlossen, wenn es noth thäte, sein Leben für die Sache Roms hinzugeben. Und das war bei ihm nicht der Entschluß eines Augenblicks. Als er die Fortschritte der Reformation wahrnahm, hatte er sich gelobt, alles zu opfern, um dieselbe zu vernichten, und mit diesem Entschlusse ging er aus dem Quartier von St. Peter nach dem Molard. Am 4. Mai mußte ausgeführt werden, was am 28. März nicht hatte geschehen können. Froment sagt: „Wernli wollte der erste sein, der als Feldherr die heilige Mutter Kirche aufrecht erhielt;" er wurde zu gleicher Zeit der Held und das Opfer dieses wichtigen Tages. Umsonst rief man ihm zu: „Der Friede ist geschlossen." Er wollte nichts hören. „Er war der hartnäckigste und wüthendste unter den Priestern[1])." Voll Eifer und Anhänglichkeit an das Papstthum rief er: „Holla, Ihr guten Christen, zu Hülfe!" Wirklich schlossen sich ihm auch mehrere Laien und Mönche an, und alle eilten mit beschleunigten Schritten nach dem Platze. „Die Stiftsherren und andere Männer der Kirche waren zuerst unter der Fahne," sagt die Schwester. In kurzer Zeit standen 1500 Mann, „hauptsächlich Priester," beisammen[2]).

Unterdessen vereinigten sich andere bewaffnete Geistliche im Hofe von St. Peter, um die Hugenotten zurückzuhalten, die nach dem Schauplatz des Tumultes eilen wollten. Bald erschienen drei Reformirte, welche aus dem Bourg de Four kamen, eiligen Schrittes vor der Kathedrale. Sogleich versperrte die priesterliche Schar ihnen den Weg, und die Herren Priester, sagt die gute Schwester, „fingen an dreinzuschlagen." Einer von ihren Gegnern, „der unglücklich genug war, achtundzwanzig

---

[1]) Froment, Gestes de Genève, p. 58.

[2]) La soeur J. de Jussie, le Levain du Calvinisme, p. 61. — Froment, Gestes de Genève, p. 57, 58.

Wunden zu erhalten, stürzte auf das Pflaster. Was die andern beiden betrifft, so ergriffen die beiden Hunde die Flucht," so berichtet das Bulletin von Sancta-Clara.

In diesem Augenblicke langten Wernli und die mit ihm waren, auf dem Platze an. Es war tiefe Nacht; nur die Sterne verbreiteten einen matten Schein; die Menschen sahen aus wie Schatten, und es war schwer, Freund und Feind zu unterscheiden. Dumpfer, verworrener Lärm, unartikulirte Töne, Ausrufungen des Beifalls oder des Zornes ließen sich in der Finsterniß vernehmen. Es war wie das dumpfe Getöse des Meeres unmittelbar vor dem Ausbruch eines Unwetters. Einige Sekunden herrschte tiefes Schweigen, dann erhob sich plötzlich heftiges Geschrei. Als der Stiftsherr mit dem Helm auf dem Haupte, von Kopf bis zu Fuß bewaffnet, anlangte, vernahm er den Ruf der Reformirten, und voll Zorn schwang er seine Hellebarde und führte einen heftigen Stoß nach der Seite zu, wo er sie vermuthete, indem er in seinem Freiburger Patois ausrief: „Lieber Gott, wo sind diese Lutherischen, die unsern Glauben lästern?... Gottes Blut, wo sind sie [1])?" Er fügte noch einen schweren Fluch hinzu, wandte sich dann zu denen, die ihm folgten, und sagte: „Ihr guten Christen, Muth, laßt uns die Canaillen nicht schonen!" Man hätte ihn mit dem berühmten Riesen Goliath vergleichen können, der mit dem stählernen Helm auf dem Haupte, angethan mit dem Panzer und die Hellebarde in der Hand, dem Israelitischen Heere Hohn sprach [2]).

Kaum hatte der priesterliche Feldhauptmann so das Signal gegeben, als der Kampf begann. Es war eine schöne Frühlingsnacht, alles bleich und grau, und wie wir erwähnt haben, konnte leicht ein Versehen stattfinden. Die Stille und Dunkelheit gaben diesem Kampfe etwas Feierliches. Die Schatten, welche sich auf dem Molard hin- und herbewegten, stürzten aufeinander los und theilten mitten in der Finsterniß gewaltige Stöße aus. Ein Schatten eilte dem andern nach, aber auf beiden Seiten kämpfte man auf Leben und Tod, Mann gegen Mann. Von Zeit zu Zeit sah man einen hellen Schein, wenn die Schwerter zusammentrafen, so daß die Funken umhersprühten. Der heftige Perrin

---

[1]) Char Dey, o sont tey ces toux Luthérians — Sang Dey, o sont tey?« (Msc. de Choupard.) Froment, Gestes de Genève, p. 58.

[2]) 1 Samuel. 17.

und der eifrige Claude Bernard standen an der Spitze der Hugenotten und schlugen tapfer drein. Auf der Seite der Katholiken waren es besonders Johann Rosette und der Stiftsherr de la Viole, die am wüthendsten auf ihre Gegner eindrangen; alle vier stürzten verwundet zu Boden. Noch andere wurden getroffen und vergossen ihr Blut; aber man bemerkte es nicht; und die Kämpfenden traten die Verwundeten unter die Füße, bis Freunde sie erkannten und in ein benachbartes Haus trugen. Aber es sollte ein gewichtigerer Schlag geführt werden; ein noch ansehnlicheres Opfer sollte mit seinem Blute die Erde tränken.

Wernli, der oben auf dem Platze geblieben war und seine Feinde nicht sehen konnte, rief aus allen Kräften nach ihnen: „Wo sind sie; sang Dey, wo sind die Lutherischen, die unsern Glauben lästern?" Hugenotten, die nicht auf dem Platze, sondern in der Straße la Croix d'Or standen (denn alle anstoßenden Straßen wimmelten von Katholiken und Reformirten), antworteten: „Hier sind sie!" Der Stiftsherr, der nichts sah, ihren Ruf aber vernahm, stürzte mit der Hellebarde in der Hand nach der Richtung, von welcher die Stimmen ertönten. Er erreicht seine Feinde, stößt mit dem Eisen und schlägt mit dem Schaft um sich, seine Waffe eben so gut führend, wie sein Brevier. Hoffte er doch, wenn er die Lutherischen tödtete, das Lutherthum selbst zu vernichten.

Die Hugenotten, auf die er sich gestürzt hatte, blieben nicht müßig und fingen mit ihren bloßen Schwertern die Hiebe des Priesters auf. Endlich stürzte einer von ihnen, den das lange, spitze Eisen genirte, vor, ergriff die Hellebarde, zerbrach sie und warf die Stücke weit fort. Seiner Lieblingswaffe beraubt, zieht der Held des Priesterthums, ohne einen Augenblick zu verlieren, das Schwert, faßt es mit beiden Händen und dringt mit Hieb und Stoß auf seine Gegner ein. Man hätte ihn für einen Schweizer aus der Schlacht von Grandson halten können. Als die Hugenotten sich so heftig angegriffen sahen, blieben sie nicht bei der bloßen Vertheidigung, sie stürzen auf den Helden des Papstthums los, „sie griffen ihn an," sagt die Schwester Johanna, „aber er vertheidigte sich tapfer," fügt sie hinzu. Der Harnisch bedeckte seinen Leib von den Schultern bis zum Gürtel, deshalb prallten alle auf ihn geführten Hiebe ab, „so wohl und tüchtig war er gewappnet [1])." Endlich tritt ein Mann

---

[1]) La soeur J. de Jussie, le Levain du Calvinisme, p. 63.

aus dem Volke heran, Peter L'hoste, wie man glaubt, ein armer Karrenführer; der wird ungeduldig über den langen Kampf, und da er in Wernli nicht mehr den Priester, sondern einen Soldaten sieht, schleicht er um ihn herum, sucht nach einer Lücke im Panzer und stößt ihm das Schwert in den Leib; der Stiftsherr wankt und fällt. „So wurde der Lästerer getödtet und blieb auf dem Platze, ohne ein Glied zu rühren [1]." Dieser Kampf fand vor der Wohnung eines der eifrigsten Evangelischen, des Rathsherrn Chautemps, statt. Auf den Stufen seines Hauses sank Wernli nieder. „Wer das Schwert nimmt, soll durch's Schwert umkommen [2]." Einige Priester, die in der Nähe waren, flohen entsetzt in ihr Kloster oder in das Stift zu St. Peter, als sie sahen, daß ihr Anführer todt war [3]).

Indessen machte der Tod des Feldherrn dem Kampfe noch kein Ende; Priester mit ihren Anhängern und Hugenotten hieben noch aufeinander los, als der Syndicus der Stadtwache, der Vorgesetzte des Heerwesens in Genf (le syndic de la garde, ministre des armes dans Genève) anlangte; er erhob seinen Syndicusstab und gebot den Bürgern, in ihre Häuser zurückzukehren. Der Befehlshaber der Reiterei, de Chapeaurouge, unterstützte ihn, so gut er konnte, und beide riefen: „Haltet ein!" Aber all ihr Rufen war vergeblich, die Volksbewegung war zu groß, und der Muth zu sehr entflammt, berichtet eine Chronik. Nun trat der Syndicus mitten unter die Kämpfenden und beschwor sie, auseinander zu gehen; aber er erhielt einen Hieb auf den Kopf und zwar von der Hand eines Priesters [4]). Was der Tod des Stiftsherrn nicht hatte bewirken können, geschah durch die Verwundung des Rathsherrn. Dies Ereigniß machte dem Kampfe ein Ende. Aus Ehrfurcht vor dem Syndicus steckten die Reformirten das Schwert in die Scheide und kehrten in ihre Häuser zurück.

Aber noch immer verweigerten einige Priester und ihre Anhänger den Gehorsam. Diesmal wollten sie sich den Sieg nicht entgehen lassen; sie waren nicht gewillt, am 4. Mai ihren Plan ebenso scheitern zu sehen, wie am 28. März, sie waren fest entschlossen, die Reformation zu be-

---

1) Froment, Gestes de Genève, p. 59.
2) Ev. Matth. 26, 52.
3) Msc. de Choupard. — Msc. de Roset, Chron., liv. II, ch. XVI.
4) *Ibid.*

graben. Erbitterte Scharen zogen durch alle Straßen, riefen nach den Hugenotten, schimpften auf sie; aber diese verschmähten es, die prahlerischen Priester zu züchtigen. Indessen selbst diese Langmuth besänftigte die Fanatiker nicht; bis zum Tagesanbruch setzten sie ihre Herausforderungen fort. „Die Christen blieben die ganze Nacht unter den Waffen," sagt Schwester Johanna, „und suchten die gottlosen Hunde; aber es war umsonst, denn alle hatten sich versteckt [1])." Als der Tag anbrach, suchten die Herren Geistlichen und ihre Anhänger, ermüdet von der tumultuarischen Nacht, ihr Lager auf, und so endete dieser ihr zweiter Angriff. Jetzt wollte man versuchen, durch Intrigue und Schrecken zu erreichen, was durch Waffengewalt nicht zu erlangen war.

Achtzehntes Kapitel.

Man will den Tod des Stiftsherrn zum Sturze der Reformation benutzen.

(Vom 4. Mai bis zum 1. Juli 1533.)

Wernli's Tod sollte ernste Folgen haben. Die Priester wollten zeigen, was der Tod eines Priesters zu bedeuten habe, und was für schreckliche Ereignisse ein solcher nach sich ziehe. Auf seinem Grabe die Freiheiten Genf's und die evangelische Reformation zu opfern, schien ihnen die einzige Sühne, um den Himmel zu besänftigen.

Am folgenden Tage, bei Sonnenaufgang, verließen etliche Bürger ihre Häuser und gingen nach dem Schlachtfelde. Dort sahen sie einen Mann in kriegerischer Kleidung auf den Stufen eines Hauses liegen, und ein Schwert einige Schritte von ihm entfernt. Sie traten näher, bückten sich zu ihm nieder und rührten ihn an.... Der Mann war steif und todt.... es war der Stiftsherr, der gestrenge Herr Peter Wernli. Die ganze Nacht hindurch hatte sein Leichnam auf der Straße gelegen, ohne von jemand bemerkt zu sein. Da der Rathsherr Chautemps, ein

---

[1]) La soeur J. de Jussie, le Levain du Calvinisme, p. 63. — Rathsprotokolle vom 4. und 23. Mai.

friedliebender Mann, in seinem Hause geblieben war, so war man des Leichnams nicht gewahr geworden. Der Panzer trug die Spuren der Hiebe, welche der priesterliche Held erhalten hatte, seine Kleidung war blutig und sein Antlitz zeigte einen wilden Ausdruck. Alle, die ihn betrachteten, fühlten sich ergriffen. Ein Stiftsherr, ein Haupt der Kirche, derselbe, welcher noch am Tage vorher, umgeben von allem Pomp des Cultus, in St. Peter so prächtig die Messe gelesen hatte, war von den Hugenotten erschlagen und lag leblos da vor ihnen. Einige liefen hierhin und dorthin, um die Neuigkeit zu verbreiten, und das erste, was man sich zurief an dem Tage, war: „Messire Peter liegt in seinem Blute schwimmend in der Nähe des Molard." Alsbald kamen Stiftsherren, Priester, Mönche, Mamelucken, ja selbst Hugenotten aus ihren Wohnungen und sammelten sich um den Leichnam. „Die ganze Stadt gerieth in Bewegung, als man die Leiche gefunden hatte [1])." Die Frommen knieeten weinend nieder, schlugen sich an die Brust und riefen: „O gebenedeiter, für Gottes Sache geopferter Märtyrer!" Nach der Ansicht einiger gut Katholischen nahm er unter den Reihen der Bekenner einen Platz ein, die, wie Thomas Becket, zu Ehren der heiligen römischen Kirche den Tod erlitten haben. Aber diese Art der Kanonisation empörte die Hugenotten: „Wie," riefen sie, „ein Priester kämpft mit der Hellebarde, er vergießt das Blut seiner Mitbürger; er wird zum Kriegsknecht, und Ihr macht ihn zu einem Heiligen! Erkennt vielmehr in seinem Tode das gerechte Gericht Gottes [2])." In diesem Augenblicke erschien eine Frau von ärmlichem Aussehen, die sich mit lautem Geschrei über den Leichnam warf, ihn in ihre Arme nahm und laut schluchzte und stöhnte. „Es ist die Magd des Stiftsherrn," sagte man. Das Manuscript, welches diesen Umstand erwähnt, giebt jener Frau noch einen bezeichnenderen Namen [3]).

Der Todesfall war ein großes Ereigniß, und die Mitglieder des Rathes hegten lebhafte Besorgniß. Wernli war nicht nur Stiftsherr,

---

[1]) Rathsprotokolle vom 4. und 5. Mai.

[2]) »Justa Nemesi, gloriosus ille miles, foedo ictu. . . .« (Spanheim, Geneva restituta, p. 60.)

[3]) La soeur J. de Jussie, le Levain du Calvinisme, p. 63. — Rathsprotokoll. — Msc. de Roset, Chron.

sondern auch ein Freiburger, und stammte aus einer mächtigen Familie. Wie groß mußte der Zorn seiner Mitbürger sein! „Hätten wir diesen Mord gestern Abend erfahren," sagten die Mameluken, „so würde unser Schwert Messire Peter an seinen Mördern gerächt haben, und die Nacht wäre eine Nacht des Todes und des Schreckens geworden." In ihrer Wuth wären sie in alle Häuser gedrungen, um ein allgemeines Blutbad anzurichten. Aber die verschlagenen Leute jener Partei schrieen weniger laut und dachten gleich an den Vortheil, den sie aus dieser Katastrophe ziehen könnten. Die außerordentlichsten Maßregeln waren nun gerechtfertigt, und der Tod des Stiftsherrn mußte den Triumph des Papstes zur Folge haben Schon machten sich einige Katholiken, die sich um den Leichnam versammelt hatten, diese Scene zu nutze, deckten Wernli's Wunden auf und zeigten sie dem Volke, um dessen Zorn zu erregen. Andere setzten es durch, daß die Thore der Stadt nicht geöffnet wurden, aus Furcht, daß die Hugenotten, welche mit dem Stiftsherrn gekämpft hatten, entfliehen möchten. Als die Reformirten erfuhren, daß die Stadt geschlossen blieb, obwohl es heller Tag war, fragten sie sich, ob man sie alle erwürgen wollte, und einige von ihnen begaben sich bewaffnet nach dem Hause Baudichon's de la Maisonneuve [1]).

Gegen neun Uhr hob man endlich den Leichnam auf und brachte ihn in Chautemps' Wohnung, der ihn anständig auf ein Bett legen ließ. Man befreite ihn von seinem Panzer, entfernte die Blutflecken, kleidete ihn in seine schönsten domherrlichen Gewänder, und die Frommen knieeten um ihn her. Alle Augenblicke kamen neue Katholiken herbei, Männer oder Frauen, die den Platz derer einnahmen, welche sich zurückzogen. An demselben Tage um 5 Uhr Abends kam eine ungeheure Prozession von St. Peter herab, um dem heiligen Märtyrer Ehre zu erweisen. Einige Priester legten den Stiftsherrn auf eine reiche Bahre, und in dem Augenblick, als sie das Haus verließen, „erhob das Volk ein großes Wehegeschrei [2])." Sogar Reformirte begleiteten den Leichenzug, denn sie meinten, die Feindschaft müsse mit dem Tode aufhören. Der Leichnam wurde in die Kathedrale gebracht und vor dem großen Kreuze beigesetzt.

---

[1]) Rathsprotokolle vom 4. und 5. Mai. — La soeur J. de Jussie, le Levain du Calvinisme, p. 63, 64. — Msc. de Gautier.

[2]) La soeur J. de Jussie, le Levain du Calvinisme, p. 64.

Der Rath aber wollte Gerechtigkeit üben und ließ einige Männer, die für die heftigsten in beiden Parteien galten, ins Gefängniß werfen [1]).

Fünf Tage darauf erschienen ein Herold aus Freiburg und mehrere Verwandte Wernli's in tiefer Trauerkleidung und verlangten die Auslieferung des Leichnams und eine eclatante Genugthuung. An demselben Tage um fünf Uhr wurde der Leichnam inmitten einer ungeheuren Menschenmenge aus dem Schiff der Kirche wieder hervorgeholt, und o unerhörtes Wunder!.... Der Stiftsherr hielt sich ganz aufrecht, und Blut rieselte so frisch aus seinen Wunden, als ob er noch am Leben wäre. „Wahrlich," sagte man in der Kathedrale, „dies ist ein Wunder, ein Zeugniß für den heiligen römischen Glauben, für dessen Aufrechthaltung dieser Krieger verwundet worden ist. Sein Blut fordert Rache [2])!" Aber die Reformirten sagten: Das ganze Papstthum ist voll von solchen Betrügereien und Täuschungen, die der gesunden Vernunft zuwiderlaufen, und wodurch die Betrüger die Einfältigen hintergehen. Sie waren der Ueberzeugung, daß bei der Menschwerdung des Sohnes Gottes viele Zeichen der göttlichen Macht dies große Wunder begleitet hätten; daß, wenn die Sonne die Erde bescheint und ein armseliges Getreidekörnlein in eine prächtige Aehre verwandelt, man gewiß berechtigt ist, anzunehmen, daß der, welcher die Sonne geschaffen hat, nach seinem Willen seine Allmacht kundgeben und noch wunderbarere Verwandlungen hervorbringen kann; aber sie wollten nicht, daß man das Einschreiten des Schöpfers und die Betrügereien der Menschen in eine Reihe stellte. Indessen, nachdem das Wunder durch 800 Zeugen bestätigt war, sagt die Schwester, wurde der Leichnam in einen Sarg gelegt und nach dem Ufer gebracht unter den Gesängen der Priester und dem Klagen und Jammern der Weiber und einiger Frommen, wovon die Lüfte widerhallten. Der Sarg wurde in ein Schiff gesetzt und nach Freiburg gebracht [3]).

Jetzt hielten die Priester den Augenblick für gekommen, um sich auf immer von den Reformirten zu befreien. Anfänglich war die Re-

---

[1]) Rathsprotokoll vom 2. Juli 1533. — La soeur J. de Jussie, le Levain du Calvinisme, p. 64. — Froment, Gestes de Genève, p. 59.

[2]) La soeur J. de Jussie, le Levain du Calvinisme, p. 65.

[3]) Rathsprotokoll vom 9. Mai. — La soeur J. de Jussie, le Levain du Calvinisme, p. 65, 66. — Msc. de Gautier. — Froment, Gestes de Genève.

formation nur ein schmaler Wasserstreifen gewesen, aber der Streifen war breiter geworden und plötzlich zu einem Alpenstrome angewachsen, der, wenn man ihn nicht hemmte, die Altäre umzustürzen und Kreuze, Heiligenbilder, Weihwasser, Pfarrer und Prälaten mit fortzuschwemmen drohte. War nicht eben ein berühmter Stiftsherr erschlagen worden und durch seine verheerenden Fluthen hinweggespült? „Jetzt," sagten die Priester, „muß das Wort in Erfüllung gehen, welches der Herr zu den Aposteln gesprochen hat: „Wer kein Schwert hat, verkaufe seinen Rock und kaufe eines." Wenn wir jetzt nicht diese verfluchten Lutheraner vernichten, so werden sie nicht aufhören, unsere Kirche zu beunruhigen, zu plündern, zu kämpfen und zu morden. Laßt uns alles verkaufen bis auf unsern Quersack, um uns Hellebarden und Schwerter dafür zu verschaffen [1])." Sie gaben das Beispiel und gingen nie anders aus, als „unter ihren Gewändern mit Waffen und Knitteln wohl versehen." Die Schwestern von Sancta Clara und alle Frauen in Genf waren entzückt über diese Entschlossenheit der Priester und riefen: „Ach, wären die Herren Geistlichen nicht so heldenmüthig, so würden die reißenden Wölfe uns alle verschlingen [2])." Aber die Verständigeren sahen wohl ein, daß die Stöcke der Priester nicht ausreichten. „Der Augenblick ist da," hieß es in Genf, in Freiburg, in Chambéry und überall, wo Rom eifrige Anhänger hatte, „der Bischof muß nach Genf zurückkehren und seine alte Autorität wieder geltend machen." Abgesandte Freiburg's begaben sich nach Arbois, um Peter de La Baume zu beschwören, er möge in seine bischöfliche Stadt zurückkehren.

Seit dem Tode des Besançon Hugues hatte der Bischof keinen Schritt weiter gethan, um seine Macht wiederzugewinnen. Gekränkt durch die Vorgänge in seinem Fürstenthum, verschloß er den Aerger, der an ihm nagte, in sich, ergab sich darein, ruhig in Arbois zu bleiben und sich mit Wohlleben zu trösten. — „Ich habe Eure Kapaunen erhalten," schrieb er, „sendet mir Fische. Ich habe ein reichliches Mahl gehalten und bin mit Lebensmitteln weit besser versehen als in Genf." Im Grunde war er weder böse noch grausam, er besaß sogar Talente, war wohl unterrichtet, und seine Unterhaltung war voll geistreicher Wen=

[1]) La soeur J. de Jussie, le Levain du Calvinisme, p. 66.

[2]) *Ibid.*

dungen. Aber er hatte zwei Leidenschaften, er liebte eine gute Tafel und das Geld; sein Charakter war schwach und egoistisch, bald neigte er sich auf des Herzogs, bald auf Genf's Seite und zeigte sich demnach bald servil, bald tyrannisch, je nachdem er hoffte durch Erniedrigung oder durch Despotismus etwas zu erreichen. Die Genfer und besonders die Hugenotten kannten ihn sehr wohl. „Er will ein Roß reiten," sagt Robert Vandel, „und das andere an der Hand führen, und er thut nichts, was ihm nicht Vortheil bringt."

Bei ihrer Ankunft in Arbois rissen die Freiburger ihn aus seiner seligen Ruhe, störten seine Festlichkeiten und stellten ihm ernstlich vor, daß es sich darum handle, zu erfahren, ob er den Katholicismus in Genf aufrechterhalten oder untergehen lassen wolle. Sie griffen ihn sogar mit persönlichen Argumenten an, die, wie sie wußten, für ihn von großem Gewichte waren. „Kehrt in Eure Stadt zurück, hochwürdigster Herr," sagten sie, „um Euer gesunkenes Ansehen wieder herzustellen und Eure bedrohten Renten zu sichern." Aber de La Baume war sehr furchtsam und hätte überall in der Welt lieber residirt, als in seiner Diöcese und in seinem Fürstenthum. Er liebte es auffallend, abwesend zu sein (l'absentéisme). „Viele von jenen Ketzern haben heftige Drohungen gegen mich ausgestoßen," sagte er, „sie werden mich tödten, wie sie den armen Wernli getödtet haben[1])." Da aber ließ sich noch eine mächtigere Stimme vernehmen, als die aus Freiburg.

Die Lage der Dinge in Genf war in der ganzen katholischen Christenheit bekannt, überall war man darüber in Aufregung, und selbst der Papst Clemens VII. wurde unruhig. Er liebte nicht die Geistlichen, die nach Leo's X. Beispiel die Geschäfte über ihren Vergnügungen vergaßen. In einigen Gegenden bildeten die Katholiken sich ein, wenn man die Reformation in Genf stürzte, so würde das einen Rückschlag auf die Reformation im Allgemeinen geben; die übrigen protestantischen Völker würden das mit fühlen, und die Niederlage würde der Anfang vom Ende sein. Deshalb liefen von allen Seiten Vorstellungen bei dem Papste ein, dem es als einem gewandten Staatsmanne am Herzen lag, den römischen Stuhl zu retten. Er schrieb daher an den Bischof: „Ich gebiete

[1]) Sordet, Mémoires d'Archéologie, II, p. 19. — Rathsprotokoll vom 19. Mai. — Msc. de Gautier.

Euch, Euch unverzüglich nach Empfang dieser Bulle nach Genf zu begeben, bei Strafe der Excommunication. Ist es nicht auffallend, daß Ihr Euer Leben in einer fremden Provinz hinbringt, als ob Ihr nicht der Hirte jener Stadt wäret. Ihr seid durch Eure Abwesenheit Schuld an all dem Elend, das sie so traurig verheert. . . . Geht, redet und handelt . . . vertheidigt die Heerde, welche Jesus Christus und der heilige Stuhl Euch anvertraut haben, entreißt Eure Schafe dem Wolfe, der sich anschickt, sie zu verschlingen [1]."

Beim Lesen dieser Bulle gerieth der arme Bischof in die heftigste Aufregung. Er stand zwischen zwei Gefahren, die beide gleich groß waren; der Papst drohte mit Excommunication, die Hugenotten mit dem Tode. Was war zu thun? Er sah sich von beiden Seiten gedrängt. Endlich faßte er einen heldenmüthigen Entschluß, er wollte dem Papste gehorchen. Er wollte Arbois, das angenehme Leben, welches er dort führte, alle seine irdische Behaglichkeit verlassen und sich in die schreckliche Stadt begeben, die ihm von wilden, nach seinem Blute dürstenden Thieren bewohnt schien. „Nur verschafft mir sicheres Geleite von den Herren in Genf," sagte er zu den Freiburgern. Die Freiburger Gesandten waren sehr verwundert, daß sie ein sicheres Geleite für einen Fürsten fordern sollten, der sich in sein Fürstenthum begeben, für einen Bischof, der wieder in seine Diöcese einziehen wollte. Doch verpflichteten sie sich zu allem.

Wernli's Tod hatte indessen nicht nur die Feinde der Reformation erbittert, derselbe hatte auch ihre Freunde erkalten lassen und in Genf eine Reaction zu Gunsten des Katholicismus hervorgerufen. Die Syndici und der Rath neigten sich entschieden auf diese Seite, und die Rückkehr des Bischofs schien ihnen das einzige Mittel, die Ordnung wieder herzustellen. „Der Bischof bedarf keines sichern Geleites," riefen sie, „möge er nur kommen. Wenn jemand ihn bedroht, so werden wir denselben strenge bestrafen, so daß der hochwürdige Herr alle Ursache haben soll zufrieden zu sein." „Laßt ihn zurückkommen, laßt ihn zurückkommen!" hieß es überall, außer bei den Evangelischen und bei den stolzen Hugenotten. Kaum hatte die Emancipation begonnen, so drohte schon eine Gegenrevolution, sie zu ersticken. Am 26. Mai erwählte der Rath den Domaine

---

[1]) Mémoires pour les diocèses de Genève etc., par le curé Besson, p. 62.

Franc, Stephan d'Adda und Bon Officher, um den Bischof und Fürsten demüthig, aber dringend zu ersuchen, er möge zurückkommen. So war Genf selbst bereit, seine Reformation und seine Freiheit zu begraben.

Noch vor diesen Abgeordneten des Rathes waren andere Genfer nach Arbois gekommen. Die angesehensten Führer der Mameluden, die verbannt oder ausgewandert waren, hatten sich unmittelbar, nachdem sie die Nachricht von dem Tode des Stiftsherrn erhalten, nach Arbois begeben. Ganz erfüllt von Erbitterung und aufgeregt durch die gewöhnlichen Träume aller Emigrirten oder Verbannten, boten sie alles auf, den Bischof für ihre Hoffnungen, aber auch für ihren Haß zu gewinnen. „Nichts ist gerechter und zugleich nichts leichter, als die Häupter der Hugenotten, als des an Wernli verübten Mordes verdächtig, ins Gefängniß zu werfen," sagten sie zu ihm. „Man kann sie hinrichten, oder wenn das Volk sich dem widersetzt, sie schnell auf ein Schloß in Savoyen bringen, wie früher Lévrier, um dort nach Gefallen mit ihnen zu verfahren. Dann wird nichts mehr das heilige Bündniß Genf's mit Savoyen und dem Papste stören." Aber Peter de La Baume war schon ein wenig von dem heldenmüthigen Entschluß zurückgekommen, den er gefaßt, nachdem er die päpstliche Bulle gelesen hatte. Diese heftigen Reden der Mameluden riefen von neuem sein ganzes Entsetzen wach. „Der Genfer," sagte er, „ist stolz und liebt die Unabhänglichkeit und den Aufruhr; bei dem geringsten Wort, das ihm nicht gefällt, eilt er zu den Waffen. . . . Nein, ich wage es nicht, nach Genf zu gehen, meine Angst ist zu groß." . . . „Fürchtet Euch nicht," antworteten die Mameluden, „wir begleiten Euch, die Freiburger werden Euch ihrerseits mit starkem Arm unterstützen, dasselbe werden die Genfer Katholiken thun, die zehn gegen einen stehen, auch der Herzog ist entschlossen, Euch zu halten. . . . Es ist unmöglich, daß wir die Rebellen nicht überwältigen sollten." Das war eine richtige Berechnung und der Beweis ein peremptorischer. So raffte denn Peter de La Baume, der sich vom Papste aufgefordert und von Hellebarden, Truppen, Pferden und Wagen umringt sah, aufs neue seinen Heldenmuth zusammen und war fest entschlossen, in der Hugenottenstadt zu erscheinen.

Zu dieser Zeit langten die Genfer Abgesandten an. Anfänglich zeigte ihnen der Bischof eine sehr leutselige Miene und erwiederte freundlich, er würde binnen einem Monat nach Genf zurückkommen. Noch

immer in Unruhe, suchte er die Sache in die Länge zu ziehen. Wie viel konnte sich in einem Monat ereignen . . . vielleicht brauchte er endlich gar nicht mehr in seine bischöfliche Stadt zurückzukehren. „Ich betrachte Euch als meine vielgeliebten Unterthanen," sagte er, „und wünsche mich als Euren wahren und guten Fürsten zu beweisen." Aber Stephan d'Adda, ein entschiedenes Mitglied der Opposition, gab wenig auf diese schönen Worte, und im Grunde spielte man etwas Komödie in der Priorei von Arbois; der Bischof fürchtete sich zu gehen, und einer oder zwei von den Deputirten wollten weit lieber, daß er gar nicht käme[1]).

Ob er gehen, ob er bleiben würde, niemand wußte es. Es gab einzelne Augenblicke, in denen Peter de La Baume geneigt war, sich über den Jura bringen zu lassen; dann war er plötzlich wieder wie angenagelt in seiner Priorei Arbois. Nie ist wohl eine Entscheidung schwieriger gewesen; sie verursachte ihm Alpdrücken. Da ging es ans Ueberlegen; seine intimsten Freunde stimmten darin mit ihm überein, daß es besser sei, falls er in der bischöflichen Stadt nur seine Residenz aufschlagen wollte, seinen Fuß gar nicht erst hineinzusetzen. Es hieße immer so viel, als den Kampf aufnehmen mit der Unabhängigkeit der Hugenotten, mit den Ketzereien der Reformirten, mit Schrecken und Aufruhr. . . . Ja das Uebel wäre schlimmer als vordem, denn die Sache der Reformation hätte große Fortschritte gemacht, seit der Bischof Genf verlassen. Kehrte er also zurück, so müßte er nothwendig zwei Siege erkämpfen; erstens die Freiheiten des Volkes mit Füßen treten und sich der Hugenotten entledigen; dann die evangelische Lehre ersticken und die Reformation und ihre Anhänger fortjagen. Der Fürstbischof und seine unklugen Rathgeber waren fest überzeugt, daß in der kritischen, fast verzweifelten Lage der Dinge ein Staatsstreich oder (wenn man's so nennen darf) ein Kirchenstreich das einzige Hülfsmittel sei. Genf sollte wieder in den Aberglauben und den sclavischen Gehorsam des Mittelalters zurücksinken. Es galt die zwiefache Fackel der politischen Unabhängigkeit und der christlichen Wahrheit, die eine göttliche Hand angezündet hatte, wieder auszulöschen und so die Christenheit vor ihrem verrätherischen Scheine zu schützen. Aber der furchtsame Peter de La Baume bebte erschrocken

---

[1]) Rathsprotokolle vom 21. Mai, 2. und 22. Juni. — Froment, Gestes de Genève, p. 62. — Msc. de Gautier.

vor einem solchen Riesenwerke zurück; er hatte ein Gefühl von seiner Schwäche und fand, daß das Unternehmen zu gewagt für ihn sei.

Jedoch bahnten ihm die in Genf anwesenden Freiburger den Weg; laut forderten sie, was er sich insgeheim zu thun vornahm. Als sie am 23. Mai Audienz bei dem Rathe erhielten, sagten sie: Wir erheben peinliche Anklage wider alle, die sich zur Zeit der Ermordung Wernli's auf dem Molardplatze befunden haben, selbst wider den Syndicus der Stadtwache und den Befehlshaber der Reiterei. Stolz war ihre Rede, und sie verlangten unverzüglich Genugthuung. Ein ganzer Theil der Bevölkerung, der bei der Sache völlig unschuldig, ja der selbst angegriffen worden war, sollte gerichtlich verfolgt werden. Das war eine unerhörte Forderung. Indessen hatten die Freiburger das große Wort, und viele Hugenotten waren kleinlaut. — In seiner Meinung getheilt und eingeschüchtert, antwortete der Rath endlich, er werde den Herrn Polizeidirector und den Herrn Fiscalprokurator kräftig unterstützen, bei der Verhaftung aller derer, gegen welche die Anklage der Herren von Freiburg gerichtet sei. So war die Verschwörung trefflich im Gange, und dennoch gewannen die Freiheit und die Reformation einen kleinen Aufschub [1]).

Um diese Zeit kamen zwei Berner Abgesandte, der Rathsherr Sebastian von Diesbach und der Bannerherr Johann von Weingarten, nach Genf und hielten mit Männern aller Parteien Zusammenkünfte. Allmählich bekamen sie nun etwas klarere Einsicht in die Lage der Dinge, und aus dem Gewirre der Meinungen ging am Ende die Wahrheit hervor. Sie erkannten, daß es für diese Sachlage, welche ein unauflösliches Chaos zu sein schien, doch noch eine Lösung gäbe, nämlich die Freiheit. „Wir haben alles gehört und alles gesehen," sagte der Edle von Diesbach, „das einzige Mittel Frieden zu erlangen, ist, jedem zu gestatten, dem Triebe seines Gewissens zu folgen, so daß niemandem Zwang geschieht [2]). Die Messe, die Feste und Heiligenbilder bleiben für die, welche sie wollen, aber es muß auch die Predigt des Evangeliums denjenigen bewilligt werden, die sich danach sehnen, und zu diesem Zweck muß man ihnen eine von den sieben Pfarr-

---

[1]) Rathsprotokoll vom 22. Mai 1533.

[2]) Dies sind die Ausdrücke des Rathsprotokolls vom 27. Mai.

kirchen anweisen. Niemand darf verachtet werden, weil er die Messe besucht, jeder bleibe bei seiner Ueberzeugung nach seinem freien Willen [1]). — Ferner: „da das alte und das neue Testament die Grundlage unseres Glaubens sind, und da alle, welche dem Evangelium folgen, diese Lektüre nicht entbehren können, so soll es dem Buchhändler gestattet sein, die heilige Schrift und andere fromme Bücher zu verkaufen." So war denn also Freiheit für alle das große und heilsame Princip, das man damals in Genf proklamirte. Dieser Grundsatz, der Gott die Ehre giebt und dem Menschen die Unabhängigkeit, sollte erst 3 oder 400 Jahre später in Genf angenommen werden. Aber wir constatiren die Zeit, in welcher dies Recht öffentlich bekannt gemacht wurde. Man behauptet bisweilen, der Gedanke einer allgemeinen Freiheit sei erst im 18. Jahrhundert erwacht, derselbe sei damals zum ersten Male von den gewaltigen Geistern Englands, Frankreichs und Hollands aufgestellt worden. Nein, die religiöse so wie die politische Freiheit stellte schon drei Jahrhunderte früher in Genf ihre ersten und geheiligten Anforderungen. Die Schweiz und die Reformation gehen hier allen voran. Diese Principien waren so einfach und wahr, daß der Rath überzeugt wurde, indessen fürchtete er den schrecklichen Gegnern gegenüber seine Schwäche, und die Syndici antworteten den Herren von Bern: „Bleibt bei uns, um uns zu helfen!" Dem 27. Mai gebührt ein Ehrenzeichen in den Annalen der religiösen Freiheit.

Neunzehntes Kapitel.

Katastrophe.

(Vom 1. bis zum 10. Juli 1533.)

Während diese schönen, freisinnigen Theorieen im Rathhause verkündigt und von edlen Gemüthern mit Freuden begrüßt wurden, behaupteten einige Feinde der Reformation, daß man sie nur deshalb vorbrächte, weil die Reformirten noch nicht die Stärkeren wären und die große Menge des Volkes, die sie für leeres Geschwätz hielt, sich mit

---

[1]) Wieder der Ausdruck des Protokolls.

etwas ganz Anderem beschäftigte. Das Gerücht wurde immer stärker, der Bischof habe sich endlich entschieden, sein Entschluß sei unerschütterlich, er werde aus Gehorsam gegen den Papst nach Genf zurückkehren; demnach war der freie Wille niemals mehr bedroht. Alles bereitete sich auf den Empfang des Fürsten vor. Seine bevorstehende Ankunft begann den Leuten die Köpfe zu verdrehen, wie das gewöhnlich in ähnlichen Fällen geschieht. Die Priester, die Mameluken und die Herzoglichen sagten sich, daß nun die Stunde ihres Triumphes schlagen und die Unabhängigkeit und die Reform mit Glanz zu Grabe getragen werden würde. Wer ein Pferd besaß, ließ es striegeln oder striegelte es selbst, denn es war verboten, dem Bischof zu Fuß entgegenzugehen[1]). Die Trompeter übten sich, die Artilleristen zogen ihre Geschütze heraus. Jakob von Malbuisson, einer von den Häuptern der katholischen Partei, fand für einen Bischof und Fürsten nichts schön genug, besonders weil er der Stadt als Bewillkommnungs-Geschenk in religiöser Beziehung die Unterwerfung unter den Papst und in weltlicher Beziehung einen geistlichen Oberherrn mitbrachte. Malbuisson ließ die Wände des bischöflichen Palastes mit schönen Teppichen schmücken, bedeckte Tische und Parquetts mit Wolle und Seide und versah die Zimmer mit kostbaren Möbeln. Peter de La Baume hatte ihn zu seinem „Fourier" gewählt, und der gute Katholik meinte, die Pracht der Dekoration würde den Genfern einen Begriff von der Größe ihres Fürsten beibringen.

Während aber diese servile Menge sich vorbereitete, die Freiheiten des Volkes und das Wort Gottes einem Priester zu opfern, sagten sich die, welche jene Güter über alles schätzten, mit schmerzlicher Bewegung, daß nun alle die früheren Verdrießlichkeiten von vorne wieder anfangen würden. Die Zweihundert waren versammelt; ein stolzer Hugenott, der eifersüchtig auf die politische Freiheit war, konnte sich nicht länger halten, er erhob sich in der Rathsversammlung und sagte: „Es geht das Gerücht, daß die Mameluken, welche vor sieben Jahren die Stadt verlassen haben, den Bischof begleiten und mit ihm wieder ihren Einzug halten wollen; ich frage, ob dem so ist?" Da brach der Sturm los, die einen riefen: „Ja!" die andern: „Nein!" Der Streit wird immer hitziger, man reizt sich gegenseitig, man schimpft, man straft sich Lügen

---

[1]) »Pedestris benda.« (Rathsprotokolle vom 22. und 30. Juni.)

und führt die heftigsten Reden [1]). Endlich siegen die Hugenotten, und die Zweihundert erlassen den Befehl, daß die Mameluken nicht hereingelassen werden sollen, da man befürchten müsse, daß dadurch nicht Friede, sondern Zwietracht entstehe.

Die Syndici sahen ein, daß ein solcher Beschluß Aufregung und Zorn in dem Gefolge des Bischofs hervorrufen werde, und da sie Streit zu vermeiden wünschten, so suchten sie nach Mitteln, um die Gemüther einander näher zu bringen. Sie versammelten daher die Häupter der beiden entgegengesetzten Parteien und forderten sie auf, zum Zeichen des Friedens ein gemeinschaftliches Mahl zu halten; ein solches Mahl, meinten sie, müßte den Haß einschläfern und die Furcht des Prälaten beseitigen; es war eine Beweisführung ad hominem. Wie sollte Peter de La Baume sich vor Männern fürchten, die mit einander tranken und anstießen? Wirklich wurden reichliche Libationen zu Ehren der Eintracht dargebracht, die Genfer waren dazu immer bereit; aber die Ueberzeugungen der beiden Parteien blieben die nämlichen; der Wein besaß nicht die Kraft, weder die Kämpfer des Papstes, noch die des Volks, weder die Welfen, noch die Gibellinen umzuwandeln [2]).

Von seinen Kanzlern, dem Präsidenten de Gévigny und vielen Adligen begleitet, kam der Bischof am Dienstag den 1. Juli vom Jura herunter .... über die Gegenrevolution nachsinnend, welche er ins Werk zu setzen gedachte. Die Abgesandten aus Freiburg „welche die furchtsame Stimmung des Prälaten kannten [3]),“ erwarteten ihn in Gex, um ihn bei seinem Wiedereinzuge zu schützen. Zusammen setzten sie die Reise fort und näherten sich der Stadt. Das Ereigniß, welches den Katholiken zur größten Freude gereichte, verursachte den stolzen Hugenotten, sowie den frommen Evangelischen viel Herzeleid; ja es erschien ihnen wie ein Todesstoß und der Zug wie ein Leichenzug! Sollten denn wirklich die Unabhängigkeit, die Freiheit, die entstehende Reformation, diese unschätzbaren Güter, die das Leben der Menschen ausmachen, wie ein todter Körper zu Grabe getragen werden? Die Glocken, welche zu läuten begannen, ließen sie ein Trauergeläute erschallen? Alles schien darauf hinzudeuten.

---

[1]) »Valde irritatoria.« (Rathsprotokolle vom 22. und 30. Juni.)
[2]) Rathsprotokoll vom 26. Juni 1533. — Msc. de Gautier.
[3]) Mémoires du diocèse de Genève, par le curé Besson, p. 63

In dem Augenblick, als das glänzende Geleite, welches dem Bischof entgegenritt, die Rhônebrücke passirte, sah man eine Schar von ungefähr achtzig Katholiken erscheinen, welche stolz mit ihren Büchsen daherzogen. Unruhigen Blickes beobachtete sie der erste Syndicus und befahl ihnen, sich zurückzuziehen. „Wir gehen unserm Fürsten entgegen," erwiederten sie fest. Die Rathsherren und ihr Gefolge verloren sie einige Augenblicke aus dem Gesichte, aber der Trupp wurde wieder sichtbar, als der Zug die Stadt verließ. „Das sind die Wüthendsten der ganzen Partei," hieß es in der Umgebung der Syndici, — „sie werden uns irgend einen bösen Streich spielen." Da befahl ihnen der Syndicus zum zweiten Male, sich zurückzuziehen. „Wir gehen unserm Fürsten entgegen," antworteten sie wieder und setzten ihren Weg fort.

Eine halbe Meile vor der Stadt erwartete der Zug den Bischof, und gegen 4 Uhr Abends erschien dieser endlich. Ihn umgaben die Rathsherren von Freiburg, und hinter ihm drein kamen die aus Genf verbannten Mamelucken, die nun stolzen Muthes denen trotzen wollten, welche sie ausgewiesen hatten. Die eingeschüchterten Syndici wagten nicht, ihnen den Eintritt in die Stadt zu verbieten. Aber das war noch nicht alles. Die achtzig Scharfschützen umringten den Prälaten und übernahmen die Rolle einer Leibwache; die Glocken fingen an zu läuten, Kanonendonner ertönte, und die Freunde der Geistlichkeit riefen aus allen Kräften zu wiederholten Malen: Vivat! Der Thron wird wieder aufgerichtet; die fürstliche Majestät entfaltet ihren Glanz und ihre Größe flößt allen Ehrfurcht ein, die sie anschauen [1]).

Aber diese Ausbrüche der Freude verstummten bald. Kaum war der Bischof eingezogen, so veränderte sich Genf's Aussehen. Ueberall begegnete man neuen Gesichtern, die nur Rache zu athmen schienen. Es wurden nächtliche Zusammenkünfte gehalten, bald im Palast, bald bei den Stiftsherren, oder bei andern Anhängern des despotischen Systems. Man hörte nur von den schrecklichen Beschlüssen reden, welche in diesen heimlichen Versammlungen gefaßt wurden; gleichviel ob diese Beschlüsse wahr oder erdichtet waren. Manche Reformirte empfanden darüber großes Herzeleid. „Die Ketzer wurden sehr zerknirscht," sagt die Schwester Jo=

---

[1]) Rathsprotokoll vom 1., 2. und 3. Juli. — Froment, Gestes de Genève, p. 61. — Msc. de Gautier.

hanna, „denn sie wußten wohl, daß der Bischof ihnen nichts Gutes brachte, sondern ihnen schaden würde, so viel er vermochte [1]).“

Freilich war der Bischof wohl entschlossen, nöthigenfalls seine Zuflucht zur Gewalt, zu Verbannungen und Hinrichtungen zu nehmen. Aber sein Charakter wie seine Interessen trieben ihn dazu, wo möglich die große Revolution, welche er von ganzem Herzen ersehnte, auf friedlichem Wege zu vollenden. Er wünschte wenigstens durch einige Schritte den äußern Schein für sich zu gewinnen.

Da er seiner Restauration gerne die doppelte Weihe der religiösen und der politischen Gesetzmäßigkeit geben wollte, so ordnete er auf Donnerstag den 3. Juli eine große Prozession und darauf die Abhaltung des allgemeinen Volksraths an. Die Prozession fand Statt. Stiftsherren, Mönche und Priester gingen in Reih' und Glied, sagten ihre Gebete her oder sangen sie mit großem Eifer ab und flehten, daß es Gott und der Jungfrau gefallen möge, die heilige römisch-katholische Kirche in Genf zu erhalten. Als die Gesänge zu Ende waren, wurde der allgemeine Rath zusammenberufen. Die Emigranten, welche nichts gelernt und nichts vergessen hatten, würden dieser liberalen Maßregel eine rasche und kräftige Unterdrückung bei weitem vorgezogen haben; allein der Bischof wollte damit nicht gern den Anfang machen, die Bürger ins Gefängniß zu setzen. Indessen sollten die ungeduldigen Emigranten beim Warten nichts verlieren [2]).

Hochaufgerichteten Hauptes, voll Stolz und Freude begaben sich die Anhänger des Bischofs in den Volksrath; die Rathsherren aber waren unruhig, und einige Hugenotten sahen traurig und ängstlich aus. Als die Versammlung vollzählig war, erschien der hochwürdige Herr, umgeben von seinem Adel. Er war entschlossen, die volle oberherrliche Gewalt zu beanspruchen und, falls man ihm dieselbe streitig machte, sie zu erobern. Es waren also zwei große Principien in dem allgemeinen Volksrathe am 3. Juli in Genf vertreten, die Willkür des Fürsten und die Constitution des Volkes. De La Baume hatte Vorsichtsmaßregeln getroffen, er hatte aus der Franche-Comté ausgezeichnete Männer mit-

---

[1]) La soeur J. de Jussie, le Levain du Calvinisme, p. 67. — Msc. de Gautier.

[2]) Rathsprotokolle vom 2. und 3. Juli 1533. — La soeur J. de Jussie, le Levain du Calvinisme, p. 67. — Msc. de Gautier.

gebracht, besonders den Landvogt von Dôle, einen gelehrten und beredten Rathsherrn. Dieser, welcher die Genfer durch blühende und schmeichlerische Worte zu gewinnen dachte, hielt eine sehr schöne Rede, aber seine burgundische Beredsamkeit machte keinen großen Eindruck auf die Hugenotten. Da trat der Fürstbischof selber vor und redete mit einer schönen, klaren Stimme und in sehr deutlicher Sprache. Er fragte die Syndici und das Volk, ob sie ihn als ihren Fürsten und Herrn anerkennten. Das war eine geschickte Frage. Wenn die Genfer mit Nein antworteten, so waren sie Rebellen, und die Maßregeln der Strenge erschienen gerechtfertigt, antworteten sie aber mit Ja, so übergaben sie sich dem Prälaten, und um die Freiheit und das Evangelium war es geschehen. Doch hüteten sich die Rathsherren wohl, in die Falle zu gehen, denn sie sahen ein, daß man einen Unterschied machen müsse. In der Ueberzeugung, daß sie ihre Charten, ihre Freiheiten und ihre Gesetze ebensowohl von Gott empfangen hätten, wie der Fürst seine Macht, antworteten sie mit Vorbehalt und sagten: „Gewiß, hochwürdigster Herr, halten wir Euch für unsern Fürsten und sind bereit, Euch zu gehorchen, aber indem wir unsern geschriebenen und nicht geschriebenen Freiheiten, Rechten und Gebräuchen als Regel folgen, die wir Euch zu beobachten bitten, wie Ihr vor langer Zeit zu thun versprochen habt[1]). Einigermaßen verlegen, hielt es der Fürstbischof gerathen, auf die delikate Frage über die Constitution, die er beschworen hatte, nicht einzugehen und für den Augenblick alles, was seine weltliche Macht anging, ruhen zu lassen; darum redete er nur als Bischof und richtete eine fromme Ermahnung an die Genfer über das Heil ihrer Seelen. Im Grunde war die Reformation der Hauptgegenstand seines Schreckens und der Triumph des Papstthums der Hauptwunsch seines Herzens. „Fürchtet Gott, und haltet die Gebote der heiligen Kirche," sagte er. Er wußte sehr wohl, daß die heilige Kirche dem Volke gebieten würde, seine Macht ohne Einschränkung anzuerkennen. Er sprach diese Worte in so frommer, demüthiger Weise, daß jedermann weinte und der allgemeine Rath ohne Lärm und Tumult geschlossen wurde, wofür man Gott pries[2]).

---

[1]) Rathsprotokoll vom 3. Juli 1533.

[2]) La soeur J. de Jussie, le Levain du Calvinisme, p. 68.

Indessen waren die Genfer nicht bereit das Haupt zu neigen, um das Joch auf sich zu nehmen, welches der Bischof ihnen auflegen wollte. Kaum hatten sich die Mitglieder der Versammlung in die Häuser und die Straßen zerstreut, so machte sich die Aufregung Luft. Die Hugenotten und die unabhängigen Katholiken erklärten ohne Rückhalt einstimmig, daß sie die Constitutionen aufrecht erhalten wollten; die Höflinge und Mameluken unterstützten allein die absolute Gewalt des Fürsten. — „Keine despotische Gewalt!" sagten die einen. „Keinen Widerstand gegen die Befehle unseres Fürsten!" sagten die andern. Betroffen über die neuen Rechte, die der Bischof für sich in Anspruch nahm, beschlossen die Bürger, ihm die alten Urkunden ihrer Freiheit vorzuhalten! Unter dem Rathhause befand sich ein Gewölbe, die Grotte genannt, wo unter mehreren Schlössern und Riegeln die ehrwürdigen Freiheitsbriefe des Genfer Volkes aufbewahrt wurden. Ohne sich durch die bischöfliche Willkür, die Beredsamkeit seiner Redner und die schrecklichen Schwerter Freiburg's und Turin's irre machen zu lassen, wandten die Bürger sich ehrfurchtsvoll den geheiligten Dokumenten ihrer Freiheitsrechte zu. Die Syndici begaben sich in die Grotte, die halbverrosteten Riegel wichen unter den kräftigen Händen einer ihrer Beamten; sie nahmen die edlen Pergamente ihrer Vorfahren, und aller Augen richteten sich begierig auf diese Urkunden, in welchen die Pflichten, Rechte und Freiheiten des Volkes aufgezeichnet waren. Die Rolle wurde auf einen Tisch gelegt, man entfaltete sie, einer der Rathsherren trat näher heran, und während die Uebrigen aufmerksam zuhörten, las er die daselbst verzeichneten Worte. „Im Namen der heiligen, vollkommenen und persönlichen Dreieinigkeit, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes." Konnte der Bischof einen Freiheitsbrief mit Füßen treten, der auf so heiligem Grunde ruhte? Der Rathsherr fuhr fort, das Dokument zu prüfen. Dasselbe war vom Bischof Adhémar in Jahre 1387 abgefaßt und enthielt, wie es darin hieß, „die Freiheiten, Rechte und Immunitäten, deren die Bürger von Genf seit so langer Zeit genossen, daß man sich des Gegentheils seit Menschengedenken nicht mehr entsinnen konnte. Tief bewegt reichte einer das Pergament dem andern, sie lasen es sich stellenweise vor und schwuren, ihre Rechte kräftig zu vertheidigen[1]).

[1]) »Senatus, sua libertate subnixus, jus suum strenue tuetur.« (Spanheim, Geneva restituta, p. 62.)

Da die Syndici gar keinen Zweifel hegten, daß der Bischof diese alten Dokumente mit tiefster Ehrfurcht aufnehmen würde, so gingen sie von dem Rathhause gleich zum Prälaten und brachten ihm ihre hochverehrten Freiheitsbriefe, die sie ehrerbietig vor ihm aufrollten. Sie zeigten ihm die ihnen zugesicherten Immunitäten und entfernten sich dann voller Hoffnung. Aber Peter de La Baume bekümmerte sich um diese alten Papiere durchaus nicht; er wollte sich nicht einmal die Zeit nehmen, diese unverschämten Schriftstücke mühsam zu entziffern; er wünschte sie eiligst wieder in den Keller zu befördern, in welchem sie so lange geruht hatten. Gedachte er doch nach neueren Gebräuchen und eigenen, persönlichen Gesetzen zu regieren. Die Reformation dagegen sollte durchgeführt werden, indem sie den bischöflichen Usurpationen gegenüber die ligitimen Rechte der uralten Freiheit aufrecht erhielt [1]).

Nun zögerte der Bischof nicht länger. Als er vom allgemeinen Rathe die Anerkennung seiner Souveränität verlangte, hatten ihm die Rathsherren dieselbe nicht verweigert, aber sie durch die Constitutionen des Volkes beschränkt. So wollte er denn nicht länger mit Sanftmuth regieren, sondern zur Gewalt schreiten. Peter de La Baume war nicht der erste Bischof, der, nachdem er aus seiner bischöflichen Stadt ausgeschlossen war, mit Gedanken an Gewaltthätigkeiten zurückkehrte. Das Andenken an unerhörte Grausamkeiten lebte noch in dem Gedächtniß der Völker. Als der Bischof von Cambray im 10. Jahrhundert von den gegen ihn aufgebrachten Bürgern aus seiner Stadt vertrieben worden war, hatte man ihn mit fremden Söldlingen zurückkehren sehen, und diese Trabanten, die Werkzeuge seiner Rache, hatten die Bürger bis in die Kirche verfolgt, die einen ermordet, den andern Hände und Füße abgehauen, noch andern die Augen ausgestochen und mehrere auf der Stirn mit einem glühenden Eisen gebrandmarkt [2]). Zwei Jahrhunderte später hatten die Leute eines andern Bischofs, der auch mit Gewalt in seine Stadt wieder eingezogen war, die geachtetsten und reichsten Bürger trotz des Versprechens ihr Leben zu schonen, ergriffen, sie mit den Füßen

[1]) »Libertates, franchesiae, immunitates, usus et consuetudines civitatis Gebennensis.« (Mémoires d'Archéologie de la Société d'Histoire de Genève, tome II, p. 312. — Rathsprotokoll vom 4. Juni 1533.)

[2]) »Alios interfecerunt, alios, truncatis manibus et pedibus, demembrarunt; quibusdam vero oculos fodiebant, quibusdam frontes ferro ardente notabant.« (Scriptur. gallic. et franc., VIII, p. 281.)

an den Schweif eines Pferdes gebunden und dieses dann im Galopp davongejagt[1]). Diese bischöflichen Maßregeln gedachte der Bischof von Genf nun freilich nicht nachzuahmen, denn die Sitten, wenn auch noch roh, waren doch milder geworden, er wollte sich mit Geringerem begnügen. Er wollte die Hauptstützen der Reformation und der Freiheit ergreifen lassen und sich ihrer einfach durch das Schwert entledigen; sei es in Genf, wie man es bei Berthelier gethan hatte, oder in irgend einem Schlosse wie bei Levrier. Dann wollte der Fürstbischof ohne Contrakte nach seinem Ermessen die Souveränität ausüben, welche ihm durchaus nothwendig erschien, um den Protestantismus der einen und den Freiheitssinn der andern zu ersticken.

Nachdem der Bischof die lästigen Archäologen fortgeschickt hatte, welche ihr Vertrauen auf vergilbte Freiheitsbriefe setzten, begann er die Ausführung seiner Pläne vorzubereiten. Er überzählte seine Streitkräfte und meinte siegesgewiß zu sein. Zuerst war der Rath da, der in der Mehrzahl katholisch, ihm im Grunde die Hand reichte; dann kamen die Priester mit ihren Anhängern, ferner die Freiburger, die verbannten Mameluken und endlich eine gewisse Anzahl Leute, die mit der Büchse sehr gut umzugehen wußten und ihn gehörig unterstützen würden, wie der Prälat sagte. Nachdem er so seine Anhänger hatte die Revue passiren lassen, erwog der Bischof auch, welche denn die Häupter der Hugenotten seien, deren er sich entledigen wollte. Es ist wenig wahrscheinlich, daß Peter de La Baume dies alles ganz allein vollbrachte oder einfach mit einem seiner Sekretaire oder Justizbeamten. Schwäche war einer der hervorstechendsten Züge seines Charakters, und obwohl er bisweilen das Gegentheil behauptete, war er doch im Grunde ohne Energie. Aber seine Umgebung ersetzte diesen Mangel. Die beabsichtigte Proscription verdankt ihre Entstehung in Wirklichkeit den Aufreizungen und den dringenden Bitten der Feinde der Reformation und der Unabhängigkeit. Ein Zeitgenosse sagt: „da sich der Bischof sowohl durch die Freiburger als durch die Feinde Gottes und der Stadt, (die Mameluken, welche sich dazumal in derselben aufhielten) stark und mächtig sah, so wollte er mit tyrannischer Gewalt verfahren[1]).“

---

[1]) »Ad equi caudam pedibus alligatus . . . , vir dives et probus.« (G. de Noviguto, Op., p. 510.)

[2]) Froment, Gestes de Genève, p. 61.

Etliche seiner Freunde scheuten freilich vor solcher Strenge zurück und hätten ihn gern davon abgehalten, aber die heftigsten Männer trugen den Sieg davon. Sie sagten: „Der hochwürdige Herr muß seine Macht gegen gewisse Bürger gebrauchen und so diese Ketzerei und diese lutherische Sekte ausrotten und mit den Wurzeln herausreißen[1]."

Die Proscribirten wurden ohne Unterschied unter den Evangelischen und den Hugenotten ausgewählt. Einer der ersten, den man bezeichnete, war Chautemps. Er war ja nicht allein ein Ketzer, sondern ließ auch seine Kinder in der Ketzerei erziehen und hatte lange den Olivétan, den Uebersetzer der Bibel, in seinem Hause beherbergt, der es gewagt, in der gefüllten Kirche einem Dominikanerprediger zu widersprechen. Dann kam Aimé Levet, bei welchem am häufigsten die religiösen Versammlungen gehalten wurden. Peter Vandel, — der jüngste Sohn jenes Claude, welchen Bischof Johann von Savoyen vor 20 Jahren ins Gefängniß gesetzt hatte[2]) — der einen entschiedenen Charakter besaß und gern den übrigen voranging, wurde ihnen beigesellt. Ami Perrin gehörte nicht zu den eigentlichen Evangelischen, aber er war der erste jener vier Hugenotten, deren Disputireifer den Vikar de la Madeleine so sehr in die Enge getrieben hatte, und überdies galt er für den verwegensten der ganzen Schar. Auch wurden noch andere aufgegeben, wie: Johann Pécolat, dessen Namen für die bischöflichen Ohren einen schlimmen Klang hatte; Domaine d'Arlod, Johann Veillard, Antonin Derbey, Heinrich Doulens, Jakob Fichet, Claude de Genève und Philibert de Compey, ein hochgeschätzter Adliger. Wiewohl ein Edelmann und ein Savoyarde, war Philibert doch Hugenotte mit Leib und Seele; der Graf de Genevois benutzte die Gelegenheit, alle seine Landgüter und Herrschaften einzuziehen „und der arme Verführte wurde aller seiner Güter beraubt," sagt Schwester Johanna. Noch verhängte man über einige Bürger die Verhaftung, wie über Pasta, Rozetta und andere[3]). In ihrem Eifer hofften der Bischof und die Seinigen wohl, nach diesen noch anderer Bürger habhaft zu werden[4]); aber sie hielten es

---

[1]) Froment, Gestes de Genève, p. 61.

[2]) Thl. I.

[3]) Ihre Namen werden berichtet von Froment, Gestes de Genève, p. 61, 62.

[4]) *Ibid.*

für klüger, nicht alles auf einmal zu unternehmen. Gelang der erste Streich, so wollten sie den zweiten folgen lassen und sich noch dieses oder jenes Bürgers bemächtigen, an welchen sie zuerst nicht gedacht hatten. „Ich habe alle geächtet, auf die ich mich besinnen konnte, die, welche ich vergessen habe, werde ich gleichfalls ächten, je nachdem sie mir wieder einfallen.“ Das Wort des Sulla, des großen Meisters in der Proscription, fand hier seine Anwendung[1]).

Nachdem diese erste Arbeit beendigt war, fing der Bischof an, über die Art und Weise nachzudenken, wie er die Proscribirten in seine Gewalt bekommen könnte; denn das war nicht leicht. Das Natürlichste wäre freilich gewesen, jeden in seinem Hause festzunehmen, allein er fürchtete, bei einem solchen Versuche möchten einige sich verstecken, andere entfliehen und noch andere gar auf der Straße befreit werden. In einem Augenblicke würde sich die Kunde verbreiten und die verwegenen Hugenotten sich in Baudichon de la Maisonneuve's Haus verschanzen. Ueberdies fehlte es Peter de La Baume an geradem, offenem Sinn; er verstand es vortrefflich, wenn er wollte, solchen gegenüber liebenswürdig zu erscheinen, die er im Grunde haßte. Demnach beschloß er, eine Einladung vorzuschützen und den Männern, deren Tod er beschlossen hatte, freundschaftlich die Hand zu reichen. Er wollte sie „in sein Schloß entbieten lassen auf Treu und Glauben,“ ohne die Zusage zu halten[2]). So konnte er sie mit einem Male alle in einem Netze fangen und dann die Schlinge zuziehen, so daß die Armen die Säle des bischöflichen Palastes nur verlassen sollten, um in seine Gefängnisse hinabgeführt zu werden. Dies Auskunftsmittel wurde vortrefflich befunden, und alles in Bereitschaft gesetzt, um es zur Ausführung zu bringen.

Wirklich stellten sich am folgenden Tage, den 5. Juli, bischöfliche Beamte bei den auf der schwarzen Liste verzeichneten Bürgern ein und überbrachten ihnen die Einladung des Bischofs, welche ihnen als eine große Ehre oder als eine verrätherische Falle erscheinen mußte. Wenn aber einige Einwendungen machten, so gaben die Boten ihnen von Seiten des Prälaten die Versicherung, daß ihnen kein Leid geschehen sollte. So machten sich denn die einen in ihrer Herzenseinfalt, andere

---

[1]) Plutarch, Leben Sulla's. — Rathsprotokoll vom 5. Juli.

[2]) Froment, Gestes de Genève, p. 61.

aus Unwissenheit, noch andere aus Tollkühnheit auf den Weg in das bischöfliche Schloß. Sie hatten ihre schönsten Kleider angelegt und trugen das Schwert an der Seite. Was mochte der Bischof von ihnen wollen? Vermuthlich Zugeständnisse von ihnen erlangen; aber sie waren fest entschlossen, darauf nicht einzugehen.

Andere durchschauten den Plan oder waren vorsichtiger und ergriffen die Flucht. Und die durch die Priester erregten Aufstände, welche der Rückkehr des Bischofs vorangegangen waren, seine wenig Zutrauen erweckende Umgebung, die von ihm gestellten Forderungen, das alles mußte Männer, die einige Einsicht in die Lage der Dinge besaßen, bedenklich machen. Die schlaueren oder ängstlicheren Frauen sehen in solchen Fällen gewöhnlich klarer als die Männer; ihre Gattenliebe geräth in Unruhe. Es scheint, als ob Claudina Levet und Jaquéma Chautemps solche ihrem Geschlecht eigene zarte Besorgniß empfanden und ihre Eheherren beschworen, sich nicht in die schonungslose Gewalt des Bischofs zu begeben, sondern lieber Haus und Kind und eine Heimat zu verlassen, der sie jetzt in der Ferne weit besser dienen könnten. Diese beiden trefflichen Christen waren unter denen, die entflohen. De la Maisonneuve, gegen den die Mameluden sehr aufgebracht waren, ging in heftigem Unwillen über die Tyrannei des Bischofs nach Bern, da er unter Gottes Beistand von dieser Stadt die Befreiung hoffte. Und noch andere verließen Genf[1]).

Perrin, Vandel, d'Arlod und ihre Freunde aber begaben sich mittlerweile aufs Schloß. Die Thüren thaten sich vor ihnen auf, und sie betraten die Vorzimmer des hochwürdigen Herrn; allein kaum waren sie dort, fest auf eine gnädige Audienz zählend, wie man ihnen zugesagt hatte, so wurden sie ergriffen, fest gebunden und in das bischöfliche Gefängniß abgeführt[2]). Selbst der heißblütige Perrin und der muthige Vandel sahen sich genöthigt, sich der Uebermacht zu ergeben. Die Leute des Bischofs führten sie in die Kerker hinunter, und als ob die Stricke, die eisernen Thüren und Riegel noch nicht Sicherheit genug gewährten, belastete man ihre Hände und Füße mit Fesseln[3]).

---

[1]) Rathsprotokoll vom 5. Juli. — La soeur J. de Jussie, le Levain du Calvinisme, p. 64. — Froment, Gestes de Genève, p. 61, 62.

[2]) Froment, Gestes de Genève, p. 62.

[3]) *Ibid.*

Als man den Fürstbischof von dem Geschehenen in Kenntniß setzte, war das für ihn eine der erfreulichsten Nachrichten, die man ihm je gebracht hatte. Er athmete auf. Doch war er nicht ganz befriedigt, denn es fehlten ihm einige Gefangene, auf die er es hauptsächlich abgesehen hatte, besonders Levet und Chautemps. Waren aber die Männer verschwunden, so konnten ja die Frauen für sie büßen. Demnach befahl Peter de La Baume, Jaquéma festzunehmen; Claudina Levet aber behielt die Freiheit. Claudina war eine fromme Christin, ohne Zweifel fest im Glauben, aber sanftmüthigen Geistes. Man schonte ihrer. Jaquéma aber, die, wie man sich erinnert, von Olivétan unterrichtet worden war, besaß vielleicht etwas von jener muthigen Entschiedenheit, die Calvin's Vetter und Calvin selbst auszeichnete. Claudina war das Weib des neuen Testaments; Jaquéma scheint uns eher an die Heldinnen des alten erinnert zu haben. Es ist schade, daß wir über sie nicht dieselben eingehenden Nachrichten wie über Claudina besitzen. Wie dem aber auch sein mag, sie trat für ihren Gatten ein. Die zarte Frau, die Gattin einer der ersten Persönlichkeiten der Stadt, gewöhnt an die Bequemlichkeiten des Lebens, die mehrere Jahre einen der originellsten französischen Schriftsteller als Lehrer ihrer Kinder im Hause gehabt hatte, wurde in ein enges Gefängniß gesperrt und dort hart behandelt, als hätte sie Theil an einer Verschwörung. Die alte und neue Zeit liefert mehr als einmal Beispiele solcher ehelichen Aufopferung. Viele Frauen konnten zu ihren Gatten sagen, wenn denselben ein grauenvolles Ende drohte:

.... Wer anders denn als ich
Darf fordern als ein Recht in Tod zu geh'n für dich[1])!

Auch die Reformation hat solche Beispiele aufzuweisen.

Als so ein Theil der Häupter der Hugenotten sich im Gefängniß befand, berathschlagten der Fürstbischof und seine ergebensten Anhänger, was man nun mit ihnen beginnen sollte. Sie öffentlich in Genf zu tödten, wie Berthelier, davon konnte nicht die Rede sein. Das Einfachste wäre es freilich gewesen, sie heimlich in den Gefängnissen enthaupten zu lassen, aber das wäre alsbald bekannt geworden und hätte

---

[1]) Alcestis, Tochter des Pelias.

schreckliche Aufstände zur Folge gehabt. Man wagte nicht, sie in der Stadt zu tödten aus Furcht vor dem Volke[1]). Die Rathgeber des Bischofs schlugen also vor, sie bei Nacht in einem Boote aus Genf fortzubringen und sie entweder nach Freiburg zu schaffen, welches ja Sühnopfer verlangte, um Wernli's Tod zu rächen, oder nach Chillon, wo sich Bonivard schon befand, oder nach Jussy am Berge Voirons und endlich nach dem festen Schlosse Gaillard am Fuße des Salève, und „daselbst nach Gefallen mit ihnen zu verfahren[2])." Bei diesem letzten Plane blieb man stehen, und es wurde der Befehl zur Ausführung ertheilt.

So ging alles dem Bischof nach Wunsch. Einige der vornehmsten Hugenotten sollten aus Genf fortgeschafft werden, „dann aber mußte man sich nach diesen noch anderer bemächtigen und sie ebenfalls unschädlich machen[3])," d. h. sie aus der Stadt entfernen, denn die Furcht vor dem Volke verfolgte den Bischof unaufhörlich. Er gedachte demnach das begonnene Werk fortzusetzen, als man ihm eine Nachricht brachte, die sein Gemüth in große Unruhe versetzte.

Einer seiner Agenten, der von ihm beauftragt war, alles zu überwachen, was sich in der Stadt zutrug, berichtete ihm nämlich, daß Baudichon de la Maisonneuve nicht nur entwichen, sondern nach Bern gegangen sei, um dort Hülfe zu suchen. Welch' Mißgeschick, welche Gefahr konnte daraus entstehen! Kam der Flüchtling mit den Bernern zurück, so übernahmen diese es natürlich, die Ketzerei zu vertheidigen . . . und dieselbe trug den Sieg davon. Je gewaltiger der Schlag war, den de La Baume auszuführen gedachte, desto gefährlicher war ein Mißlingen. Daher erschrak er heftig und gerieth in großen Zorn. Er befahl seinen Beamten, die Flüchtlinge zu verfolgen, sich zu Pferde zu setzen, um sie wieder einzuholen und sie dann gebunden ins Gefängniß zu führen, wo ihre Freunde sie erwarteten. Aber er begnügte sich nicht damit, den Flüchtlingen Leute nachzusenden, über die er verfügen konnte, er sah sich noch nach andern um, die sie umstellen und sie von hinten und von vorne fassen sollten, und das bewog ihn zu der seltsamsten Forderung.

---

[1]) Froment, Gestes de Genève, p. 62.

[2]) *Ibid.*

[3]) *Ibid.*

Sobald die Syndici von der Gefangennahme einiger der angesehensten Bürger Kunde erhalten hatten, beriefen sie eine Rathsversammlung. Bestürzt über jene tyrannische Maßregel und beunruhigt über die Zukunft der Republik, fragten sie sich, was sie dabei thun sollten: ihre Mitbürger der ungesetzlichen Rache des Bischofs überlassen oder sich gegen ihren Fürsten auflehnen? Sie saßen noch in dumpfem Schweigen da, als plötzlich ein Bote des Bischofs erschien. Ohne Zweifel hatte dieser Aufklärungen zu geben, Entschuldigungen zu machen, vielleicht sollte er ankündigen, daß der Bischof seine verhängnißvollen Anordnungen wieder zurücknehmen wolle. Aber nein; der Rath erfuhr nur zu bald, daß es sich um eine ganz außergewöhnliche Forderung handelte.

Nach den üblichen Begrüßungen sagte der bischöfliche Bote: „Der hochwürdige Herr hat beschlossen, seine Beamten jenseits der Grenzen zu schicken, um gewisse Verbrecher (so nannte der Prälat jene edlen Bürger) gefänglich einziehen zu lassen. Unser hochwürdiger Gebieter ersucht demnach den Rath, ihm Leute aus der Stadt zur Verfügung zu stellen, die seine Beamten bei der Verfolgung der Flüchtlinge in savoyschen Landen begleiten sollen.“ Das war denn doch zu stark! La Baume verlangte von den Genfer Rathsherren, sie sollten ihre Macht, die sie empfangen um die Bürger zu schützen, zur Vernichtung derselben gebrauchen. Er wollte sie zu seinen Häschern machen. Dieses kühne Ansinnen erregte den Unwillen der Syndici; sie standen nicht an, dem Bischof seine Forderung abzuschlagen. Da sie jedoch wünschten, den Fürsten so lange wie irgend möglich zu schonen, so fanden sie einen schicklichen Vorwand für ihre Weigerung. Sie antworteten daher: „Verzeiht gütigst, daß wir dies nicht zu thun vermögen; wir müssen befürchten, daß der Herzog, dessen Gebiet unsere Leute betreten würden, sich an uns als Uebertreter der Verträge rächen möchte.“ Der Bischof gerieth in heftigen Zorn über die abschlägige Antwort. Er glaubte vielleicht nicht mit Unrecht, daß der Herzog eine solche Verletzung seines Gebietes übersehen würde, da es sich darum handelte, Hugenotten einzufangen. „Geht noch einmal hin,“ sagte er zu seinen Beamten, „und sagt den Herren, daß sie Gerechtigkeit üben sollten, und daß, falls sie es nicht thäten, noch 80 in der Stadt wären, die mir kräftige Unterstützung leihen würden. Sagt ferner, sie möchten darauf Bedacht nehmen, den rechten Weg zu gehen.“ Aber die Rathsherren blieben fest. Der Bischof

fand indessen einen kleinen Trost in der Menge von Leuten, die geneigter waren, seinem Zorn zu dienen, als die Herren von Genf [1]).

Aimé Levet hatte es vorgezogen, statt am rechten Ufer, wo sein Haus stand, zu fliehen, sich nach dem linken zu wenden und sich in die schöne Gegend zwischen der Rhône und dem See auf der einen und den Bergen Voirons und Salève auf der andern Seite zu begeben, wo die weite Oeffnung zwischen beiden Bergen einen herrlichen Blick auf die majestätische Alpenkette des Mont Blanc gestattet. Hatte Levet die gewöhnliche Straße der Flüchtlinge vermeiden wollen, auf der er fast sicher sein konnte, ergriffen zu werden? Wollte er sich im Gebirge verbergen, wozu ihn der schöne Monat Juli einlud, den sanften, lieblichen Abhang des Voirons ersteigen oder die steilen Wände des Salève, dessen ungeheure Felsmassen schroff aus der Ebene aufsteigen, auf dem Pfade erklimmen, den man de l'Echelle nennt? Möglich ist es, andere Flüchtlinge haben es gethan. Eine Zeitlang irrte Levet in dem Theile des Thales umher, in dem der sandige Arvestrom ein dumpfes Brausen hören läßt, allein da er nur daran dachte, wie er seinen Verfolgern entgehen könnte, so kam es ihm kaum in den Sinn, die herrliche Aussicht auf die von der Julisonne beleuchteten Alpen zu betrachten, welche einen ergreifenden Contrast zu den dunkeln Pfaden bildeten, auf welchen er wanderte. Er wußte, daß die Mameluken, die Priester, die Herzoglichen und besonders Herr von Montagny, der Kastellan von Gaillard ihm auf dem Fuße folgten. Wie wunderbar war sein Geschick! Noch vor wenig Monaten war er ein eifriger Katholik, dann hatte die merkwürdige Bekehrung seiner Gattin die seinige herbeigeführt, und jetzt irrte er als Flüchtling umher und hatte keinen Ort, wo er sein Haupt hinlegen konnte. Wir wissen nicht, welche Angst er ausgestanden hat, wie mancher Schmerzenslaut ihm entfahren sein mag. Indessen verlor er den Muth nicht, denn er kannte den, der sein Schutz war und seine Rechte hielt. Er war gewiß, daß er vor Gott und seinen Engeln selbst in diesem Augenblicke, wo ihm die Menschen nachsetzten, bestehen könnte. Ohne Zweifel waren Wölfe hinter ihm, welche ihn zu zerreißen trachteten, aber „Gott entreißt seine armen Schafe selbst dem Rachen des Löwen [2])."

---

[1]) Rathsprotokoll vom 5. Juli 1533.

[2]) Calvin.

Man verfolgte ihn in der That. Ein Stiftsherr aus Genf, Messire de Charanzonay, hatte Levet im Auge behalten; er wußte, daß derselbe nach den Bergen zu geflohen war, und daß er in der Vogtei Gaillard oder im Bezirke Bonne zu finden sein mußte. Er verabredete sich demnach mit dem Kastellan von Gaillard. Herr von Montagny, ein ebenso guter Katholik als Savoyarde, bot ihm hülfreiche Hand; eine Schar mit dem Stiftsherrn an der Spitze verließ das Schloß, und die Jagd begann. Bald vernahm der arme Levet die Tritte seiner Verfolger hinter sich, und er wurde ergriffen. Der Stiftsherr fühlte sich gedrungen, seinen Zorn an ihm auszulassen, und ließ ihm ohne weitere Umstände einige Stockprügel verabreichen und nachdem er ihn tüchtig geschlagen hatte, schickte er ihn auf das Schloß Gaillard in das Gefängniß [1]). Von Wachen umgeben, wurde Levet in diese Festung gebracht, welche an der Stelle liegt, wo die Arve aus dem Gebirgslande hervorkommt und in die Ebene tritt. Mehr als ein Unschuldiger war dort schon eingesperrt worden. Die Zugbrücken wurden niedergelassen und wiederaufgezogen, die alten Thüren knarrten in ihren Angeln, die Schildwachen mit Hellebarden in der Hand sahen den Hugenotten vorübergehen, und endlich wurde Levet, der als Liberaler und Evangelischer doppelt strafbar war, in einen tiefen Kerker geworfen. Die Gefangenschaft des Mannes gab seiner Frau die Freiheit zurück.

Aber noch andere Ereignisse folgten sich im Laufe des 6. Juli Schlag auf Schlag; sie erfüllten den Bischof und seinen Hof mit Freuden und stellten die Festigkeit des Rathes sowie die Ruhe der Bürger auf die Probe. Ein aus dem Waadtlande abgesandter Mann brachte die Nachricht, eine Anzahl wohlbewaffneter Freiburger wäre in Nyon angekommen und bedrohte Genf.... Das waren die Bluträcher Wernli's. „Geht," sagten die Syndici zu dem Generalcapitän Philipp, „und tragt Sorge für die Sicherheit der Stadt." Bald darauf benachrichtigte ein Genfer den Rath, die in Genf befindlichen Freiburger rüsteten sich nach Schloß Gaillard zu ziehen. Darauf kam ein Dritter und meldete den Syndicis, die in Nyon angelangten Freiburger kämen über den See, man unterscheide deutlich oben in der Stadt ihre südwärts steuernden

---

[1]) Rathsprotokolle vom 5. Juli und vom 6. August 1533.

Schiffe. Endlich erfuhr man von Schloß Gaillard selbst, die Verwandten Wernli's seien mit einer großen Menge bewaffneter Freiburger in die Festung eingedrungen und wollten sich nun im Blute der Evangelischen baden. Der Rath wußte nicht, was er beginnen sollte, und die ganze Stadt war voll Entsetzen[1]).

Besonders in den Häusern der Gefangenen herrschte die furchtbarste Angst. Es hatten sich in der Stadt verschiedene schreckliche Gerüchte über die Härte verbreitet, mit welcher der Bischof seine Gefangenen behandeln sollte. Manche verloren den Muth und meinten, weshalb wohl die Jünger des Evangeliums nicht nur die allgemeine Trübsal zu erdulden hätten, sondern auch Leiden, von denen ihre Feinde verschont blieben. (Diese Frage kam häufig vor in den Zeiten der Reformation.) „Ach," antworteten die Weisesten, „das Getreide wird zuerst mit dem Stroh in der Scheune gedroschen, aber dann wird es allein zerrieben und gemahlen im Mühlgang[2]). Viele waren untröstlich, und aus manchen betrübten Familien stiegen Seufzer und Klagelaute zum Himmel empor.

Mittlerweile drangen die Freiburger Schultheißen in den Rath. Derselbe sollte den Verwandten Wernli's die Gerechtigkeit zu Theil werden lassen, die sie beanspruchten; ja sie bestanden darauf, daß den am 23. Mai und am 4. Juni nach dem Tode des Stiftsherrn festgenommenen Genfern unverzüglich der Prozeß gemacht werden sollte. Die Mameluken schrieen noch ärger als die Freiburger und verlangten die Verurtheilung der eilf Notabeln, die am 5. Juli verhaftet waren. Während die Sache der Freiburger eine durchaus gerichtliche war, war die der Mameluken eine politische, sie wollten aus einem Gerichtsverfahren eine Revolution machen. Der Rath ertheilte dem Fiscalprokurator den Befehl, ihm die Angeklagten vorzuführen, so wie es nach der Genfer Constitution üblich war. Aber der Fiscalprokurator erklärte, er könne das nicht wegen der Ordre des Fürsten, der in der Sache selbst entscheiden wollte. Der Bischof gedachte zugleich Richter und Partei zu sein und seine geistliche Willkürherrschaft an Stelle der schützenden Formen der weltlichen Gerichte auszuüben. Die bestürzten Rathsherren

---

[1]) Rathsprotokolle vom 6. und 7. Juli 1533.

[2]) Calvin, Op. passim.

begaben sich sogleich zum Fürsten, um ihm demüthige, aber nachdrückliche Vorstellungen zu machen [1]).

Peter de La Baume hatte so eben zu Mittag gespeist, als die Syndici erschienen. „Ich will selbst Richter sein in dieser Sache," sagte er, „ich habe meine Gründe." Die Syndici stellten ihm vor, daß er Verurtheilte begnadigen, aber keine Angeklagten richten könne, die nothwendig vor den gesetzmäßigen Gerichten erscheinen müßten. Aber der Bischof wiederholte: „Ich will selbst Richter sein in dieser Sache." Unwillig verneigten sich die Syndici vor dem Fürsten und entfernten sich. Sebastian von Diesbach, der Bannerherr von Weingarten und andere Abgeordnete aus Bern waren unterdessen in Genf angekommen, und Baudichon de la Maisonneuve war, wie es scheint, mit ihnen zurückgekehrt. Die Syndici riefen ihre Vermittlung an, und die Berner sprachen auch mit dem Bischof, aber der leidenschaftliche, eigensinnige Priester wollte über diese Sache nichts mehr hören. Er spannte die Saiten auf die Gefahr hin, daß sie rissen. „Ich will selbst Richter sein in dieser Sache," sagte er noch einmal.

Und nicht nur im Palaste machte sich dieser blinde Fanatismus bemerklich, er gährte auch unter den Mameluken, und riß die Bischöflichen und selbst einige Freiburger mit fort. Sie hatten der Reformation und der Freiheit den Tod geschworen, und dachten schon an Mittel und Wege, wie sie verhindern könnten, daß dieselben nie wieder in Genf Eingang fänden. Sie eilten hierhin und dorthin und waren unermüdlich. Wenn man sie sah, hätte man an die Menschen denken können (und dieser Vergleich wurde gemacht), die nach der Sündfluth kamen, und weil sie einer neuen Zerstörung ihrer Wohnung durch die Wasser vorbeugen wollten, zu einander sprachen: „Laßt uns einen Thurm bauen, dessen Spitze bis in den Himmel reicht." „Sie bauten den Thurm zu Babel," sagt ein Zeitgenosse, „und gedachten wie Riesen gegen Gott zu kämpfen."

Und man kämpfte wirklich. An demselben Tage, am 7. Juli, sahen einige Cavaliere der bischöflichen Partei, die zu Plainpalais vor dem Kloster ihrer Freunde, der Dominikaner, umherschlenderten, drei der an-

---

[1]) Rathsprotokolle vom 6. und 7. Juli 1533. — Msc. de Roset, liv. III. ch. XIV. — Msc. de Gautier.

gesehensten Bürger Genf's vorübergehen, den Generalcapitän Philipp, den späteren Syndicus Johann Lullin und Franz Favre, der im folgenden Jahre Mitglied des gewöhnlichen Rathes war. Alsbald eilten die Cavaliere auf sie zu und riefen: „Verräther! Lutherische!" Denn die drei Hugenotten wurden von den Mameluken gehaßt und gefürchtet, weil man sie als Männer kannte, die bereit waren, ihr Leben für die alten Freiheiten ihres Landes zu opfern. Wenn man sie nicht mit auf die erste Proscriptionsliste gesetzt hatte, so war das theils aus Furcht geschehen, denn ihre Verwegenheit war erstaunlich, theils aber auch, weil man mit frommen Evangelischen, wie Chautemps und Levet, den Anfang machen wollte. Zwar war auch Ami Perrin verhaftet worden; aber ohne daß jene große Umwandlung mit ihm vorgegangen war, welche die Schrift eine neue Geburt nennt, stand er doch immer in der ersten Reihe, wenn es galt, die Sache der Reformation zu unterstützen. Hatte auch er doch Farel kräftig beschützt. Uebrigens verstanden sich die bischöflichen Häscher nicht eben sehr gut darauf, zu unterscheiden, welche von den Protestanten das Evangelium mit dem Herzen aufgenommen hatten, und welche nur äußerlich der neuen Lehre anhingen. Allein weder Verfolgungen, noch Beschimpfungen vermochten den Muth der Bürger zu beugen. Sie wußten, daß Gott häufig die Gottlosen einige Tage gewähren läßt und gestattet, daß man gegen die Seinen hohe Gerüste aufführt. Dann trifft er mit einem Schlage den großen Bau, so daß die zusammengefügten Stücke auseinanderfallen und der hochstrebende Gipfel des Gebäudes in Staub zerfällt und zu nichte wird.

Entschlossen, dem Bischof und seinen Uebergriffen energischen Widerstand entgegenzusetzen, versammelten die Syndici am 8. Juli den Rath der Sechzig und legten ihm dar, wie der Bischof darnach trachte, nach seiner Willkür in Genf zu herrschen, und wie er den Anfang damit machen wolle, in eigner Person die edelsten Bürger zu richten. Furcht und Aufregung ergriff die Versammlung bei dem Gedanken an die Zukunft, welche Genf drohte. Was war zu thun? Sollte man zur Gewalt, zur List oder zur Diplomatie seine Zuflucht nehmen? Die Genfer suchten nach einfacheren und rührenderen Waffen zu ihrer Vertheidigung. Sie thaten einen jener Schritte, die fast einzig in der Geschichte dastehen und uns wie von einem Hauch aus dem Alterthum angeweht erscheinen.

Es gab in Genf Nestoren der Freiheit, welche unter ihren Söhnen,

Enkeln und Urenkeln die weißen Häupter erhoben, und deren Lippen weisheitsvolle Reden entströmten. Zu diesen nahm man seine Zuflucht. Einige von den Rathsherren, vielleicht ihre Söhne, holten sie herbei, und die ehrwürdigen Zeugen der alten Freiheiten erschienen vor dem Rathe; man ließ sie Platz nehmen. Wenn aber auch ihre Körperkräfte abgenommen hatten, schlugen ihre Herzen doch vielleicht noch wärmer für ihr Vaterland als in vergangenen Tagen, und ihr Gedächtniß rief ihnen die früheren Zeiten lebendig vor die Seele. Trauer und Schrecken ergriff sie, als sie vernahmen, welche Gefahren der Republik drohten, und wie der Bischof die Absicht hätte, die Gerichtsbarkeit an sich zu reißen. „Die Criminalfälle," sagten sie, „gehören vor die bürgerliche Obrigkeit; in dieser Hinsicht hat nie ein Wechsel stattgefunden, und der Versuch des Bischofs, dies Recht für sich in Anspruch zu nehmen, ist eine unerhörte Neuerung." Der Rath der Sechzig beschloß, die vier Syndici und sechs dieser alten Bürger, die sich glücklich schätzten, vor ihrem Tode ein letztes Zeugniß für die Freiheiten ihres Vaterlandes ablegen zu können, an den Bischof abzuordnen. Den alten Schriften des alten Genf hatte der Bischof freilich Hohn gesprochen, sollte er auch diese Greise zu höhnen wagen?

Langsam bewegte sich diese Deputation durch die Straßen und begab sich in den Palast. Die Väter der Stadt gingen wankenden Schrittes, von Jüngeren unterstützt, der Wohnung des stolzen Priesters zu, den Rom an die Ufer des Genfersees gesandt hatte und der die ehrwürdigsten Rechte mit Füßen trat. Nie hatten Männer, welche der Unabhängigkeit eines Volkes das Wort reden wollten, in dem Maße Rührung, Sympathie und Ehrfurcht eingeflößt. Man folgte ihnen mit den Augen, man segnete sie und sandte Gebete zum Himmel empor, Gott möge doch mit seiner Kraft diese außergewöhnliche Fürsprache zu Gunsten der Freiheit begleiten [1]).

Unterrichtet von diesem Schritte, hatte der Bischof sich mit allem zu umgeben gesucht, was seinen Uebergriffen einen Schein des Rechts zu verleihen im Stande war. So fanden die Deputirten bei ihrem Eintritt in den Saal des bischöflichen Palastes nicht nur den Prälaten in seiner ganzen Pracht thronend, sondern auch seine Räthe, seine Beamten

---

[1]) Rathsprotokoll vom 8. Juli 1533. — Msc. de Gautier.

und die Gesandten Bern's und Freiburg's, ja sogar die Verwandten des Stiftsherrn. Den greisen Vätern Genf's stellte Peter de La Baume die Bittsteller Freiburg's gegenüber. Ehrfurchtsvoll drückten ihm die Syndici ihr Erstaunen darüber aus, daß er den Rath zu beargwöhnen scheine; daß er mehrere angesehene Bürger in Ketten gelegt habe, und endlich, daß Seine Hochwürden gar diese Sache vor sein Tribunal ziehen wolle. Aber während die Greise ihre sanften und doch durchdringenden Blicke auf den Fürsten richteten und ihre weißen Häupter gleichsam die vergangenen Zeiten vor ihm heraufbeschworen, forderten Wernli's Verwandte in ihren Trauerkleidern abermals Rache, sie erklärten, daß der Fürst versprochen habe, ihnen Genugthuung zu verschaffen, und verlangten, daß er seinen Versprechungen treu bleibe. „Ja," sagte der Bischof sogleich, „ja, ich ziehe die Sache vor mein Tribunal." Entschlossen, sich die ehrwürdigsten Gesetze des Staates nicht entwinden zu lassen, entfalteten die Syndici die alte Constitution des Volkes vor dem Fürsten, zeigten mit dem Finger auf den zwölften Artikel und lasen ihn vor. „Die Untersuchung gegen Uebelthäter aus dem Laienstande oder irgend ein anderer Prozeß dürfe nicht anders geschehen, als durch Berufung der Syndici und von vier Bürgern besagter Stadt Genf, welche von den übrigen Bürgern erwählt sein müßten. Und das Erkenntniß und Urtheil obengenannter Uebelthäter stehe nur zu und dürfe nur zustehen obgenannten Bürgern und niemand anders [1])." Nachdem die Constitution so gesprochen hatte, schwieg der Syndicus.

Da traten die Greise vor, die bis zu diesem Augenblicke geschwiegen hatten, während ihre ernste, bescheidene, aber doch feste Haltung Ehrfurcht einflößte. Einer sprach im Namen aller, erhob seine zitternden Hände und erklärte, „dies sei immer in Genf Gesetz gewesen und in ihrem ganzen langen Leben hätten sie niemals den Kummer gehabt zu sehen, daß der Fürst es mit Füßen getreten habe." Die erloschene Stimme dieser ehrwürdigen Männer und ihre ruhigen Blicke verliehen ihrem Zeugniß eine unbekannte, gleichsam himmlische Gewalt. In dieser bescheidenen Rede zu Gunsten der Freiheit lag eine größere Beredsamkeit, als in den bewundernswürdigsten Reden eines Cicero oder Demosthenes. War aber die

---

[1]) Wörtliche Uebersetzung des lateinischen Textes: »Nisi vocatis syndicis, et quatuor civibus dictae civitatis.« (Mémoires d'Archéologie de la Société d'Histoire de Genève, II, p. 323.)

Freiheit nie rührender gewesen, so stand derselben auch nie der Despotismus hartnäckiger gegenüber. Umsonst beschworen die Syndici den Bischof im Namen der Gesetze, im Namen Gottes, ihnen die Gefangenen auszuliefern, wie es Gebrauch war, damit sie dieselben ihrem Amte gemäß richten könnten, — unaufhörlich wiederholte Peter de La Baume: „Ich kann es nicht, ich will selbst in dieser Sache richten.“ Die Freiburger Gesandten baten die Syndici, dem Bischof nur dies eine Mal die Ausübung der Justiz zu gestatten. Aber die Genfer Rathsherren wollten weder jetzt noch später etwas von einer Verletzung ihrer Freiheiten wissen. Traurig verließen sie den bischöflichen Palast, und die sechs Greise folgten ihnen [1]).

Als sie das Rathhaus erreichten, war der Rath der Sechzig noch versammelt; sie erstatteten Bericht über ihre Sendung; sie theilten mit, daß der Bischof bei seinem ungerechten non possumus verharre, und wiewohl der Rath tief betrübt ward über diese Kunde, wurde doch keiner wankend. Die Genfer wußten, welche Treue freie Männer den Institutionen ihrer Vorfahren schuldig sind. Darauf verlangten die Berner Abgesandten vorgelassen zu werden. Bestürmt von ihren Bundesgenossen, den Freiburgern, und von den bischöflichen Räthen, waren diese stolzen Berner ihrem Rufe untreu geworden und hatten sich dahin bringen lassen zu meinen, die Genfer könnten wohl ein einziges Mal, nur in diesem Falle, sich ihrer Charte und ihrer Freiheiten begeben. Demnach forderte Sebastian von Diesbach den Rath auf, „er möge doch zusehen, ob er nicht in diese Abtretung der Gerichtsbarkeit, von der der Prälat durchaus nicht ablassen wolle, willigen könne.“ So baten also die einzigen Verbündeten Genf's selbst, man möge die Bahn der Zugeständnisse betreten. Der Rath zog die Sache in Erwägung, und es war nur eine Stimme unter den Sechzigern. Der Beschluß, welchen der Sekretär in dem Protokoll niedergelegt hat, lautet:

„Befohlen, den Herren von Bern zu antworten, daß wir in diese Abtretung der Gerichtsbarkeit nicht willigen werden, weil sie unsern Freiheiten durchaus zuwiderläuft; und beschlossen, sie zu bitten, daß sie uns mit ihrem Rathe unterstützen.“

---

[1]) Rathsprotokoll vom 8. Juli 1533. — Msc. de Roset, Chron. liv. III, ch. XIV. — Msc. de Gautier.

Die Herren von Bern sahen es freilich nicht gerne, wenn man ihre Vorschläge verwarf, aber als sie sich entfernten, sagten sie sich doch, solche Männer wären es werth, frei zu sein [1]).

Diese abermalige abschlägige Antwort aber brachte die Mameluden ganz außer sich. Sie hatten beschlossen, Wernli's Tod gleichsam als Kriegsmaschine zu benutzen, um damit das alte Gebäude der Genfer Freiheiten zu zerschmettern, die ersten Stützen der Reformation umzustürzen und an deren Stelle ihre eignen Theorieen über die absolute Gewalt des Papstes und des Fürsten einzuführen. Demzufolge forderten sie die Zusammenberufung der Zweihundert in der Hoffnung, unter diesen günstige Stimmen zu finden. Am folgenden Tage versammelte sich also der große Rath, und die Abgesandten Freiburg's erschienen mit einer großen Anzahl der Freunde und Verwandten des Stiftsherrn, die in ihrer tiefen Trauer und dem dumpfen Schweigen an die Schutzflehenden der alten Zeiten erinnerten. Auch war es bei den meisten nicht der Fanatismus, der sie erfüllte; sie hatten als Kinder mit Wernli gespielt und ihn in der Jugend lieb gehabt, jetzt da er bei einer schrecklichen Katastrophe seinen Tod in den Straßen der Stadt gefunden, war ihnen sein Andenken heilig. Hatten sie ihn in der Stunde der Gefahr nicht schützen können, so wollten sie nun wenigstens alles thun, um die Stunde der Rache herbeizuführen. Die Thränen, mit denen sie seinen Leichnam benetzt hatten, genügten ihnen nicht; das Blut der Sühnopfer mußte an demselben Orte fließen, wo der Märtyrer seinen Tod gefunden. „Sehr ehrenwerthe Herren," sprach der Bruder des Stiftsherrn, „die Gerechtigkeit, welche ein Mensch dem andern schuldet, ist auf Erden den Gerechten ins Herz geschrieben, weshalb wollt Ihr dieselben denn mit Füßen treten? Ihr habt uns noch keine Genugthuung gegeben für den Tod dessen, der unser Freund und Bruder war; im Gegentheil, Ihr habt die Schuldigen sechs Wochen lang in der Stadt frei umhergehen lassen. Sein Leib ruht im Grabe, aber sein Blut, welches das Pflaster der Straße gefärbt hat, fordert Rache. Ihr seid mit dem Schwerte bewaffnet, nicht um es zur Schau zu tragen, sondern um die Uebelthäter damit zu schlagen. Und doch sind Eure Gerichte stumm und Euer

---

[1]) Rathsprotokoll vom 8. Juli 1533. — Msc. de Roset, Chron. liv. III, ch. XIV. — Msc. de Gautier.

Richtschwert feiert. Gestattet, daß der hochwürdige Herr die Sache entscheide. Verweigert Ihr das aber, so wisset, daß wir einen andern Weg suchen werden, um den Tod unseres Freundes zu rächen, und daß wir alsdann unsern Schmerz und unsern Zorn nicht blos in den Wassern der Gerechtigkeit, sondern im Blute zu kühlen gedenken." Die Freiburger redeten, als ob es sich um einen Mord handelte; sie vergaßen, daß der Stiftsherr den Panzer angelegt und die Hellebarde ergriffen, daß er ganz bewaffnet, sich in den Aufruhr gestürzt, daß er die erloschenen Flammen wieder angefacht, die Hugenotten angegriffen hatte und diese von ihren Waffen nur Gebrauch machten, um sich rechtmäßig zu vertheidigen. Der Schultheiß von Freiburg unterstützte die beredten Drohungen von Wernli's Bruder [1]).

Die Zweihundert sahen ein, daß ihre Weigerung einen Krieg mit Freiburg und Savoyen zur Folge haben würde; aber sie hatten sich auf den Felsengrund des Rechtes gestellt und blieben unerschütterlich. „Wir wissen nichts von Schuldigen, die man in der Stadt hätte frei umhergehen lassen," sagten sie. „Gab es deren wirklich, so ist es die Schuld des Fiscalprokurators, dessen Amt es war, sie zu verhaften, und nicht die unsere, denn wir sind die Richter. Was die Erlaubniß betrifft, daß der hochwürdige Herr die Sache entscheide, so können wir dieselbe nicht geben, das hieße unseren Freiheiten zu nahe treten, für welche wir und unsere Väter seit Jahrhunderten oft Leib und Leben, Hab und Gut eingesetzt haben." Der Syndicus fügte hinzu, der Rath würde gestatten, daß der Bischof zwei Männer erwähle, welche bei der Untersuchung zugegen sein könnten, aber nur unter der Bedingung, daß sie keine berathende Stimme erhielten. Zur Annahme dieses Vorschlages konnten sich die Freiburger und die Mameluken nicht entschließen. Besonders ergrimmten sie darüber, daß Coquet, der Syndicus der Stadtwache, den sie für einen eifrigen Anhänger der Reformation ansahen, unter der Zahl der Richter war, da derselbe nach ihrer Meinung verdiente, auf der Bank der Angeklagten zu sitzen [2]).

Hätte es sich nur darum gehandelt, den Urheber des an dem Stifts-

---

[1]) Rathsprotokoll vom 9. Juli 1533. — Msc. de Roset, Chron. liv. III, ch. XIV. — Msc. de Gautier.

[2]) *Ibid.*

herrn verübten Mordes zu bestrafen, so würde der Prälat sich vielleicht auf die Syndici verlassen haben; aber er gedachte in Genf die Freiheit und die Reformation zu vernichten, und deshalb verließ er sich nur auf sich selbst. Den Bitten, Drohungen und der Gewalt fügten einige noch Argumentationen hinzu. Es gab keine Art von Beweisgründen, die man nicht in den scholastischen Debatten vorbrachte, um darzuthun, daß die Priester selbst in bürgerlichen und politischen Dingen die besten Richter seien. Dieser sonderbare Satz wurde durch Syllogismus bewiesen. Der Vordersatz war dieser: „Der ist am geschicktesten zu richten, der Gott am nächsten steht.“ Es folgte der Untersatz: „Nun stehen die Geistlichen Gott näher als die Laien. Also“ .... und dann kam der Schluß. Man nahm auch seine Zuflucht zu Argumenten, die aus der Astronomie entlehnt waren. „Wie es in der Welt zwei große Leuchtkörper giebt,“ sagte man, „so giebt es auch zwei in der menschlichen Gesellschaft. Die Kirche ist die Sonne, und der Staat ist der Mond. Nun hat aber der Mond kein eigenes Licht, alles Licht kommt von der Sonne. Es ist also klar, daß die Kirche in sich formell und virtuell die weltliche Gerichtsbarkeit im Staate besitzt[1].“

Solche Argumente hatten in den Augen des Prälaten große Kraft; er ernannte zwei Deputirte, seinen Vogt und seinen Advokaten, und sandte sie an die Zweihundert, um die Rechte der Sonne aufrecht zu erhalten. Die Vereinigung beider Gewalten in einer Person lieferte ihnen den Hauptbeweis. In ihren Reden war von dem Bischof gar nicht mehr die Rede, sondern nur von dem Fürsten. „Der Bischof ist Euer Fürst,“ erklärten sie, „Ihr Herren Syndici seid seine Beamten: er kann Euch demnach als seinen Unterthanen befehlen, und wenn er in einer Sache, die in Euren Händen ist, selbst entscheiden will, so kommt es Euch nur zu, zu gehorchen.“ Aber diese Theorie der absoluten Gewalt konnte in Genf keinen Eingang finden. „Wir sind nicht Beamte des Fürsten,“ antworteten die Rathsherren, „sondern Syndici der Stadt, die das Volk, und nicht der hochwürdige Herr erwählt hat. Ihm steht die Macht nicht zu, uns einzusetzen, und selbst die von ihm gewählten

---

[1]) »Cum tota claritas lunae sit a sole, patet quod jurisdictio spiritualis, quae comparatur soli, habet in se formaliter vel virtualiter jurisdictionem temporalem.« (Goldasti, Monarchia, II, p. 1461 et seq.)

Beamten leisten uns den Eid, während wir niemand einen solchen zu leisten haben.“ Darauf wandten sich die Syndici an die Deputirten aus Freiburg und sagten: „Ihr Herren, Ihr habt uns in den Tagen Berthelier's beigestanden, helft uns auch jetzt. Nicht wir sind Schuld an der Verzögerung, über die Ihr Klage führt, sondern der Bischof und seine Beamten. Laßt zwei Deputirte des Bischofs, zwei aus Bern und zwei aus Freiburg dem Prozeß beiwohnen und Zeugen sein unseres gerechten Verfahrens.“ Aber eifersüchtig bedacht, den Uebergriffen des Bischofs durchaus keinen Vorschub zu leisten, fügten sie hinzu: „Wir machen dies Anerbieten, nicht weil wir müssen, sondern um uns unserm Fürsten gefällig zu erzeigen.“

Der Bischof beharrte bei seinen Forderungen, und die Berner Abgesandten, welche dem Zwist ein Ende zu machen wünschten, schlugen vor, man solle die Sache zwei vom Rathe erwählten Richtern, zweien, die der Bischof, zweien, die Bern, und zweien, die Freiburg ernennen würde, übergeben. Doch die Genfer antworteten, es sei einem Volke nicht erlaubt, auch nur den kleinsten Theil seiner Rechte zu opfern, und der endlosen Plänkeleien müde, erklärten sie: Wenn man unser Anerbieten verwirft, so versammeln wir den allgemeinen Volksrath und thun, was dieser beschließt. Die Berner aber wußten, daß, wenn die Sache dem Volke vorgelegt wurde, keine Ausgleichung mehr möglich sei, und riefen deshalb: „Bitte, thut das nicht!“

Während selbst Bern die Syndici inständig bat, doch nachzugeben, beschworen die Frauen, Verwandten und Freunde der Gefangenen sie, bei ihrem Widerstande zu beharren. Jeden Morgen fürchtete man die Nachricht zu erhalten, daß es zu spät sei zum Handeln. „Es ist Zeit, die Sache zum Schluß zu bringen,“ sagten die Syndici zu den Bernern. „Die Gefangenen sind nur in vorläufiger Haft, ist es da recht, sie leiden zu lassen, als ob sie schuldig wären? So geht denn hin und redet gerade heraus mit dem Fürsten, macht ihm die Pflicht begreiflich, welche unsere Freiheiten ihm auferlegen.“ Die Berner begaben sich in den bischöflichen Palast, aber weder der Bischof noch die Freiburger, die bei ihm waren, wollten auch nur einen Schritt weichen. Peter de La Baume sagte trocken: „Die Herren von Genf wollen nicht anders handeln, als sie gesagt haben; nun gut, wir werden auch nicht anders handeln, als wir erklärt haben.“ Und die Freiburger setzten in drohendem Tone

hinzu: „Wir gehen nach Hause und da.... werden wir auf ein anderes Mittel denken.“ Dies Mittel war der Krieg. Die Freiburger Deputirten wollten mit Bataillonen wiederkommen [1]).

Während dieser Vorgänge wurden die auf Befehl des Prälaten festgenommenen Hugenotten und Evangelischen, an Händen und Füßen gefesselt, fortwährend in den Gefängnissen zurückgehalten. Peter Vandel, Claude Pasta, der Herr von Compey, Domaine d'Arlod, der energische Ami Perrin und die andern, Jaquéma nicht zu vergessen, erwarteten in den düstern unterirdischen Gewölben der bischöflichen Residenz ihr Geschick. In allen Häusern Genf's, sowie im Rathhause gedachte man ihrer unaufhörlich. „Die Gefangenen werden sehr streng gehalten,“ hieß es. Diese Strenge erregte das allgemeine Mitgefühl, und der Sekretär des Rathes erwähnt derselben sogar in den Protokollen [2]). Hatte der Bischof sie jedoch auch der Freiheit berauben können, sich zu bewegen, so gab es eine andere, die er ihnen nicht wehren konnte, und die denen süßen Trost verlieh, welche das Evangelium in ihr Herz aufgenommen hatten. „Obwohl sie gebunden und mit Ketten belastet waren,“ sagt Calvin, „priesen sie dennoch Gott im Gebet.“ An dieser Stelle redet der Reformator freilich von Paulus und Silas, da sie im Kerker zu Philippi eingeschlossen waren, was er aber über die Freiheit des Gebetes sagt, die selbst durch schwere Ketten nicht gehemmt wird, läßt sich auch auf etliche von denen anwenden, die sich damals in den Gefängnissen des Prälaten befanden.

Nun verbreitete sich das Gerücht in der ganzen Stadt, der Bischof lasse heimlich Boote in Bereitschaft setzen, um die Gefangenen auf irgend ein Schloß zu schaffen. Man sagte, kräftige Bootsleute seien bereit, das Steuer zu führen, Bewaffnete würden die Gefangenen begleiten, und wenn man nur erst auf der Höhe des Sees wäre, könne man der Syndici und der Hugenotten lachen. Diese Gerüchte steigerte den Zorn der Bürger. Einer von ihnen, Peter Verne, ein kühner Mann, sann beim Anblick der am Ufer vor Anker liegenden Boote auf ein Mittel, diese gesetzwidrige Fortschaffung zu verhindern, er meinte, ein einfaches und, wie ihn dünkte, unfehlbares gefunden zu haben. Um es zur Ausfüh-

---

[1]) Rathsprotokoll vom 9. Juli.

[2]) Rathsprotokoll vom 12. Juli.

rung zu bringen, wartete er (wie wir später sehen werden), bis die Schleier der Nacht ihn den Blicken etwaiger Aufpasser verbargen [1]).

Wenn aber die Räthe des Fürsten die gefangenen Hugenotten fortzuschaffen gedachten, so waren gewisse Mameluken höchst unwillig darüber, daß noch eine so große Anzahl frei umherging, und daß der Bischof so lange zögerte, sie alle ohne Ausnahme zu verhaften. Es kam ihnen vor, als ob der Staatsstreich, oder vielmehr der Handstreich, von dem sie geträumt hatten, zu lange auf sich warten ließe, und sie wußten wohl, daß ein Unternehmen rasch vollzogen werden muß, wenn es gelingen soll. Einige von ihnen setzten sich daher in den Kopf, sie müßten der officiellen Langsamkeit durch einige unvorhergesehene Angriffe zu Hülfe kommen.

Es war um die Erntezeit. Johann Ami Curtet oder Curteti, einer der angesehensten Bürger, der sich dem Evangelium zuneigte und einer durch den Herzog Philibert den Schönen geadelten Familie angehörte, war des Morgens ausgegangen, um nach seinem an den Ufern der Arve gelegenen Felde zu sehen. Er prüfte die Halme und Aehren, und alles schien eine günstige Ernte zu versprechen. Da er wohl wußte, daß das Korn, wenn es einmal die Reife erlangt hat, nicht lange ungeschnitten bleiben darf, so befahl Curtet dem Aufseher, der ihn begleitete, er solle die Aehren unter der Sichel fallen lassen; — aber er sollte selbst vor ihnen an diesem nämlichen Platze fallen... Plötzlich vernimmt man Lärm, verkleidete Männer erscheinen, dringen auf ihn ein, werfen ihn zu Boden, erstechen ihn und lassen ihn sterbend auf seinem Felde liegen. Das Gerücht gelangte sogleich in die Stadt. „Es sind verkleidete Edelleute, die ihn ermordet haben," hieß es. Auf diese schreckliche Kunde nahmen die Verwandten und Freunde Curtet's ihre Büchsen, und etwa vierzig von ihnen eilten nach der Arve-Brücke. Sie hoben den Unglücklichen, der schwer verwundet war, auf und kehrten mit der traurigen Last langsam nach der Stadt zurück. Aber im Innern glühten sie vor Zorn. Als der Zug an einem Hause vorüberkam, in welchem Freiburger wohnten, rief ein Genfer aus der Schar ihnen zu: „Elende! Verräther!" Die Freiburger, welche an diesem Morde unschuldig waren, schwuren, daß sie für diesen Schimpf Rechenschaft fordern würden. Aber

---

[1]) Rathsprotokoll vom 12. Juli 1533.

als der Trauerzug, welcher sich langsam durch die Hauptstraßen Genf's bewegte, unter den Fenstern der bessern Bürger vorüberkam, erregte er ganz andere Gedanken. Man fragte sich, ob die Anhänger des Fürstbischofs auf die ungesetzlichen Verhaftungen nun den Mord folgen lassen wollten? ob es genügend sei, sich in eine Maske und seltsame Kleidung zu hüllen, um ohne eigne Gefahr einen Bürger ums Leben zu bringen? und ob jeder Hugenott bei der harmlosesten Beschäftigung plötzlich von einem maskirten Gegner auf dem von seinen Vorfahren ererbten Felde todt zu Boden gestreckt werden könne [1])?

Während sich diese Gefahren über den Häuptern der Freunde der Reformation in Genf selbst anhäuften, zeigten sich nicht minder große Gefahren in der Umgebung der Stadt. Leute, die aus den am linken Ufer der Rhône und des Sees gelegenen Gegenden kamen, berichteten, daß Freiburger und Savoyische Bewaffnete fortführen, sich in großer Anzahl zu Gaillard zu sammeln, und daß ein Wernli einen Theil derselben befehligte. Man wußte, daß der Verwandte des Stiftsherrn in seinem Unwillen über den Tod desselben neben der Liebe und Achtung, welche er seinem Andenken bewahrte, noch ein kräftigeres Gefühl hegte, nämlich den Durst nach Rache. Die Ritter und Soldaten in seiner Umgebung wurden von seinem Zorn angesteckt. Aber nicht nur zu Gaillard sammelten sich Bewaffnete nach der Aussage der Landbewohner; es waren auch Truppen etwas höher droben nach der Seite des Gebirges zu, in Etrembières, wo man durch eine Fähre über die Arve in den Bezirk Mornex gelangte, gesehen worden. Ja noch höher hinauf um den malerischen Hügel Montoux herum und besonders im Dorfe Collonges sollten sich ebenfalls Bewaffnete zeigen. Zugleich brachten Leute, die vom rechten Ufer der Rhône und des Sees, von der Seite des Jura, nach Genf kamen, ähnliche Nachrichten und sprachen von Soldaten im Lande Gex, besonders beim großen Saconnex, ungefähr drei Viertelmeilen von Genf. Die Stadt begann von ihren Feinden eingeschlossen zu werden [2]).

Endlich schien der Augenblick nahe, wo die in Arbois gefaßten Beschlüsse des Bischofs sich verwirklichen sollten. Der Prälat, welcher seinem Freunde Besançon Hugues den Vorwurf machte, nicht genug

---

[1]) Rathsprotokoll vom 14. Juli 1533.

[2]) Rathsprotokoll vom 10. Juli 1533.

gebellt (aboyé) zu haben, um das Sinken seiner Autorität zu verhindern, gedachte nicht nur selbst wider die Wölfe zu bellen, sondern sie sogar zu zerreißen. Einer jener Priester, die Rom in die Reihe der Fürsten der Nationen erhoben, hatte er gesagt: „Ich bin gewohnt, etwas mit Nachdruck durchzusetzen... ich werde sehen, wie es gehen wird,... verlaßt Euch nicht auf mich.“ Und nun bereitete sich dieser Priester auf die Erfüllung seiner Orakelsprüche vor.

Genf's Zukunft war in Gefahr. Am 10. Juli 1533 schienen dunkle Schleier sich über der herrlichen Stadt auszubreiten. Eine fanatische Partei bereitete das Leichentuch, in welchem sie die Unabhängigkeit der Bürger und die Reformation der Kirche zu Grabe zu tragen gedachte. Diese Stadt, von deren ruhmvoller Bestimmung schon viele geträumt hatten, sollte nun zu einem bloßen Flecken herabgewürdigt werden, der in der Welt nur einen unscheinbaren Platz einnehmen konnte unter dem entnervenden Einflusse Roms ohne Licht und Freiheit.

Aber anders stand es in den Sternen geschrieben. Gott bereitete Genf und Calvin zu gleicher Zeit zu, um eine Schlacht zu liefern, deren Resultat der Sieg des Evangeliums und die Freiheit der neueren Völker sein sollte. Und um diese ruhmvollen Ereignisse herbeizuführen, mußte der große Reformator bald, ohne Absicht von seiner Seite, seine Schritte nach der kleinen, aber thatkräftigen Stadt lenken, die einzig in ihrer Art in Europa dasteht, und an die der Mann Gottes gar nicht dachte.

Wir wollen uns wohl hüten, nicht anzuerkennen, daß auch andere Völker ihren Stein zu dem Gebäude der religiösen und bürgerlichen Freiheit hinzugetragen haben. Von der Schweiz, von Deutschland, von den Niederlanden, von den brittischen Inseln, von Frankreich und später von Amerika und noch andern Ländern sollten einige jener Thaten ausgehen, die bestimmt waren, dem Rechte Gottes und der Freiheit der Menschen den Sieg zu sichern.

Aber gewiß haben auch Calvin und Genf das Ihrige gethan. Calvin besaß eine unbeugsame Entschlossenheit. Gott hatte zu diesem Manne, wie ehemals zu einem seiner Propheten, gesagt: Ich habe deine Stirne hart als einen Demant gemacht. Darum fürchte dich nicht, entsetze dich auch nicht vor ihnen, daß sie

so ein ungehorsam Haus sind[1]). Es war kein Zufall, wie man gesagt hat, daß ein solcher Charakter in die Mitte eines Volkes berufen wurde, welches in fürchterlichen Kämpfen das Blut seiner edelsten Bürger vergossen und der absoluten Gewalt einen unbezwinglichen Widerstand entgegengesetzt hatte. Zu der Zeit, deren Geschichte wir erzählen, bereitete Gott Calvin und Genf, jeden besonders, zu; aber die Vereinigung dieser beiden, wenn ich mich so ausdrücken darf, für einander prädestinirten Naturen mußte unfehlbar bedeutende Wirkungen in der Welt hervorbringen. Der Reformator sollte in diesem kleinen Winkel der Erde eine Fülle sittlicher Kraft hervorrufen, die das Ihrige zur Rettung der Reformation in Europa beigetragen und in einigen bevorzugten Gegenden desselben kostbare Freiheiten erhalten hat, auf welche alle Nationen gleiche Rechte haben.

Ein großer Mann und ein kleines Volk mußten im 16. Jahrhundert der Reformation zum Mittelpunkte dienen. Die Festigkeit des einen und die Energie des andern, die wie Stahl im Wasser des Evangeliums gehärtet waren, sollten den größeren, aber vielleicht weniger entschlossenen Nationen zum Muster dienen und der Kraft anderer das Siegel der Einigkeit aufdrücken. Ein klein Feuer, welch einen Wald zündet es an[2])!

Während man auf dieses neue Morgenroth harrte, herrschte in Genf Kummer und Leid. Die Reformatoren waren vertrieben; ihre eifrigsten Anhänger lagen in Banden oder irrten im Lande umher; und das Schwert hing über den Häuptern aller Freunde des Wortes Gottes. Die Mameluken triumphirten, die Freunde des Evangeliums und der Freiheit fragten angstvoll, ob der große Trauertag hereingebrochen sei..... Die Frauen der Gefangenen und der Flüchtlinge waren jeden Augenblick auf traurige Nachrichten gefaßt; die Kinder riefen nach ihren Vätern, aber diese kehrten nicht zurück; überall Seufzer, Klagen, Furcht, ja selbst Ausbrüche des Zornes.

Nur einige Seelen, die ihr Vertrauen auf Gott setzten, hielten an der Hoffnung fest. Weil sie wußten, daß „Gott nur Gott ist, wenn er auf einem Throne sitzt, d. h. wenn er die Welt regiert," fürchteten sie

---

1) Hesek., 3. 9.

2) Ep. St. Jacobi, 3, 5.

„nichts von den Mächten der Erde, so furchtbar diese auch drohen möchten [1])." In der allgemeinen Aufregung und Niedergeschlagenheit gab es doch Gläubige, die, wiewohl unter Thränen, ihre Augen voll Hoffnung und Zuversicht zum Himmel erhoben.

---

[1]) Calvin.

Ende des dritten Bandes.

Gedruckt bei Friderichs, Langewiesche & Comp. in Elberfeld.

Kapff, F. W. Krummacher, Lange, Lechler, Merle d'Aubigné, van Oosterzee, Redepenning, Sack, Schwarz, Schweizer, Steinmeyer, Ullmann, Wichern **rc.** zur Seite stehen (vide den Umschlag jeden Bandes und den apart ausgegebenen ausführlichen Prospectus), so darf es mit Recht als eine der hervorragendsten Erscheinungen neuerer Zeit auf kirchengeschichtlichem Gebiete bezeichnet werden.

Der I. Thl.	(d. ganzen Folge III. Bd.):	„Melanchthon"	z. Subsc.-Preis v.	1 Thl.	10 Sg.
„ II.	„ „ „ „ VII. „	„Urb. Rhegius"	„ „ „	1 „	— „
„ III.	„ „ „ „ VI. „	„Joh. Brenz"	„ „ „	1 „	5 „
„ IV.	„ „ „ „ VIII. „	„Suppl.-Band"	„ „ „	2 „	— „

sind bereits erschienen. Man subscribirt auf das ganze Werk zu dem Preise von circa **Zehn Thaler;** daß der Druckbogen à 16 Seiten, durchschnittlich gerechnet, **keinesfalls** höher als 1¼ Sgr. zu stehen komme, dafür **garantirt** hierdurch die Verlagshandlung. — Einzelne Bände sind immer um die Hälfte theurer, als im Subscriptions-Preise.

Allen Denen, die ein warmes Interesse haben für die Evangelische Kirche im Allgemeinen, und die Lutherische speciell — Ihnen sei der Aufbau dieses neuen Pantheons an's Herz gelegt, in welchem kein Partheihaß, sondern nur die unpartheiische Sprache des „Historikers" zur Geltung kommen soll.

Die Bekenntnisschriften
der
reformirten Kirchen Deutschlands.

Herausgegeben von

Dr. Heinrich Heppe.

21 Bogen gr. 8. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt.

Historische Einleitung. — Bekenntnis des Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz. — Das anhaltische Bekenntnis. — Das nassauische Bekenntnis. — Das bremische Bekenntnis. — Das hessische Bekenntnis. — Das Bekenntnis der Heidelberger Theologen von 1607. — Das allgemeine deutsch-reformirte (brandenburgische) Bekenntnis. — Das Bekenntnis des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg. — Das ostfriesische Bekenntnis von 1554.

Die Dogmatik der evangelisch-reformirten Kirche.

Dargestellt von

Dr. Heinrich Heppe.

33 Bogen gr. 8. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Von den vielen schon vorhandenen Dogmatiken reformirter Theologen unterscheidet sich die vorliegende dadurch:

„daß sie nicht die persönliche Glaubenslehre des Verfassers, „sondern lediglich das ganze Lehr-System der reformirten „Kirche zur Darstellung bringt."

Was Hase in seinem „Hutterus redivivus" für die lutherische Kirche geleistet, das strebt hier Heppe für die reformirte Kirche an **und befriedigt dadurch ein Bedürfniß, daß seit Jahren und von den bedeutendsten Seiten anerkannt worden ist.**

Die Darstellung ist eine rein objective ohne alle Beimischung von Polemik.

Alle evangelischen Theologen (nicht die reformirten allein) und studirte Laien werden diesem Werke ihr Interesse zuwenden und es um so eher anschaffen, als es ihnen, bei guter Ausstattung, zu einem **sehr billigen** Preise offerirt wird. **Es soll eine thunlichst vollständige Bibliothek der reformirten Dogmatik in nuce liefern und ein möglichst unentbehrliches Compendium für Lehrende und Lernende sein.**